



Der Eschenbach in Unterinn

Wasserkraft aus dem Wolfgrubner See
Mühlen und altes Handwerk auf dem Ritten



Der Eschenbach in Unterinn

Ein vom Wolfsgruber See gespeister Mühlbach lieferte einst die Wasserkraft für 25 Betriebe - Mühlen, eine Wagnerwerkstatt, Sägen, eine Walkerei, Schmieden, Stampfen, usw.- bis hinunter zur Eisackschlucht. Die Anlagen sind überall noch greifbar, teilweise noch gut erhalten. Einige sollen wieder instand gesetzt werden: ganz oben am Bachbeginn die Oberstmüller Säge und die Vorhauser und Sacker Mühle am unteren Ende des Eschenbaches. Auch die Anlage eines Wanderweges entlang den Mühlen soll neuerlich überlegt werden. Der Ritten, eine hügelige Hochfläche zwischen Eisack- und Talferschlucht, dem Rittner Horn und der Stadt Bozen ist ein uraltes Siedlungs- und Durchzugsgebiet. Zu den zahlreichen Versuchen, die schluchtartigen und also unwegsamen Flusstäler zu umgehen, zählt auch der sogenannte „Kaiserweg“ über Rentsch, Signat, Unterinn, Lengmoos, Klobenstein, Lengstein und weiter bis Kollmann. Gasthäuser, große Bauernhöfe, die verschiedensten Werkstätten, Hospize, Ansitze, Burgen, Kirchen...vielfältig sind die Geräte, die Bau- und Siedlungsformen. Dazu kommen die Einrichtungen für den Reise- und Frachtverkehr. Was sich erhalten hat, was verloren gegangen ist, wird hier dargestellt, ebenfalls die Weiterentwicklung, die Fülle der wirtschaftlichen Verbindungen zu den umliegenden Gebieten.

Diese Untersuchung beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit dem Eschenbach in Unterinn. Das ganze Umfeld dieses Mühlentales, dieses „Industriewassers“ wird zum Thema gemacht: Archäologie, Geologie, die Landschaft und Wirtschaft im Laufe der Jahreszeiten, Künstler, Unternehmer, Alteingesessene und Neubürger.

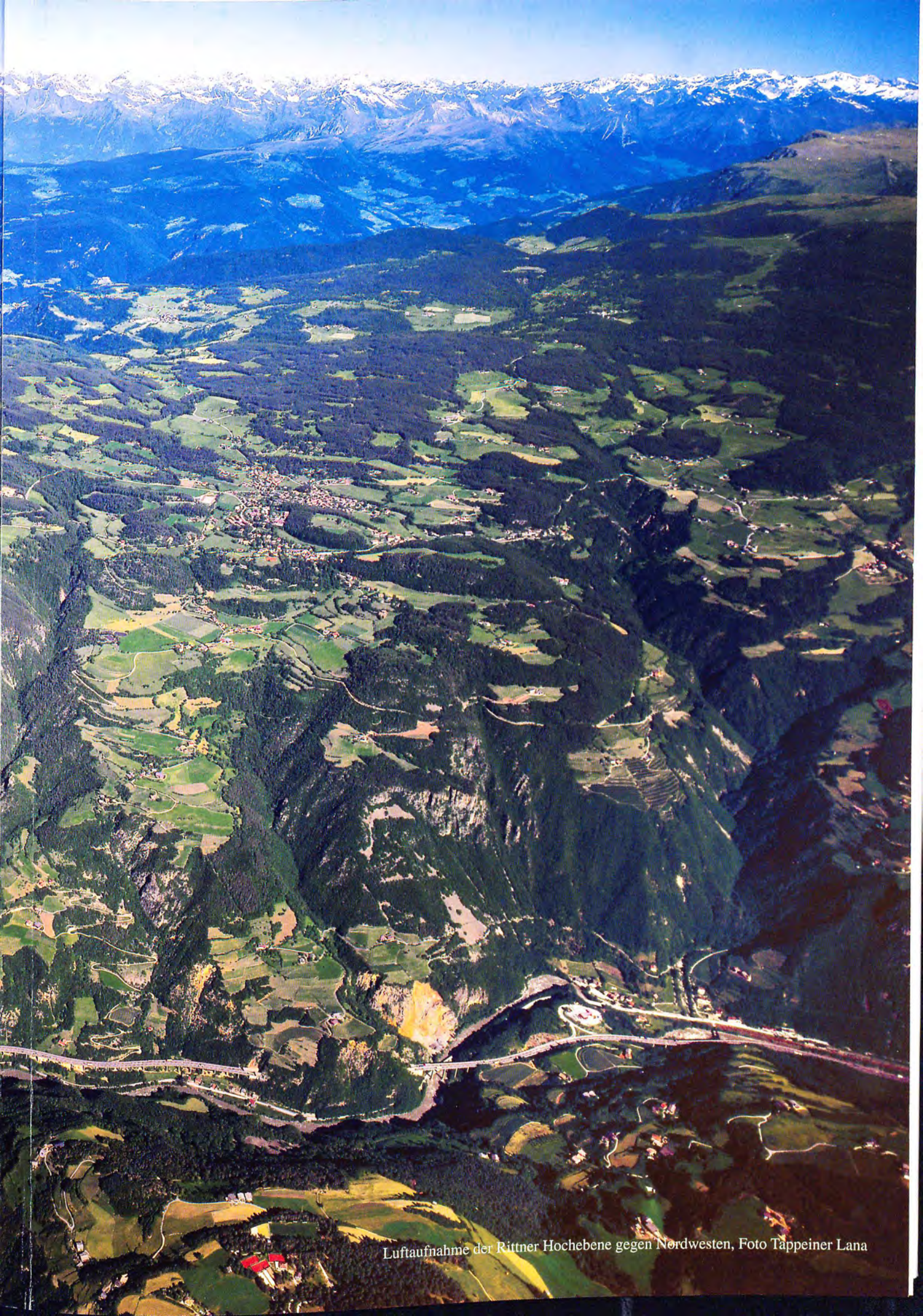
Der 82-jährige Wagnermeister und Müller Alois Niederstätter hat die alte Mühle und die Oberstmüller Säge erneuert und für das Wagnerhandwerk einen Schauraum eingerichtet.

Ähnliches plant die Nachbarin Marianne Mur, die Tochter vom letzten „Schmied am Stein“. Die aufgelassene Werkstatt mit der beeindruckende Fülle an selbstgefertigten Werkzeugen - „hightech“ früherer Zeiten - soll der Nachwelt erhalten bleiben.

Das 160 Seiten umfassende Buch enthält mehr als 25 Fachbeiträge oder erzählende Darstellungen, über 150 Farb-bilder und alte schwarzweiße Fotos. Es wurde 2003, anlässlich der Eröffnung der „neuen“ alten Mühle des Alois Niederstätter, vorgestellt. Die technischen Zeichnungen und Erklärungen stellte Geometer Hans Glaser als fachkundiger Berater zur Verfügung. Er hat mit seinem Buch „Hölzerne Fahrzeuge auf holprigen Wegen“ (Erschienen im Eigenverlag 1995) wichtige Anregungen gegeben. Die verbindenden Texte stammen von *Hans Wielander*

Zum Titelbild: Oben der „Roderer“ Alois Niederstätter, das verfallende Rad der Templermühle, Kammrad und Spindel; unten erneuerte Mühle und der winterliche Eschenbach in Unterinn.





Luftaufnahme der Rittner Hochebene gegen Nordwesten, Foto Tappeiner Lana

Der Eschenbach in Unterinn

Wasserkraft aus dem Wolfsgrubner See
Mühlen und altes Handwerk auf dem Ritten





Alter Mühlstein auf dem Hauptplatz von Unterinn



Mit ganzer Kraft für die Gemeinschaft

Der Wagnermeister Alois Niederstätter



Wenn es galt, etwas für die Gemeinschaft zu tun, ließ er in seiner Werkstatt alles liegen und stehen. Das war in den vergangenen Jahrzehnten bei Alois Niederstätter, Jahrgang 1921, sehr oft der Fall. Der Wagnermeister hat sich voll für die Wirtschaft und Kultur in seinem Heimatort Unterinn eingesetzt. Sein Wirken ist eng verbunden mit dem Wolfsgrubner See.

Alois Niederstätters Heimathaus, das vor einigen Jahren durch einen Neubau ersetzt wurde, stand knapp unterhalb des Wolfsgrubner Sees, direkt am Eschenbach, der sein Wasser aus dem See bezieht und über Jahrhunderte Mühlen, Schmieden und Sägewerke mit Wasserkraft antrieb. Eine der noch erhaltenen Mühlen steht beim "Girst", Niederstätters Heimathaus. Der Name der Mühle ging auf die Besitzer über und so ist Alois Niederstätter am Ritten allgemein als "der Girst" bekannt. Nach dem Besuch der damals rein italienischen Volksschule in den Jahren 1927 bis 1933 trat Alois Niederstätter als Lehrling in die Wagnerwerkstatt seines Vaters ein. Im Jänner 1944 wurde er zur Deutschen Wehrmacht einberufen und kam u.a. bei der Landung der Alliierten in der Normandie zum Einsatz. Das Kriegsende erlebte er in Ungarn, von wo aus er nach kurzer Gefangenschaft im Oktober 1945 nach Hause zurückkehren konnte. Er übernahm die Wagnerwerkstatt von seinem Vater, der sich von nun an ganz der Mühle widmete. Seit 1951 ist Alois Niederstätter mit Hildegard Lobis vom Kohlhof in Unterinn verheiratet. Als das erste Kind unterwegs war, stellte der Wagnermeister einen hölzernen Kinderwagen her. Dieser kam insgesamt sechs Mal zum "Einsatz" und ist heute noch gut erhalten.

Bereits in jungen Jahren stellte sich Niederstätter in den Dienst von Vereinen: Mit 15 Jahren spielte er in der Musikkapelle, Mitglied des Kirchenchors war er schon ein Jahr vorher geworden. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft trug er wesentlich dazu bei, die beiden während des Krieges fast nicht mehr bestehenden Vereine wieder aufzubauen. Bei der Musikkapelle war er dann viele Jahre im Vorstand und bekleidete auch einige Jahre das Amt des Obmannes.

Dreh- und Angelpunkt seines Wirkens für die Gemeinschaft sollte jedoch der Wolfsgrubner See werden. Im Jahre 1948 übernahm Alois Niederstätter von seinem Vater die Obmannschaft der 1632 gegründeten See-Interessenschaft, die für eine geregelte Nutzung des Seewassers zu sorgen hatte.

Damals hatte der See allerdings zum Teil bereits seine Bedeutung für das „Gewerbegebiet“ entlang des Eschenbaches verloren. Mit dem Einzug der Elektrifizierung in den 30iger Jahren wurden die Mühlen zu den Höfen verlegt und auch die noch am Bach verbliebenen Betriebe wurden nach und nach auf elektrischen Strom umgestellt. Bei einer Sitzung der See-Interessenschaft Anfang der 50iger Jahre unterbreitete Obmann Niederstätter, damals der Jüngste im



Oben: Der stolze Müller und der wachsame - und sehr neugierige - Haushund.

*Vorhergehende Seiten: Alois Niederstätter und seine Frau Maria, geborene Lobis, vor den beiden erneuerten Mühlen.
Mitte: Das neue Mühlrad für die kleine Venezianersäge.*

Vorstand, den Vorschlag, das Wasser aus dem See in Zukunft für die Landwirtschaft zu nutzen, anstatt es nutzlos den Berg hinunter rinnen zu lassen. „Wenn du meinst“, war die Antwort, womit zum Ausdruck gebracht wurde, dass man vom Vorschlag zwar nicht begeistert, aber auch nicht dagegen war.

Niederstätter war nun entschlossen, sein Vorhaben durchzuziehen, wobei er damals noch nicht ahnen konnte, welchen "bürokratischen Leidensweg" er damit gehen musste. Die Rechte der See-Interessenten - insgesamt 24, der Großteil davon Bauern- mussten zunächst von der bisherigen Nutzung auf Beregnung umgeändert werden.

Nun konnte das Beregnungskonsortium Unterinn gegründet werden, mit Niederstätter als Obmann. Es folgten schwierige Verhandlungen mit dem für den See zuständigen Staatsbauamt und mit der Region, in deren Kompetenzbereich damals die Wassernutzung lag. Die Höfe der Interessenten lagen weit verstreut, was zur Folge hatte, dass lange Leitungen geplant werden mussten, zum Teil auch durch Höfe von Bauern, die nicht der Interessentschaft angehörten. Die Region regte an, auch diese Höfe in die Planung mit einzubeziehen, doch reichte das Wasser kaum für die See-Interessenten. Nach langen Bemühungen gelang es dem Obmann, 20 Sekundenliter Wasser aus dem Emmersbach zu erhalten, was die empfohlenen zusätzlichen Anschlüsse ermöglichte. 1963 wurde das Projekt endlich von der Region genehmigt. Gleich darauf wurde mit der Verlegung der Rohrleitungen begonnen, damals ausschließlich mit Handarbeit. Bei der Durchführung des Projektes hat vor allem der Obmannstellvertreter des Beregnungskonsortiums, Karl Oberrauch ("Ruaß"-Bauer) tatkräftig mitgewirkt; er war nicht nur Bauleiter, sondern arbeitete auch selbst mit.

Zwei Jahre nach der Genehmigung des Projektes konnte mit der Beregnung begonnen werden. Es war damals eine Fläche von rund 90 Hektar, wobei nicht alle an das Leitungsnetz angeschlossenen Höfe zur Gänze beregnet wurden. Die Beteiligungskosten wurden nach Fläche berechnet und machten pro Hektar einen Betrag in der Höhe des damaligen Wertes einer Kuh aus. Zusätzliches Wasser konnte dann später aus dem Staubecken "Schußmoos" gewonnen werden, dessen Bau vom Beregnungskonsortium vorgeschlagen und projektiert wurde. Mit der Beregnungsanlage war ein wichtiger Schritt zur Verbesserung der Lage in der Landwirtschaft getan worden. Nun konnte auch an neue und ertragreichere Kulturarten gedacht werden. Von Seiten der Region wurde dafür Hilfe zugesagt. So kam es 1969 auf Initiative von Alois Niederstätter zur Gründung der "Anbau- und Absatz-genossenschaft Ritten" (AAGER).

Der Wagnermeister wurde zum Obmann gewählt. Um die angestrebte zentrale Vermarktung der AAGER-Produkte zu erreichen, brauchte es natürlich

auch ein Gebäude für die Verarbeitung und Lagerung. Als "Vereinsidealist" dachte der Obmann aber vor allem auch an die Vereine: Im geplanten Haus sollten auch kulturelle und gesellschaftliche Veranstaltungen ermöglicht werden. Wirtschaft, Kultur und Finanzwesen (Raiffeisenkasse) unter einem Dach - das war sein Ziel. Es wurde erreicht, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, deren Überwindung ein starkes Durchhaltevermögen erforderte.

Besonders um die Durchführung des Hausbaues und den Aufbau der Genossenschaft verdient gemacht hat sich Karl Oberrauch.

Als 1967 das Bodenverbesserungskonsortium Ritten als Nachfolgeorganisation des Beregnungskosortium Unterinn gegründet wurde, übernahm Oberrauch das Amt des Obmannes, Niederstätter wirkte als Obmannstellvertreter im Vorstand mit. Das Bodenverbesserungskonsortium übernahm von der Vorgängerorganisation den Plan zum Bau des Staubeckens "Schußmoos" und führte das Projekt gemeinsam mit der (inzwischen aufgelösten) Quellwassergenossenschaft und der Gemeinde Ritten durch. Dieser Speicher liefert nicht nur zusätzliches Wasser für die Beregnung, sondern hat sich auch immer mehr als unentbehrlich für die Trinkwasserversorgung erwiesen. Auch im Rittner Gemeinderat hat sich Niederstätter tatkräftig für die Allgemeinheit eingesetzt. Natürlich galt sein Einsatz in erster Linie seinem Heimatort Unterinn; als weitblickender Verwalter unterstützte er jedoch auch die Anliegen der Vertreter aus den anderen Ortsteilen im Gemeindegebiet. 1969 wurde er erstmals in den Gemeinderat gewählt, nach den Wahlen im Jahre 1974 wurde er in den Ausschuß berufen, dem er dann bis 1985 angehörte. Er wurde 1985 wiedergewählt, stellte sich jedoch nicht mehr für den Ausschuß zur Verfügung, sondern blieb bis zum 31. Jänner 1986 einfaches Ratsmitglied. Damals übernahm die Raiffeisenkasse den Schatzamtsdienst der Gemeinde. Niederstätter, Mitglied des Vorstandes seit 1947, schied daraufhin wegen Unvereinbarkeit aus dem Gemeinderat aus. Seit Mai 1994 ist er Obmann der Raiffeisenkasse Ritten.

Als Wagnermeister hat Niederstätter Fahrgestelle aller Art hergestellt, sowie Geräte, die damals in der Landwirtschaft gebraucht wurden. In den 50er Jahren begann am Ritten der Siegeszug der Motorisierung auch in der Landwirtschaft: An die Stelle der von Ochsen oder Pferden gezogenen Fuhrwerke traten nach und nach die Traktoren und andere motorgetriebene Fahrzeuge.

So ging es mit der Wagnererei allmählich zu Ende. Niederstätter begann nun mit der Herstellung von hölzernen Gerüstestellen. Dazu benötigte er auch ein Sägewerk, das dann später ausgebaut wurde.

Ganz aufgegeben hat der Wagnermeister seine frühere Arbeit aber doch nicht. Neben kleineren Auftragsarbeiten verfolgt er nun das Ziel, in einem Schauraum

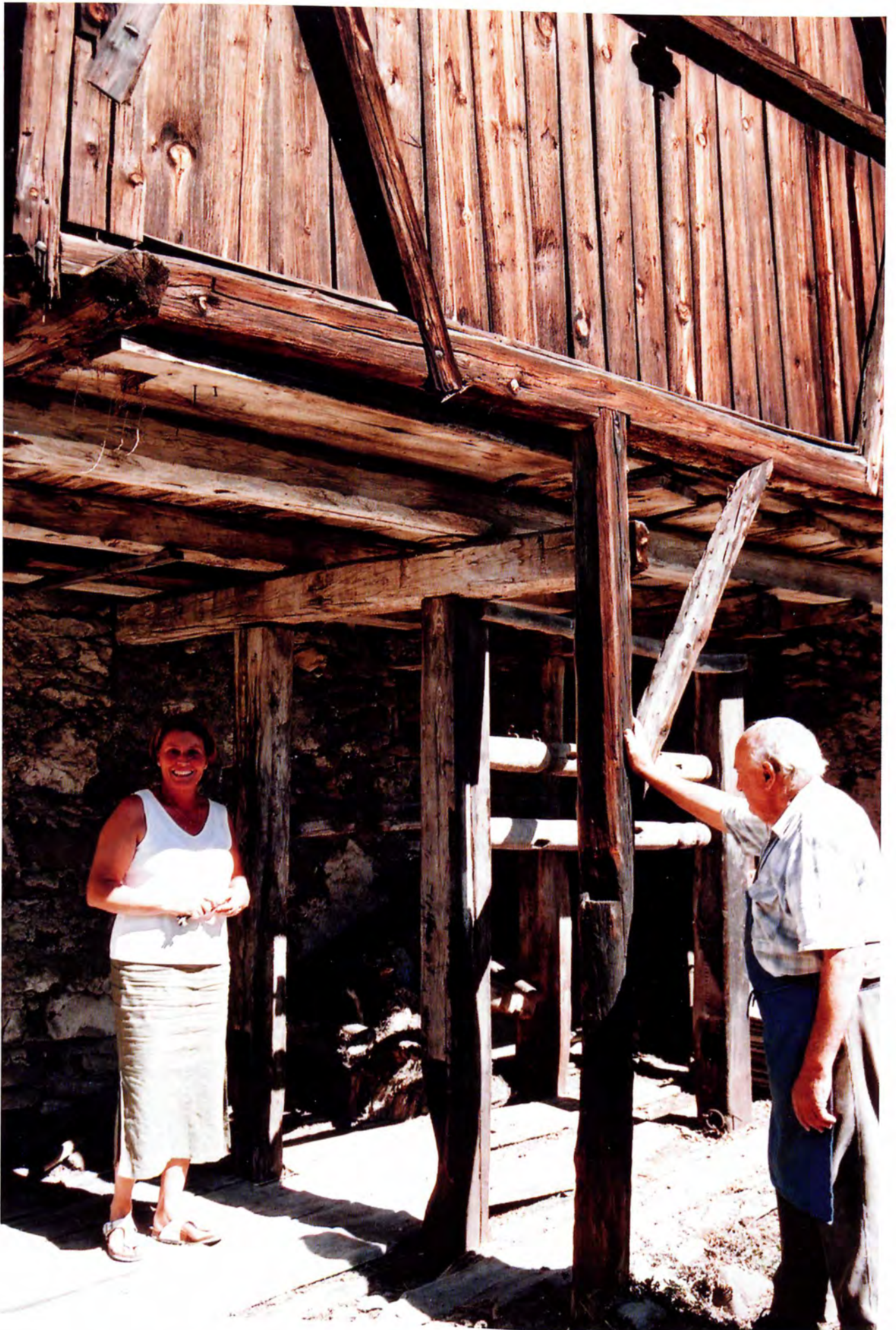


Besuch vom anderen Ende des Eschenbaches, vom Stockerhof. Die Frau von Hepperger besitzt ebenfalls eine Mühle, die wieder erneuert werden soll.

von ihm selbst hergestellte Fahrgestelle und andere landwirtschaftliche Geräte zu zeigen. Dadurch soll die Erinnerung an eine versunkene Arbeitswelt wachgehalten werden. Gezeigt werden auch alte Maschinen aus der Wagnerwerkstatt. Das Gebäude der alten "Girst"-Mühle wurde mustergültig restauriert, die Bestandteile für Mahlwerk und Mühlrad hat Niederstätter selbst angefertigt und zusammengebaut. Die Mühle kann nun zu Vorführungszwecken in Betrieb gesetzt werden. Daneben wird auch eine alte Venezianer-Säge zu sehen sein.

Mit Genugtuung kann der heute 82jährige Wagnermeister und Vereinspionier auf ein erfülltes Leben zurückblicken. Bei seinem unermüdlichen Einsatz für die Gemeinschaft hatte er zwar manchmal auch gegen Unverständnis anzukämpfen, was aber wohl jedem widerfährt, der Neues schaffen will. Die Erfolge jedoch haben Alois Niederstätter durchwegs Recht gegeben.

Hans Gamper



Elfriede Complojer

Die „Schmitten“ am Ritten

und die „Alte Schmiede am Stein“

Hand in Hand mit dem ersten Wagen, ob zwei- oder vierrädrig, zog bereits der Schmied ins Land. Längs der Wege, meist vor oder nach schwierigem Gelände, womöglich in der Nähe eines Baches, wurden die Werkstätten aufgeschlagen.

Laut Strabo zog über den Ritten ein Strang der berühmten Bernsteinstraße, die vom Samland bis hinunter zur Magna Graecia reichte. Somit ist anzunehmen, daß der Rittner Weg ziemlich gesichert und gut ausgebaut gewesen sein muß, noch ehe die Römer ins Land kamen.

Man stelle sich vor, wenn so ein Zugtier, Ochs oder Pferd, lahmt wegen eines vernagelten oder verlorenen Hufeisens oder durch den Bruch eines Eisenringes das Rad auseinanderzufallen drohte, da konnte



nur der Schmied Abhilfe schaffen. Wie bereits vermerkt, standen an allen kritischen Punkten Schmieden. Man nannte sie die Wagen-, Huf- und Nagelschmieden. Fast nach jeder Schmiede am Bach befand sich zugleich eine Wagner-Werkstätte. Eigentlich wurden sie „Roderer“ betitelt. Schmiedgattungen gab es auch zweierlei, die Feld- und die Hammerschmieden. Erstere arbeiteten ohne Wasserantrieb, während die großen Hammerschmieden zur Hebung des Schmiedhammers Wasser benötigten.

Da nun dem unbefahrbaren Teil der unteren Eisackschlucht ausgewichen werden und aller Verkehr buchstäblich die ganze Breite des Rittner Bergrückens überqueren musste, so war es ein Glück, dass sehr viele kleinere und größere Bäche vom Ritten herab ins Tal stürzen und fast alle ganzjährig Wasser

führen. Wohl an jedem Bach stand eine Schmiede. Sie sind also die letzten handfesten Zeugnisse, wo und wie diese Wegstränge verliefen. Zum Staunen ist nur, dass ihre Spuren, die vor drei Jahrzehnten noch gut sichtbar waren, teilweise zur Gänze verfallen, verwachsen, herausgerissen, unterschwemmt, übermauert oder anplaniert sind.

Das gleiche Schicksal erleben wir mit den Schmieden. Bald, sehr bald werden auch sie der Vergangenheit angehören. Man fragt sich nur, wie so etwas möglich ist? Was früher über ein Jahrtausend überdauerte, heute im rasenden Tempo von kaum drei Jahrzehnten vor unseren Augen in ein Nichts versinkt. Der alte Rauch in Gasters, Sepp Mair, gab mir dazu die treffende Antwort: „Wer nicht mehr arbeitet, ist eben gestorben, dazwischen liegt nur der Totenkampf.“

Die einzige noch in Betrieb stehende Schmiede ist die noch im Urzustand arbeitende „Schmiten am Stain zu Wolfgrueben“. Allen Zeiten zum Trotz hat sie alle Nöte und Neuerungen überdauert und konnte als einziges noch lebendes Denkmal dieser Art unverfälscht samt dem Meister Franz Mur von allen bewundert bis zu seinem Tode 1986 bestehen.

Es gab einen unteren und einen oberen Weg. Der untere Übergang war und blieb der wichtigste, bis auf den heutigen Tag, also von der Urzeit, wo alles getragen oder mit Saumtieren befördert wurde, dann zur Römerzeit, wo für Mann und Ross und Wagen bereits eine Straße gebaut wurde. Zu allen Zeiten war Rentsch in Publitsch, wo der Katzenbach in den Ei-

Vorhergehende Seiten: Besichtigung im „Bschnoatstoll“ in Unterinn beim „Schmied am Stein“. Hier wurden Ochsen und Pferde beschlagen, eine der Hauptaufgaben des Schmiedes. Im Bild die Tochter des letzten Schmiedes, Dr. Marianne Mur und der Nachbar Alois Niederstätter, Wagnermeister und Müller. Sie planen Schauräume für das alte Handwerk. Die alte Obergirsmühle und ein Sägewerk soll demnächst für Besucher geöffnet werden.

Ritten, ein Name mit rätselhafter Herkunft. Um 870 heißt er „ritanus mons“, nach E. Kùhebacher steckt darin ein (PRAEDIUM) RUDIANUM in der Bedeutung „Gut des Rauhen“ oder „Grobens“. Es gibt selbstverständlich auch andere Deutungen: Ritten kommt demnach von reiten, was zwar sehr einleuchtet, aber nicht beweisbar ist, oder von „riton“, was Brücke bedeutet. Es dürfte sich jedenfalls um einen sehr alten Wortkern handeln.



sack mündete, der Aufstieg zum Ritten. Wo stand dann die erste Schmiede? Am Katzenbach natürlich! Übrigens gibt es dort noch einen Hof zum Klughammer.

Der Weg über den Ritten wird als der „Obere Weg“ beschrieben. Eigentlich gab es zwei obere Übergänge. Beide hatten als ersten wichtigen Zielpunkt den Wolfsgrubner See.

Weg a) Verlauf: Publitsch (Rentsch) - Signat - Oartl - Wolfsgrubner See.

Weg b) Verlauf: Vom Etschtal hinauf und über den Tschöggberg nach Afing, hinunter ins Sarntal, überquert die Talfer, hinauf auf die Rittner Seite, Johanneskofl, Wangen, Obernunne (Oberinn), hinaus nach Wolfsgrube.

Wie die Ureinwohner die immer reißende Talfer überquerten, wird wohl ewig ein Rätsel bleiben. Treffend beschreibt Menara in seinen „Wander-wegen“ diese brenzlige Stelle, wie man sie heute kennt.

Es scheint, als ob die Römer in der späteren Zeit am oberen Weg gar keinen Übergang mehr wollten; die Reste eines kleinen Steinbrüggels wurden zwar untersucht, konnten aber nicht eindeutig zugeordnet werden.

Die Gegend wurde nicht wieder besiedelt, höchstens ein Flüchtling huschte über die verfallenen und ausgewaschenen Trampelpfade, oder ein Häufchen römischer Soldaten machten im Sommer gelegentlich ihre Kontrollgänge von Publitsch her hinauf nach Wangen. Auf dem Kirchhügel sollen Funde aus vorrömischer Zeit gemacht worden sein.



Oben: Die neue Brücke über dem Finsterbach. Die alte Holzbrücke liegt etwas tiefer in der Schlucht. Über sie führte der Kaiserweg.

Unten: Blick von Oberinn auf den bewaldeten Rücken des Rittens. Hier hat sich im Mittelalter der Verkehr in viele Richtungen verzweigt. Etwa in der Mitte die Flur mit dem Namen „Gebrack“, ein typischer Rodungsname, in dem das Umstürzen der Bäume und das Brechen der Wurzeln zu hören ist.





Beim Friedhofsbau in Oberinn, erzählt Pfarrer Vienna, fand man Gräber mit etlichen Funden, die aus der Zeit der Urkelten stammen sollen. Es hat überhaupt den Anschein, als ob die Menschen dieser Gegend samt Haus und Hof ausgeräuchert worden wären. Man muss wissen, erzählt er weiter, dass es bis zum Bau des heutigen Friedhofs in Oberinn seit der Urzeit keinen Friedhof mehr gegeben hat. Der Weg aber bestand weiter und wurde erst nach 1027 auf Befehl des Kaisers Konrad II. wieder neu besiedelt. Der Weg von Wangen her zog bei der Wallburg beim Obertreidner vorbei. Treidner ist mit Troj zu vergleichen. Trey - Troy soll ein urkeltisches Wort sein und bedeutet Übergang.

Sowohl in Wangen als auch in Oberinn sind keinerlei Spuren von Sagen ausfindig zu machen, die auf die Römer hinweisen. Wir müssen also die Feststellung machen, dass erst nach 1027 Neusiedler die herrlichen Pflasterwege unterm Johanneskofel neu angelegt haben.

Ob dieser alte Plattenweg nun von den Siedlern nach 1027 wieder neu instand gesetzt oder überhaupt erst neu angelegt wurde...eines ist sicher, ganz aufgelassen war er nie. Die „Eggle Luisa“ erzählte mir viele Geschichten und Sagen von verheerenden Notzeiten wie Krieg, Verfolgungen. Da wurde dieser Weg der Fluchtweg für Hunderte von Flüchtlingen. Er war auch ein viel benützter Schmugglerweg. Es gab Zeiten, wo das Eisacktal mehrmals im Jahr von Muren und Lahnen zugeschüttet wurde. Händler, Schmuggler, Verfolgte und Flüchtlinge wählten dann diese Route, hinauf übers Rittner Horn, über die Jöcher nach Sterzing und weiter übers Pfitscher Joch. In diesen Höhen waren in alten Zeiten nur die Wölfe zu fürchten, später überhaupt nur mehr die schrecklichen Gewitter, die über diese Höhen dahinbrausten. Normalerweise jedoch galt als Zielpunkt dieses Weges der Wolfsgrubner See.

Am Wolfsgrubner See, dem Zentrum der Rittner Ursiedlungen, mündeten die zwei Linien der so genannten „Oberen Wege“. Über dem Ostufer des Weihers, auf dem Roarer Windspiel, steht der steinerne Opferaltar der Urkelten. Nach diesem wurde auch die Schmiede am Stein betitelt. In diesem Umkreis laufen alle Wege zusammen, um dann als Hauptweg weiterzuführen. Die Steinschmiede galt also als eine Art Verkehrsknotenpunkt. Vor allem mussten Zugtiere und Fahrzeuge beschlagen werden.

Der „Bacherle Vater“ vom Geprak erzählte, wie schwierig das Beschlagen von Pferd und Ochsen war. So wurden nur die Ochsen zum Beschlagen in einen „B'schlogstoll“ hineingepfercht. Bevor es aber einen solchen Holzpferch gab, musste man die Ochsen „werfen“. Das war ein eigener Kunstgriff. Dann band man einen vorderen und einen hinteren, dann gleich die nächsten zwei Haxen zusammen, und wiederum mit einem Kunstgriff wurden unter entsetzlichem

Wehren die Ochsen auf ein Büschel Stroh geworfen. Sie wurden so „genuit“, dass sie sich nicht mehr rühren konnten. Sie hatten entsetzliche Angst. Nachher wurden ihnen mit einem „Schnoatmesser“ die „Kloa“ geputzt und die Eisen aufgemessen. Waren die „Kloa“ zu lang, so wurden sie vorne abgezwickt. Man sagt im Fachausdruck zu dieser Arbeit „geschnoatet“. Die Eisen mussten sowohl für Ochs und Pferd genau angepasst werden. Damit sie auch wirklich richtig saßen, wurden die Eisen vor dem Aufnageln noch auf den Huf eingebrannt, was mit Zischen und aufsteigendem Rauch vor sich geht.

Das Pferdebeschlagen vollzog sich nach dem gleichen Vorgang wie heute, was etwas leichter ist und meist ohne viel Aufregung vor sich geht. Das größte Kunststück bei dieser Arbeit aber ist das Einschlagen der Nägel. So ein Nagel ist auf einer Seite abgekantet. Er ist nicht gerade gespitzt, deswegen muss man acht geben, wie man den Nagel aufsetzt. Ist der Schlag so, dass der Nagel auswärts neigt, oder hat man ihn gar verkehrt aufgesetzt, so neigt der Nagel einwärts, und schon sind Pferd und Ochs „vernagelt“. So ein Zugtier fängt bald an zu „lahmen“.

Die wichtigste aber von allen Arbeiten, die so ein Schmied zu machen hat, ist das Schmieden eines Hufeisens. Meister Mur von der Schmiede am Stein gab mir und meinem Sohn Rudolf die Erlaubnis, die fünf Arbeitsgänge in Wort und Bild festzuhalten.

Die Eisen mußten sowohl für Ochs und Pferd genau angepaßt werden. Damit sie auch wirklich richtig saßen, wurden die Eisen vor dem Aufnageln noch auf den Huf eingebrannt, was mit Zischen und aufsteigendem Rauch vor sich geht.

Links: Ein Blechkoch empfängt die Gäste in Unterinn und lädt ein zum Essen. Eisenarbeit des Rittner Schmiedes und Künstlers Franz Messner.

Unten: Mittelalterliches - oder viel älteres - Pferdehufeisen, daneben das unterschiedlich geformte Eisen für Ochsen (aus der Sammlung von Hans Glaser, Bozen).



Simon Öhler heißt der 11.000ste Bürger vom Ritten. Zur Welt kam er am 16. Oktober 2001. Dieses Ereignis hat die Bezirkszeitung „S' Rittner Bötl“ mit Stolz vermerkt. Dabei wurde auch kurz auf die Entwicklung der Bevölkerung des Rittens eingegangen: 1938 lebten hier 5.189 Einwohner, im Jahre 1950 waren es 5.228. Dann folgte ein starker Rückgang; 1974 wurden 5000 Rittner gezählt, 1992 bereits 6000 und in den folgenden 9 Jahren vermehrte sich die Bevölkerung um 1000 Einwohner, weil durch den Bau der Straße ganz neue Lebensbedingungen geschaffen

Hans Wielander

Unda und die Welt



wurden. Freilich brachte diese neue Verbindung zur Stadt auch eine Entwicklung, die im „Bötl“ vom Jahre 1986 zu folgender Überlegung Anlass gab: „Es gibt keine Rittner Kinder mehr“.

Die Erklärung ist tröstlich: Da es hier noch kein Krankenhaus gibt, ziehen es die Rittner Mütter vor, die Kinder in Bozen zur „Welt“ zu bringen. Mittlerweile gibt es auch hier wieder Hausgeburten, also „richtige“ Rittner.

So geht es auf und ab im Leben, in Unterinn und auch in Oberinn...der Name beider Ortschaften wird aus

Oben: Wir blicken von einem Nebengipfel des 1267 m hohen Oartlkopfes auf das wellige Gelände von Unterinn; früher bedeckten Kornäcker diese Flächen, heute überwiegen Wiesen für die Graswirtschaft. In neuester Zeit werden Obstanlagen gepflanzt für die geschätzte Hügelware. In Richtung Eisacktal und Bozner Talkessel beginnen die Weinberge. Immer häufiger finden wir Edelkastanien. Die Höhe von Unterinn wird mit 904 m angegeben, wobei üblicherweise vom Kirchturm ausgegangen wird. Der niedrigste Hof in Richtung Eisackschlucht, der Sacker, liegt auf 506 m.

dem rätoromanischen Wort UNNA oder UNDA hergeleitet mit der Bedeutung von „Welle“ oder „welliges Gelände“. Es gibt allerdings eine Reihe ganz anderer Erklärungen, die freilich auch ihr gutes Recht beanspruchen; die neuesten Forschungsergebnisse neigen aber zu dieser Deutung, so auch Egon Kühbächer in seinem einschlägigen Werk über „Die Ortsnamen Südtirols und ihre Geschichte“.

„Welliges Gelände“...das ist beruhigend, denn die Eissackschlucht - oder auch die Sarner Schlucht - waren fast unpassierbar für Fuhrleute. Und von ihnen, den

tal zum Penser Joch; auch in Richtung Meran dürften Saumwege geführt haben. Der brave Esel war überall dabei.

Aber zurück nach Unterinn, zur Theaterloge für das Dolomitenschauspiel!

Unterinn ist der Zuschauerraum, die Dolomiten sind die Kulissen, gespielt wird Landschaft mit See, Wald, Wölfen, Porphyry, Bach, mit Pyramiden... Zwingenstein, Ruine Stein, es sind also Ritterspiele, „Rittner Spiele“. Die gibt es allerdings in Lengmos, im Innenhof der Kommende des Deutschen Ordens.



Fuhrleuten, stammt möglicherweise diese genaue Einschätzung des Geländes, das sie mit Saumtieren oder sogar mit Wägen überwinden mussten: „Der hügelige Weg“.

Über den Ritten führten Wege mit ziemlicher Steigung, sie waren aber verlässlicher. Sie schlängelten sich durch welliges Gelände von Unterinn über den Wolfgruber See weiter nach Gebrack oder zum Lobishof und dann über den Schelmsteig nach Oberinn. Von dort gelangte man nach Wangen und weiter - unter Umgehung der unwegsamen Schlucht - ins Sarn-

Hier in Unterinn stellen wir uns hinter den mächtigen Turm und versuchen Ordnung in die Landschaft zu bringen. Türme enthielten nicht nur Glocken, sie waren Aussichtshilfen, Bezugspunkte, von ihnen wurden auch sichtbare Signale, Botschaften mit Rauch gegeben. Sie waren Hilfen, Orientierungspunkte für Wanderer, besonders wichtig in einer Zeit, als noch Urwälder das wellige Mittelgebirge bedeckten.

Der Ritten wölbt sich in den Himmel. Hier wussten die Leute schon immer, dass die Erde eine Kugel ist.

„Heuer ist die Welt noch tief gefroren“, sagte man früher, als noch öfter gepflügt wurde und als es noch kälter war. Der Pflug versinkt in der „Welt“, die Redensart „die Welt aufgraben“ entspringt also einer genauen Beobachtung. Während sich die meisten Ortschaften und Siedlungen des „Landes im Gebirge“ in Tälern oder Hanglage in Bachnähe ausbreiten, liegen die Dörfer und Höfe des Rittens auf Berglehnen, Rücken, Kämmen und Hügeln mit weitem Rundblick. Wir befinden uns hier in einer entrückte Gegend, im „Oberen Stockwerk“. Von der Ferne ge-

Unten: Von Unterinn aus scheint sich das wellige Gelände ohne Unterbrechung fortzusetzen; tatsächlich durchschneidet der Eisack in einer steil abfallenden Schluch das Hochplateau. Als noch mehr gegangen oder geritten wurde, waren die Gemeinsamkeiten der Menschen dieser sehr ähnlichen Landschaften viel größer. Diese landschaftliche Einheit wurde durch die Begründung der Bezirksgemeinschaft Salten-



Schlern neuerlich betont. Im Bild erkennbar die Burg Prösels, Völs am Schlern mit dem Turm von St. Peter. Türme halten Zwiesprache und schaffen Gemeinsamkeit; sie dienten einst den Wanderern und Fuhrleuten als wichtige Bezugspunkte. In Unterinn hörte man bei günstigem Wind das Klopfen der Völser Dreschflegel von der gegenüber liegenden Talseite.



sehen ist der Ritten eine besiedelte „Welt“- Kugel. Die Menschen von Unterinn schauen ständig auf die Heiligtümer der Dolomiten, auf den Schlern und Rosengarten, zum Latemar, schauen und beten oder beten schauend. Die Eisackschlucht trennt als Chorschranke das Kirchenschiff vom Allerheiligsten. Der Altar der „bleichen“ Berge leuchtet in immer neuen Farbspielen, am liebsten im Rot des Ewigen Lichtes. Zurück zur „Welt“. Unterinn ist voll verborgener Schönheiten, landschaftlich und geschichtlich. Hier befindet sich die Ursprache des Rittens mit der wichtigen Kirche, die der hl. Lucia geweiht ist, einer Heiligen, die besonders auch im hohen Norden als Lichtbringerin verehrt wird. Unterinn dürfte unseren heidnischen Vorfahren als heiliger Ort für Sonnenkulte gedient haben. Jetzt misst der Turm als Zeiger einer riesigen Sonnenuhr mit seinem Schatten, von Haus zu Haus streichend, die Stunden des Tages.

Hier, in Kirchnähe, befindet sich auch die gut ausgestattete Leihbibliothek, hier können wir also kurz nachschauen, was über den Ort geschrieben wird, vor allem auch, welche Pläne es gibt. Zu den bemerkenswerten Initiativen gehört zweifellos die Errichtung des Bienenmuseums im altherwürdigen Plattnerhof oberhalb des Wolfsgrubner Sees.

Dort hat der Wagnermeister und Müller Alois Niederstätter das Buch über „Hölzerne Fahrzeuge auf holprigen Wegen“ von Hans Glaser in die Hand bekommen und diese Anregung sofort weiterentwickelt. Seitdem beschäftigt ihn die Einrichtung von Schau-räumen, in denen alte Mühlen, Sägen, eine Schmiede mit ganzem Zubehör und die Ausstattung der mit Wasserkraft betriebenen Geräte gezeigt werden kann. Ein Lehrpfad zu einem alten Rittner Bauernhof wird das Programm ergänzen.

Der Rittner Bürgermeister Ferdinand Rottensteiner stammt aus Oberinn, sein Name - so erklärt er - könnte von „Rotenstein“ hergeleitet werden, also vom Porphyr, dessen Färbung überall, sogar im alten Mauerputz, rot herausleuchtet. Bei Signat gibt es den Rottensteiner Hof mit einem riesigen Stadel, einem wertvollen Monument landwirtschaftlicher Kultur. Das Wirtschaftsgebäude, bestehend aus dem Stall und der darauf liegenden Scheune und Tenne mit teilweise noch erhaltenem altem Maschinen-gerät, mit den noch sichtbaren Transmissionswellen...auch hier wurde mit Wasserkraft gearbeitet.

Mühlsteine liegen vereinsamt im Garten. Das Gebäude verfällt. Der Sinn für den Wert dieses Schatzes muss erst geweckt werden. In diese Richtung geht das Bestreben des Alois Niederstätter.



Oben: Zwei Mühlsteine vor dem verfallenen Wirtschaftsgebäude des Rothsteiner Hofes in Signat. Woher kam wohl das Wasser, das auch andere Geräte antreiben musste? Die Bauern errichteten Teiche, in denen sich das kostbare Wasser sammelte. Sparsam, in genau bemessenen und geordneten Arbeitszeiten wurden damit die Maschinen in Gang gesetzt.

Rechts: Das ungewöhnlich große Wirtschaftsgebäude des Rothsteiner Hofes in Signat besteht aus dem riesigen Stall im Erdgeschoss und den darüber liegenden Heubühnen mit Maschinenpark. Wie soll es hier weitergehen, zumal kein Vieh mehr gehalten wird? Der Bau hat die Schönheit und Würde einer Kirche.

Unten: Der Forstner in Eschenbach, auch „Knödelfoastner“ genannt. Diese noch ursprünglich erhaltene Hofstätte mit den steilen Strohdächern ist ein Musterbeispiel altertümlicher Zimmermanns-technik und zählt zu den Kostbarkeiten von Unterinn. Es gibt Bestrebungen, dieses Gehöft - im Einverständnis mit dem Besitzer - als Denkmal bäuerlicher Baukunst zu pflegen, zu erhalten und auch der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Rittner „Kostbarkeiten“

Die Bedeutung Tirols ist eng mit den Verkehrswegen verbunden; dies gilt besonders für den Ritten. Hier hat sich in kleinerem Maßstab all das abgespielt hat, was für das ganze Land gilt. Kaiser Otto hat schon vor mehr als 1000 Jahren durch die Belehnung der Bischöfe mit weltlichen Gütern eine Entwicklung für die Reichsgeschichte eingeleitet, die sich auf dem Ritten besonders deutlich nachzeichnen läßt.

Im Dezember 2002 wurde bei einer Tagung in Bozen die Vor- und Frühgeschichte des Rittens ausführlich behandelt. Unter anderen sprach Irmtraut Heitmeier über neueste Erkenntnisse zur Rittner Geschichte; der Vortrag erschien jetzt im Jahrbuch für Geschichte und Volkskunde, Bd. 67 in „Tiroler Heimat“, Innsbruck 2003. Die Historikerin belegt mit neuen Erkenntnissen die überaus engen Beziehungen des Rittens mit Bayern, besonders mit dem Bistum Freising, das schon sehr früh im Bozner Raum begütert war. Um den Ritten bemüht sich der Bischof, wobei es nicht um Weingüter geht, sondern um Besitzungen auf dem Berg, also um die Beherrschung der Verkehrswege. „Ad Puron“ heißt es in einem der Dokumente, gemeint ist damit der Kleinraumname „Baiern“ für die Höfe Marbacher und Kob in Rotwand.

Das hat nichts mit Bayern zu tun, sondern mit dem althochdeutschen Wort „bur“ für „das Haus“.







Aber schon viel früher - bereits im 8. und 9. Jahrhundert - halfen Franken, Alemannen, Baiern und Burgunder die fränkische Königsherrschaft in Italien zu sichern.

Es war die Straße, die den Besitz auf dem Ritten wertvoll machte; ein viel benutzter Weg von Bozen ins Sarntal führte ebenfalls über den Ritten. Hier, „in monte Rittena in loco qui dicitur Fontana frigida“, also in Kaltenbrunn bei Lengmoos, wurde eine wichtige Urkunde ausgestellt: 1027 verleiht Kaiser Konrad II. dem Bischof von Trient die Grafschaft Vinschgau und Bozen. In dieser Urkunde wird ausdrücklich auch ein Forst erwähnt, womit nicht so sehr der Wald gemeint ist, sondern ein Gebiet mit königlicher Sondernutzung. Einige Siedlungsnamen des Rittens sind Prädiälnamen und haben rätoromanische Wurzeln: Antlas, Rentsch, Signat, Siffian, Unter- und Oberinn. Überwiegend aber finden wir deutsche Namen, zumal hier die Besiedlung mit Schweighöfen erst später als im übrigen Tirol einsetzte: Lengstein, Mittelberg, Lengmoos, Klobenstein, aber auch Atzwang, Wangen, Kematen. „Wolfgruben“ entstand angeblich aus dem vordeutschen „Golfrobo“, wie Heitmeier meint. Es wurde also erst „eingedeutscht“, was auch für viele andere Namen gilt. Bei Ober- und Unterinn gehen wir aufgrund der weiten Entfernung nicht von zwei Teilen einer Siedlung aus, sondern denken eher an zwei selbständige, jeweils mit dem Namen Inn benannten Siedlungen. Sie dürften die ältesten Siedlungskammern auf dem Ritten kennzeichnen.

Die „Nebenrouten“ waren im frühen Mittelalter angesichts der schlechten Hauptstraßen von größter Wichtigkeit. Es waren die Wege in frühgeschichtlicher Zeit deutlich kürzer als die Straßen, die dem Tal entlang führten. Um das rege Interesse der historischen Forschung am Ritten kurz anzudeuten, sei hier auf einige Referate der genannten Tagung verwiesen: Namensschichten auf dem Ritten (H. Penz) - Jagdrouten der mittelsteinzeitlichen Jäger in den Sarntaler Alpen und Besiedlungsspuren aus der Jungsteinzeit am Ritten (G. Niederwanger) - Altipiani e terrazzi orografici nella preistoria ... (U. Tecchiati) - Siedlungsgeschichte des Rittens von der Kupfer zur Eisenzeit

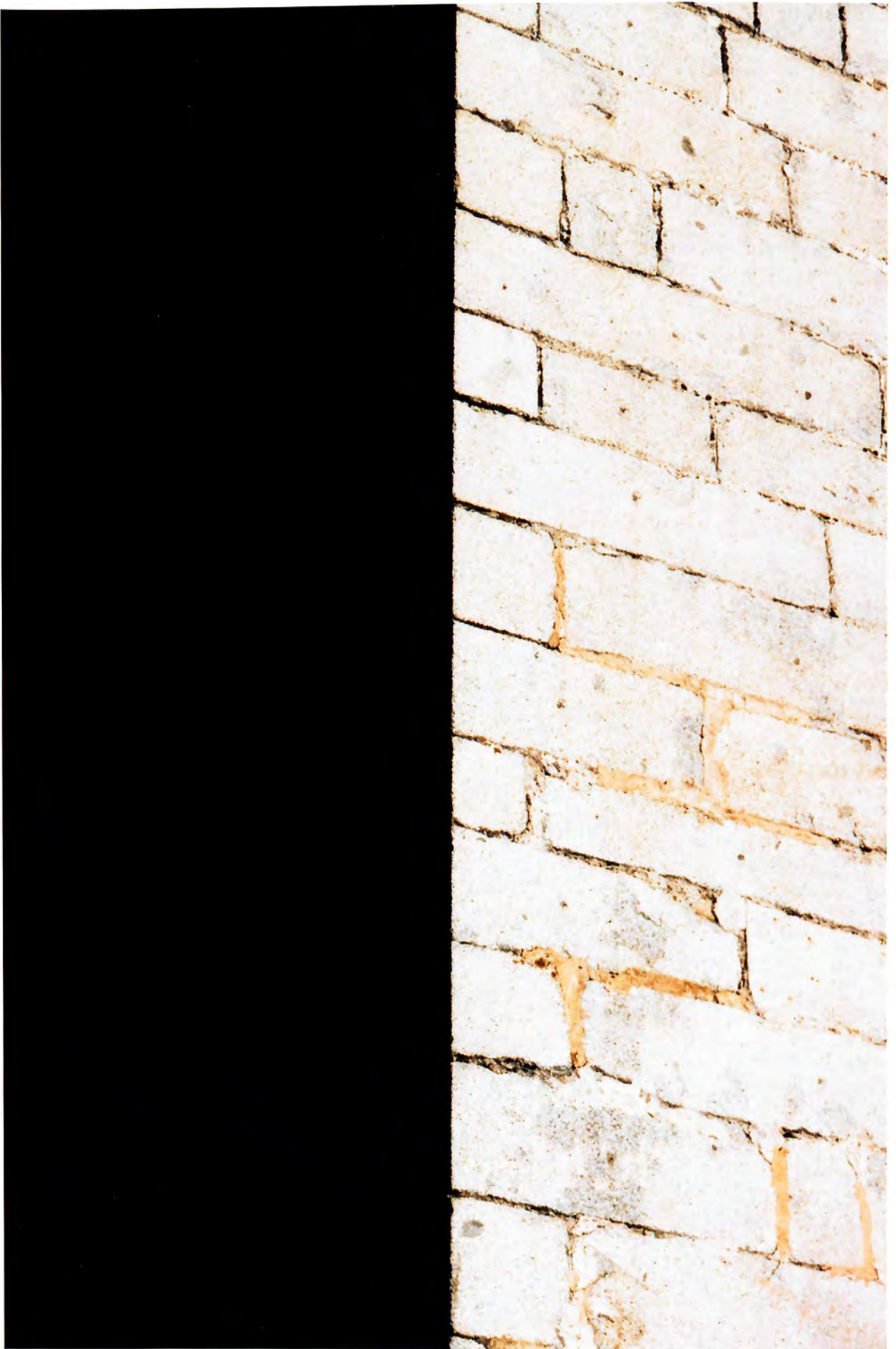
(G. Kaufmann) - Kupferlagerstätten... mit Schwerpunkt Ritten... (B. Baumgarten, H. Oberrauch) - Der Ritten in der Römerzeit (S. Demetz) und der bereits erwähnte Vortrag von I. Heitmeier über den Ritten im frühen Mittelalter.

Der Ritten umfasst den gesamten Höhenzug, der sich als eine Porphyrohochfläche nordöstlich von Bozen zwischen Eisack und Talfer ausbreitet; die höchste Erhebung ist das 2260 m hohe Rittner Horn.

Der Ritten ist mit all seinen Fraktionen ausdehnungsmäßig die zweitgrößte Gemeinde Südtirols umfasst 7 Pfarreien. Der Sitz der Gemeinde ist Klobenstein; dazu gehören die 17 Katastralgemeinden, Fraktionen und Weiler: Atzwang, Gebrack, Gissmann, Klobenstein, Lengmoos, Lengstein, Mittelberg, Oberbozen, Oberinn, Rotwant, Siffian, Signat, Sill, Unterinn, Unterplatten, Wangen, Wolfgruben. Der Ritten zählt heute 11000 Einwohner, im Jahre 1910 waren es etwas weniger als 5000.

Oben: An der Nordwand der Pfarrkirche von Unterinn eingemauerte runde Schlusssteine mit der heiligen Lucia und dem Haupt Christi, zwei Reliefs in rotem Porphyrt entstanden um 1400.

Rechts: Der 74 Meter hohe Turm der Unterinner Pfarrkirche wurde aus massiven Steinquadern erbaut. Woher aber stammt der Granit, zumal der Ritten hauptsächlich aus Porphyrgestein besteht? Der Pfarrer vermutet, dass herumliegende Findlinge aus der Eiszeit aufgearbeit wurden.





Feste feiern, kirchliche und weltliche, umrahmt von reichem Brauchtum unter Beteiligung der ganzen Bevölkerung... beeindruckend die festliche Einbeziehung der Toten: Jeder Grabhügel wird liebevoll gepflegt, der Friedhof wird zum Garten, geehrt mit Blumen, den Zeichen für ewiges Leben.

Feier der Dorfgemeinschaft Unterinn anlässlich des 25-jährigen Priesterjubiläums ihres aus Sarnthein stammenden Pfarrers Theobald Obkircher vom Deutschen Orden; im Bild hinter ihm seine Mutter und sein Bruder Franz.

Rechts: Die rote Fahne mit dem Marienbild gehört dem Dorfviertel Eschenbach.

Der älteste Sitz der Großgemeinde Ritten war Unterinn. Das Gericht Stein am Ritten bildete im Ganzen einen Gemeindeverband, der bis heute bestehen blieb und 1928 um Wangen vermehrt wurde. Unterinn besteht aus mehreren Siedlungskernen - Gasters, Eschenbach, St. Sebastian auf der Weit und war der Sitz der Mutterpfarre mit der Pfarrkirche zur hl. Lucia. Urkundlich erwähnt wird Unterinn 1211; im selben Jahr wurde die Pfarre dem Deutschen Orden inkorporiert.

Straßen und Wege spielen auch für den Ritten eine schicksalhafte Rolle. Als die schluchtartigen Talwege unbegebar waren, blühte der Ritten auf. Damit verbunden waren zahlreiche Handwerksbetriebe, vor allem Schmiede, Rädermacher, also Wagner und Sattler. Der Ritten war einst die Kornkammer des ganzen Gebietes, worauf die einst zahlreichen Mühlen hinweisen. Mit dem Ausbau des Kuntersweges, der Eisackstraße und dem Bau der Eisenbahn verlor der Ritten an Bedeutung.

Die Erschließung durch das „Rittnerbahndl“ 1907 und der modernen Autostraße 1967 bedeuteten eine neuerliche Wende und brachten Arbeit und Wohlstand - natürlich auch Unruhe und all die Probleme einer hektischen Entwicklung. Trotzdem kann der Ritten als ein kleines Paradies bezeichnet werden. Die Rittner müssen der Verlockung der vielgestaltigen „Schlange“ widerstehen. Sie müssen wachsam sein wie die kluge Jungfrau auf der Totenleuchte im Friedhof von Unterinn.







Marianne Mur

Die Seemüller

Eigentlich verdient das Gewässer gar nicht die Bezeichnung Bach. Das wenige Wasser stammt nicht mehr aus dem See wie einst, der Graben entwässert lediglich noch sein Umfeld, zeitweise führt er überhaupt kein Wasser mehr. Nur während anhaltender Regentage oder bei einem Gewitter schwillt er an und donnert zu Tal. Dabei rollt er die bröckelnden Ufersteine weiter, spült den angesammelten Sand aus den Löchern und legt sein angestammtes Bachbett wieder frei. Die Rede ist vom Mühlbach, der von Wolfsgruben bis nach Blumau führt und dort in den Eisack mündet. Für die Anrainer ist es einfach der Bach, an dessen Bestehen man sich gewöhnt hat und den manche ins Herz geschlossen haben ohne sich dessen bewusst zu sein. Das, was man so sehr glaubt zu kennen, nimmt man erst wahr, wenn es nicht mehr so ist wie man es von Kindheit an kennt. Vielleicht liegt darin der Grund, weshalb sich die Seemüller jetzt wieder zahlreicher bei ihrer jährlichen Vollversammlung einfinden. Seemüller im eigentlichen Sinn des Wortes sind sie schon lange nicht mehr und der



See ist auch nicht mehr unentbehrlich für ihre Lebensgrundlage. Von Rechts wegen gehören sie aber immer noch zusammen.

Die Seemüller, die Grundeigentümer des Seegrundes, sind heute eine Gemeinschaft von 26 Unterinnerer Bauern und Handwerkern, die bis in die späten 60iger Jahre herauf ihre alten Wasserrechte am Bach entlang als Mühlen- und Gewerksbesitzer nutzten. Von dieser Nutznießung ist noch das Fischereirecht geblieben. Selbst der Name „Seemüller“ ist aus den Akten verschwunden, die Mitglieder gehören heute zum „Fischereiverein Seeinteressentschaft Wolfsgrubner See“.

Vorhergehende Seiten: Links der oberste Teil des Eschenbaches, der früher das Wasser aus dem Wolfsgrubner See bezog. Eine Schleuse mit verkeilbarer Öffnung sorgte für die genaue Regulierung der Wassermenge. Heute gibt es nur mehr eine unterirdische Rohrverbindung und der Ablauf des Sees wurde in Richtung Katzenbach verlegt.

Rechts: Jährliche Versammlung der „Seemüller“, Treffen, Besprechung, Feier... diesmal beim Alois Niederstätter auf dem Balkon der erneuerten Mühle.

Zu den Bildern rechts: Das neue Mühlrad der Obergirsmühle, kraftvoll sich drehend eine „Gersträndl“ in der Schmiede am Stein. Gerste muss geschält, enthülst werden, sie eignet sich nicht zum Mahlen. Durch langes Rollen und Aneinander-reiben lösen sich die Körner von den Schalenteilen. Eine Gersträndl hatte nicht jeder Bauer; darüber verfügte meist nur eine Gemeinschaftsmühle oder eben auch der Schmied, der sie wahrscheinlich auch gebaut hat.



Es ist anzunehmen, dass sich die Anrainer des Baches immer schon des Seewassers bedient haben. Urkundlich erwähnt sind die Rechte der Seemüller auf das Wasser seit 1630.*

Die Pfarre Unterinn unterstand damals dem Gericht Stein auf dem Ritten. Erzherzog Leopold von Österreich hatte den Grafen Englhard Dietrich von Wolkenstein mit der Gerichtsherrschaft Stein auf dem Ritten belehnt. Unter Gericht verstand man seit dem Mittelalter nicht nur die eigentliche Gerichtsbarkeit, sondern auch einen Verwaltungssprengel. Demnach war Graf Englhard Dietrich von Wolkenstein auch für den Wassergebrauch des Wolfsgrubner Sees zuständig. Als Pfandinhaber besaß er auch das Fischereirecht.

**Der Vertragsbrief ist im Original vorhanden und im Besitz der Seemüller. Geschrieben ist er auf Pergament. Das Siegel fehlt. Aufbewahrt wird er vom derzeitigen Seemeister Alois Niederstätter. Eine Kopie des Vertragsbriefes vom 3. Mai 1632 befindet sich im Pfarrarchiv von Unterinn, das zum Deutschen Orden gehört. Außerdem befindet sich eine Abschrift im Seebuch der Seemüller; allerdings fehlt hier der letzte Teil. - Im Vertrag wird auf einen eigenen Vertrag vom 6. 11. 1600 verwiesen, der die Bestellung eines Weiher- oder Seemeisters beinhaltet.*

Der See war schon seit langem Auffangbecken für das Mühlenwasser. Regenwasser und anderes einfließendes Wasser hatten den See mit der Zeit vermurt. Dadurch konnte er weniger Wasser speichern, was den Mühlen- und Schmiedeninhabern zum Schaden geriet. Diese entrichteten fast alle ihren Grundzins an die Gerichtsherrschaft. Die Gerichtsherrschaft hatte demnach ein Interesse am Wohlergehen ihrer Untertanen. Der Pflegeverwalter Hannsen Haimben wurde beauftragt, die Seeangelegenheiten zu regeln. Der See sollte ausgeräumt werden, aber so, dass niemand zu Schaden kam oder gefährdet war. Die anfallenden Kosten wollten sich die Gerichtsherrschaft und die Untertanen, d.h. die Seemüller, je zur Hälfte teilen. Auch die Kosten für künftige Bau- und Ausbesserungsarbeiten oder Vermurungen beschloss man gemeinsam zu tragen.

Im See kamen viele Fische vor. So fischten im Weiher Fremde, unansässige Hand- und Tagwerker und auch Ansässige, obwohl sie dazu kein Recht hatten. Dabei gebrauchten sie nicht nur die Angel, sondern auch Netze und Reusen. Der Fischbestand war gefährdet. Von Seiten der Gerichtsherrschaft betonte man im Vertrag das Recht, als Pfandinhaber allein für die Fischerei zuständig zu sein. Allerdings wurde den Mühlen- und Schmiedeninhabern und ihren Nachkommen und allen Unterinner Bauern, die Steuern zahlten, erlaubt, alle 14 Tage einmal mit der Angel ein



bis zwei Stück Fische zum Eigenverbrauch, nicht aber zum Verkauf, zu fangen. Den anderen Personen, den Dirnen, Knechten, Hirten, Buben, Hand- und Tagwerkern, auch den Fremden, die nicht in Unterinn ansässig waren und Steuern zahlten, wurde das Fischen gänzlich verboten. Wer sich nicht an das Verbot hielt, sollte bestraft werden. Die Vermögenden sollten 25 Gulden bezahlen, die Unvermögenden sollten 14 Tage und Nächte bei Wasser und Brot im Gefängnis zubringen. Damit der Fischbestand nicht Schaden erlitt, durfte das Seewasser nicht völlig ausgelassen werden. Ein Zeichen sollte den Minimalstand am Ablass anzeigen. Im Übrigen konnten die Mühlen- und Schmiedeninhaber das Seewasser wie bisher jederzeit nach eigenem Gutdünken nutzen. Als Mühlen- und Schmiedeninhaber, die bei der Vertragsverhandlung dabei gewesen waren, werden in der Urkunde angeführt:

„Georg Pfaffstaller Graf, Simon Vorhauser, Hans Arner, Hans Lanznaster, Andre Lang Prock, Conrad Gostner Schmid, Hans Kol, Thoman Lanznaster Pardunger, Christian Psailer Girst, Marthin Perger Schmid, Veith Plattner anstatt seiner Adam Schletscher sein Bestands Miller *

Alle unterstehen dem Gericht Stein auf dem Ritten und sind in der Pfarre Unterinn wohn- und sesshaft. Als Richter fungierte Petern Kerschpamer, Wunder in Unterinn.

Von dem beschlossenen Vertrag wurden zwei gleich lautende Briefe aufgesetzt, einer für die Gerichtsherrschaft und der andere für die Mühlen- und Schmiedeninhaber. Bei „Tractierung dies Vertrags“ am 21. Oktober 1630 waren von Seiten des Gerichts dabei: Michael Miterstiler, Bernhard Oberrauch, Sulzner, beide im Eschenbacher Viertel und Hanns Oberrauch in Gasters. Alle drei sind in der Unterinner Pfarre sesshaft. Der endgültige Vertrag wurde am 3. Mai 1632 in Unterinn abgeschlossen. Meister Andree Lueg bezahlte das Schreibgeld.

Damit waren die Wasserrechte der Seemüller gesichert. Es bedurfte einer internen Ordnung, wenn die Betriebe regelmäßig arbeiten wollten. Das Seewasser reichte nur dann aus, wenn sparsam damit umgegangen wurde. Das alte Protokoll- und Rechnungsbuch der Seemüller verweist auf eine diesbezügliche Pergamenturkunde vom 5. September 1653. Es enthält noch eine teilweise Abschrift derselben.

Jedes zweite Jahr sollte ein Seemeister erwählt werden. Dieser hatte den See zu überwachen, eventuelle Ausbesserungen vorzuschlagen und die Spesen unter den Mitgliedern aufzuteilen. Die Entscheidungen sollten nach Stimmenmehrheit erfolgen. Wer nicht zur angekündigten Zusammenkunft erschien, sollte dem Seemeister 3 Gulden Strafe bezahlen. Der Mühlenbesitzer, der ohne Wissen des Seemeisters das Seewasser ausließ, hatte auch 3 Gulden Strafgeld zu entrichten. Die drei Müller beim See wurden nacheinander je ein Jahr lang beauftragt, das Seewasser in der Früh auszulassen und den See beim Einbruch der Nacht wieder zu schließen. Während der Zeit, in der gemahlen wurde, durften die Nachbarn ihre Felder nicht mit dem Seewasser bewässern. Die Müller wollten darauf achten, dass diese Vorschrift auch eingehalten wurde. Außerdem musste der Bachrunst sauber und frei von Gewächsen gehalten werden. Zum Schluss verpflichteten sich die Seemüller, den See nicht gänzlich zu leeren.

Daran scheinen sie sich aber nicht immer gehalten zu haben. Denn es kam zu Jahre langen Streitereien. 1864 kam es zwischen den Gewerksbesitzern am Unterinner Bach und der Rentenverwaltung des Deutschen Ordens vor dem k. k. politischen Bezirksamt in Bozen zu einer Aussprache.

**(in der Originalurkunde ist nur Bstands gut lesbar, der zweite Teil des Wortes scheint aber doch Miller zu heißen wie in der Abschrift im Seebuch steht, in der DO Abschrift steht Bestandsmann) und Ulrich Wiser für sich selbst und anstatt seiner „Geschwistrith“.*

Der Deutsche Orden besaß seit 7. Juli 1778 die Pfandherrschaft auf dem Ritten. Von Seiten der Rentenverwaltung des DO waren den Gewerken zwei Vorschläge unterbreitet worden. Entweder sollten sie eine Entschädigung von 100 Fl öst. Währung zahlen oder die Pfandherrschaft von jedem Beitrag, d.h. Dammerhaltungskosten, andere Baukosten und Steuern, ablösen und das völlige Eigentum erwerben. Die Seemüller erachteten die Forderungen zunächst als zu überspannt. Nach weiteren Verhandlungen, in die sich selbst die k.k. Statthalterei von Innsbruck einschaltete, kam es am 22. Dezember 1864 beim k.k. städtischen delegierten Bezirksgericht in Bozen zum Vergleich. Dabei überlassen das k.k. Ärar als Eigentümer und der DO als Pfandinhaber der Interessenschaft der Gewerksbesitzer das Besitztum und das Fischereirecht des Wolfgrubner Sees mit einer Fläche von 8000 Klaftern. Die anfallenden Kosten und Steuern tragen die neuen Besitzer alleine. Außerdem zahlen sie dem DO eine Entschädigungssumme von 5 Fl 25 Kr öst. Währung für den Nutzen, der ihm durch die Ablassung des Weihers und die Ausfischung desselben entgeht. Diese Summe kommt dem durchschnittlichen jährlichen Fischerei-Pachtschilling gleich.

Ab nun sind die Seemüller rechtmäßige Besitzer. Am 28. Februar 1871 entstand im Nachgang zum Vergleich vom 22. Dezember 1864 eine Urkunde, die das interne Dienstrecht, die Instandhaltung des Weihers und den Gebrauch des Wassers regelte.

Die festlichen „Seemüller“ vor dem neu gezimmerten Mühlrad für die „Venezianer“ Säge und - rechts daneben - ein altehrwürdiges Mühlrad. Müller hatten oft nicht den besten Ruf, zumal sie einen Teil des Kornes für ihre Arbeit zurück behielten. Einen zu großen Teil, wie die meisten Kornlieferanten meinten. Diese Müller nennt man bis heute „Metzmüller“. Und so meinte Franz Plattner, Bühlerbauer von Unterinn: „Man muss froh sein, wenn man vom Müller den leeren Sack zurück bekommt.“



Als Gemeinschaftsbesitzer werden angeführt:

1. *Josef Plattner, Rohrer als Sagschneider*
2. *Sebastian Villgrattner und dessen Weib Barbara, geb. Außermüller, Oberstmüller*
3. *Josef Pichler, Unterhofer in Oberbozen*
4. *Josef Ramoser, Schlosser (am Stein)*
5. *Josef Fösinger, Steinschmied*
6. *Paul Viehweider, Girstnermüller*
7. *Johann Lintner, richtiger Franz Langebnersche Kinder, Steinfarrer*
8. *Josef Prackwieser, Abraham*
9. *Florian Kohl, zum Kohl*
10. *Franz Oberkofler, Häusler*
11. *Johann Paugger, Sagschneider*
12. *Anton Gostner, Templer*
13. *Johann Wenter, Oberstieler*
14. *Johann Lang, Mayr im Dorf*
15. *Anton Grünwald, Bäcker*
16. *Josef Plattner, Habenberger*
17. *Johann Unterhofer, Thaler*
18. *Johann Oberrauch, Wunder*
19. *Barbara Pfaffstaller, verehlt. Kohl am Lanznasterhof*
20. *Stephan Unterhofer, Wenter*
21. *Johann Vigl, Vorhauser*
22. *Josef Lintner, Sacker, richtiger Josef Mursche Kinder*

In 23 Punkten sind die Bestimmungen aufgelistet, die als Grundlage für die künftige Zusammenarbeit galten und im Wesentlichen bis zum natürlichen Niedergang in den 70iger Jahren des 20. Jahrhunderts Bestand hatten. Sie betreffen die Öffnung und Schließung des Sees an den Mahltagen, die Seevorstellung, die Instandhaltungsarbeiten, die Wasserrechte, die Fischerei, den widerrechtlichen Wasserentzug, die Einberufung der Mitglieder, den Abstimmungsmodus, die Strafen, die Besitzveränderungen, die Schriftführung und die Aufbewahrung der Urkunden.

Man traf sich Sonntag für Sonntag zur Wasserabrede. Dabei legten die Interessenten die Mahltage fest, trafen Absprachen untereinander bezüglich der Reparaturen und Reinigungsarbeiten, regelten die Wassermenge, führten Klagen, besprachen Streitfälle und setzten eventuelle Strafen fest. Grundsätzlich entschied die Stimmenmehrheit. Auch die Rechte und Pflichten waren nach demokratischem Prinzip geordnet: gleiche Rechte und Pflichten für alle. Wenn die Öffnung und Schließung des Sees nur dem Oberstmüller, dem Rohrer, dem Müller am Stein und dem Girstner übertragen werden, so hat das praktische Gründe: Sie wohnen alle in der Nähe des Sees. Schließlich müssen die Tommenmeister sich genau an die vorgegebenen Stunden halten, bereits eine halbe Stunde Verspätung wird mit einer Geldstrafe von



3 F öst. W. geahndet. Ein zweimaliger Fußmarsch oder bestenfalls ein Ritt vom Wenter, Vorhauser oder Sacker, also den entlegensten Höfen, zum Wolfgrubner See wäre in der Tat eine Zumutung gewesen. Oberstmüller, Rohrer und Müller am Stein haben je ein Jahr, der Girstner aber wegen des Besitzes zweier Mühlen durch zwei Jahre jeder in der Reihenfolge die Öffnung und Schließung des Sees unentgeltlich zu besorgen.

Das Prinzip der Unentgeltlichkeit herrschte bei allen übernommenen Pflichten. So verrichteten auch die Seemeister ihr Amt ohne Vergütung.

Seemeister wird laut Bestimmungen jedes Mitglied „nach der seitherigen Reihenfolge“. Die Reihenfolge scheint eine derart eingefahrene Tatsache gewesen zu sein, dass sie in der Urkunde nicht mehr eigens angeführt wird. Bemerkenswert ist, dass die Genossenschaft von zwei Seemeistern geleitet wird. Zusammen bilden sie die Seevorstellung. Sie besorgen alle Obliegenheiten bezüglich des Weihers, dessen Instandhaltung und Aufsicht. Ihr Amt übernehmen sie so, dass nicht beide in einem Jahr, sondern immer nur einer ein- und austritt. Wer sich weigert, das Amt zu übernehmen, zahlt 5 Fl. öst. W. Strafgeld an den Nachfolger. Zu den wichtigsten Aufgaben der Seemeister zählt die gerichtliche oder außergerichtliche Vertretung als Bevollmächtigte der Interessenschaft. Bei besonderen Handlungen, die das Interesse der



Gesamtgenossenschaft berührt, bedarf es noch einer zusätzlichen Genehmigung, welche durch Abstimmung entschieden wird.

Großer Wert wird in den Bestimmungen auf die Buchführung gelegt. Wenn am ersten Sonntag im Monat Jänner ein neuer Seemeister antritt, hat der austretende Seemeister der Genossenschaft die Seerechnung vorzulegen. Darin sind die Straf gelder, die nicht anderweitig bestimmt worden sind, ordentlich zu verrechnen. Die Einhebung der Beträge ist „Sache der Seevorsteherung, respective des schon ein Jahr des Seemeisterdienst versehenen Mitinteressenten“. Zu den allgemeinen Pflichten gehörten die Reinigung bzw. Reparierung der Einkehrgräben. Jeder Gewerksbesitzer hat für jeden Gang einen halben und nach Bedarf einen ganzen Tag einen tüchtigen Arbeiter zu schicken. Wer seiner Pflicht nicht nachkommt, zahlt für den halben Tag 50 Kr und für den ganzen Tag 1 Fl. öst. W. Strafe an den Seemeister, der hierfür einen Tagelöhner zu beschaffen hat.

Das Wasser war so kostbar, dass es während der festgesetzten Mahlstunden vom Mühlbach selbst von den Mitgliedern der Genossenschaft nicht zu irgendeinem anderen Gebrauch und insbesondere nicht zur Bewässerung der Felder verwendet werden durfte. Der Übertreter dieser Bestimmung zahlt das erste Mal eine Geldstrafe von 5 Fl. öst. W. und bei jeder weiteren Wiederholung eine Erhöhung von je weiteren 5 Fl. öst. W. Gegen Nichtinteressenten hat der Seemeister gar im gewöhnlichen Zivilrechtswege wegen Besitzstörung vorzugehen.

Natürlich konnten die Seemüller ihre Rechte geltend machen. Aber jedes Vorhaben muss bei der Wasserabrede am Sonntag den Mitinteressenten und dem Seemeister bekannt gegeben werden. Wenn ein Müller der Interessentschaft beispielsweise während der Zeit, in der ein anderer Müller die Mahltage hält, bei seiner eigenen Mühle die Büchse einbrennen will, so hat derselbe Anspruch auf die Öffnung des Sees für sich auf zwei Stunden, um den Mühlgang zu regulie-

ren. Die Zeit dafür wird dann einvernehmlich festgesetzt.

In der Genossenschaft konnte es schon einmal zu Divergenzen unter den Mitgliedern kommen. Im Falle einer Klageführung gegen Mitinteressenten wird demokratisch abgestimmt. Die Stimmenmehrheit entscheidet, wobei sich der Beschuldigte der Abstimmung zu enthalten hat. Bei gleicher Stimmenzahl entscheidet jene des schon länger als ein Jahr den Seemeisterdienst versehenen Mitinteressenten und wenn dieser der Beschuldigte ist, die des zuletzt eingetetenen Seemeisters.

Außer der sonntäglichen Wasserabrede traf man sich zu eigenen Beratungen. Der Seemeister beruft die Beratung ein, wobei er Tag, Stunde und Ort der Zusammenkunft genau angibt. Die Genossenschaft ist beschlussfähig, wenn sich drei Viertel der Mitglieder einfinden. Abänderungen der Bestimmungen aber müssen durch Zustimmung sämtlicher Interessenten schriftlich geschehen. Die, die nicht zur Beratung erscheinen, werden über die durch Stimmenmehrheit gefassten Beschlüsse informiert und müssen sie annehmen. Waren die Mahltage, wie es scheint, anfänglich individuell geregelt, so wurde es mit der Zeit üblich, jeden Donnerstag den Tommen für alle Interessenten zu öffnen. Tage vorher wurden alle Vorkehrungen getroffen, um die Stunden nicht unnutz verstreichen zu lassen. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang klapperten die Mühlen und raunzten die Sägen. Beim Schmied ging den ganzen Tag der große Hammer. Eine Person musste nur für diese Tätigkeit abgestellt werden. Alle großen Eisenteile wurden in die gewünschte Rohform gebracht, die Ausarbeitung und Fertigstellung geschah dann in den folgenden Tagen. Dann liefen bereits wieder die Vorarbeiten für den nächsten Donnerstag. Der Donnerstag war der Tag, an dem alle anderen Arbeiten hintan gestellt wurden. Wehe den Kunden, die diese Tatsache außer Acht ließen. Es kam schon vor, dass sie unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen mussten.



Das Mühlrad als Lebenssymbol, Malerei in der Totenkapelle von Latzfons (links) und eine „heitere“ Arbeit des Rittner Künstlers und Schmiedes Franz Messner auf dem Friedhof von Unterinn. Drei Vögel trinken aus dem geweihten Wasser; Symbol für ewiges Leben, auch die Vögel selbst sind Seelensymbole. All das liebevoll erdacht und dargestellt für den kürzlich verstorbenen Franz Oberrauch, langjähriger Organist von Unterinn.

Im Sommer 1888 erwirkte Alois Fössinger, Steinschmied in Unterinn, vor der K. Bezirkshauptmannschaft in Bozen das Recht, den See bei Wasserüberfluss zusätzlich öffnen zu dürfen, damit das Wasser nutzbringend verwendet werden konnte. (Unterfertigte handschriftliche Urkunde auf Papier der K. Bezirkshauptmannschaft Bozen, datiert vom 28. Juni 1888, Nr. 7097 – im Besitz der Seemüller) Der Schmiedebetrieb war täglich auf die Wasserkraft angewiesen. Sie setzte den Blasbalg in Betrieb, der dem Feuer der Esse Luft zuführte. Die unregelmäßige Wassermenge erschwerte die Schmiedearbeit. Erst ein eigenes Reservoir löste das Wasserproblem.

Wer selbst keine Mühle hatte, ließ das Getreide von einem Mühleninhaber mahlen. Am meisten Wasser bekamen die Interessenten ab, die unterhalb des Sees das Wasser fassten. Dann wurde die Wasserkraft zunehmend schwächer, so dass die letzten Mühleninhaber nicht selten ohne Wasser blieben und den Obmann dafür gehörig ins Gebet nahmen. Diesem Umstand entsprechend übernahmen dann auch der Müller am Stein und der Girstner die meisten Mahlaufträge. Der Schmied verdiente sich durch eine Gerstrendl ein Zubrot. Die Gerst wurde nicht zu Mehl verarbeitet, sondern nur gerollt und auf diese Weise von der Kleie getrennt. Die Kleie diente als Hühnerfutter.

Im Laufe der Jahre fielen für die Seemüller immer wiederkehrende Arbeiten und Ausgaben an. So mussten die Seebrücke, die Katzenbachbrücke und der Tommen laufend ausgebessert und gesichert werden, die Gräben, d.h. Wasserzulaufgräben aus dem Oartl und den Kaserackern und das Bachbett selbst, mussten ausgeräumt werden, die Seemauer galt es auszubessern und zu verstärken oder zu erneuern. Das kostete Geld. Die dafür aufgewendeten Tagschichten und das Material gingen seit 1864 zu Lasten der Seeinteressenten. Die meisten Rechnungen stellten der Sagschneider für Holz und Bretter, der Schmied für Bergeisen, Wahlhauen, Steinbohrer, Schrauben,

Klammern, Nägel, Steinwolf und Schweißarbeiten aus. Die Tagschichten erledigten einzelne Mitglieder der Seemüller. Gingen die Tagschichten über das verpflichtende Maß hinaus, wurden sie über die Seekasse entschädigt. In manchen Jahren waren die Ausgaben besonders hoch. 1871 zum Beispiel wurde eine neue Seemauer errichtet. Die Maurerarbeiten und die Tagschichten für die Steinfuhrwerke verschlangen eine beträchtliche Summe. Bei den Sprengarbeiten entstanden Schäden. So wurde beispielsweise ein Mühlasch des Schmiedes zusammengeschlagen; auch diese Reparatur ging zu Lasten der Seekasse. Laut Urkunde sollten alle Mitglieder unentgeltlich für die Interessentschaft arbeiten. Der Arbeitsaufwand war mit der Zeit aber erheblicher als ursprünglich angenommen, vor allem für den Tommenmeister und für den Seemeister.

Der Tommenmeister, der dafür verantwortlich war, dass der See rechtzeitig geöffnet und wieder geschlossen wurde, erhielt ein jährliches Entgelt dafür. Es war mehr ein symbolischer Beitrag, meistens hatte er den Gegenwert von ein bis zwei Tagwerken, bestenfalls von drei bis vier Tagwerken. In manchen Jahren entsprach das Entgelt nicht einmal den Kosten eines heiligen Amtes.

Der Seemeister hatte nicht selten Botengänge zu den Behörden und Rechtsanwälten zu machen. Ein Gang nach Bozen bedeutete für ihn den Arbeitsausfall von einem ganzen Tag. Also kamen die Spesen dafür in Abrechnung. Politische Veränderungen brachten neue Gesetze mit sich. Das bedeutete für die Seeinteressenten Kampf um die alten Rechte. Die Abschriften der wichtigsten Verträge waren zu begleichen, neue Gesuche mussten eingereicht werden, Beweise für die Rechte erbracht werden, Umschreibungen gemacht werden, Steuerberatungen eingeholt werden und als Südtirol zu Italien kam, waren auch die Übersetzungen notwendig geworden. Außerdem fielen Steuern an, die entweder bei der Gemeinde oder in Bozen beglichen werden mussten.



Die Seemüller entwickelten eine rege Tätigkeit, die Investitionen erforderte.

Eine auf den 8. Juni 1659 datierte Quittung der Bruderschaft der Pixenmeister, der Bäcker und der Müller von Bozen bezieht sich auf einen nicht weiter angeführten Kauf und auf Leihgelder. Die Mühleninhaber am Unterinner Bach schuldeten den Bozner Bäckern und Müllern eine Summe von 456 Gulden, 58 Kreuzer und 2 Vierer. Eine stattliche Summe, für die Anndere Lanng, Simon Vorhauser, Simon Pfafstaller, Mathes Viehwaider und Hanns Lanznäster mit ihrem Besitz einstanden. Die Schuld wurde mit barem Geld beglichen.

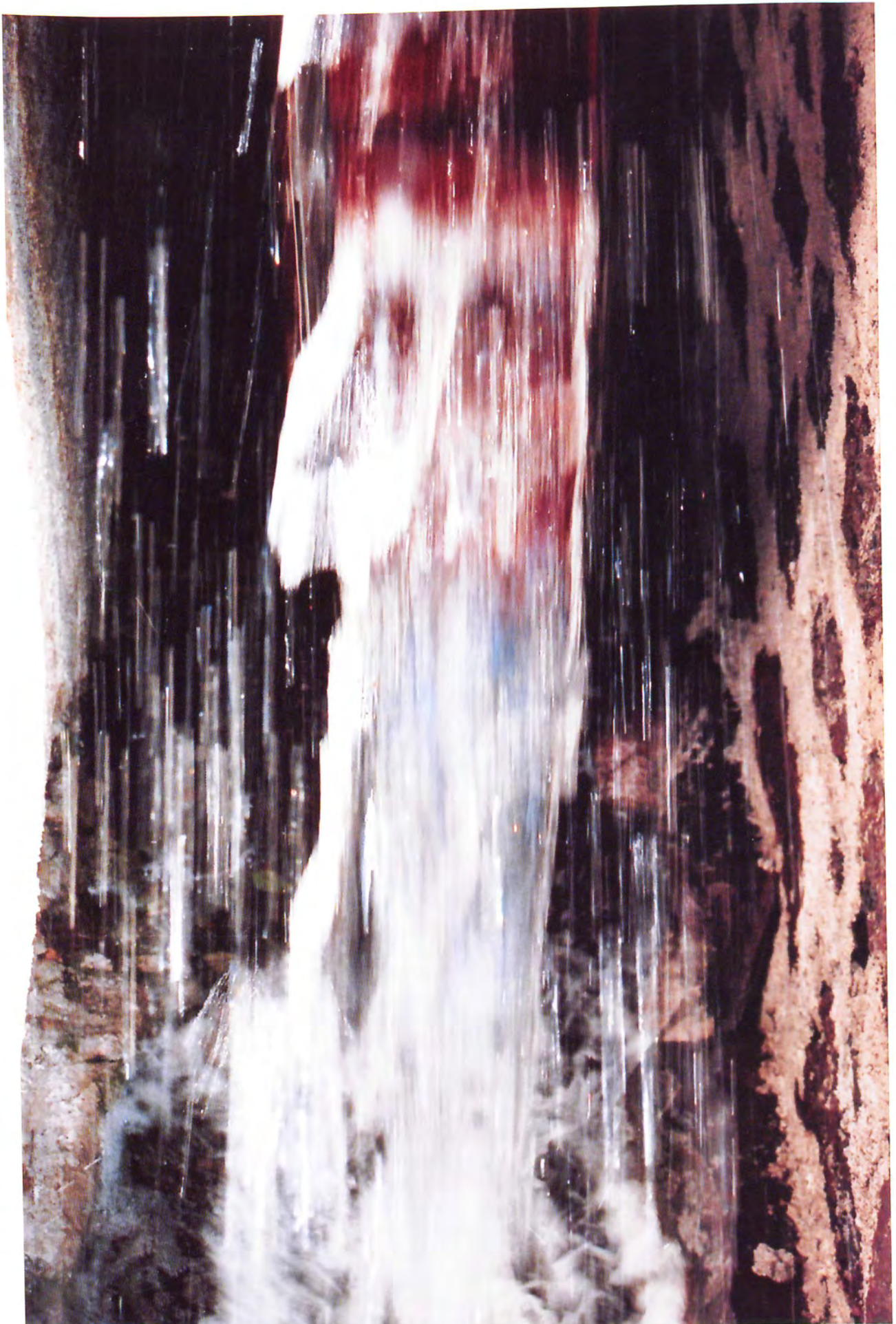
Der eigene Einsatz war wichtig, der göttliche Beistand ebenso. Deshalb beteten die Mühlen- und Gewerksbesitzer zu ihrer Fürsprecherin, der heiligen Katharina. Das heilige Amt für die Lebenden und Verstorbenen Seemüller am Kathreinstag (25. November) gehörte zu den regelmäßigsten Ausgaben und wurde im Rechnungsbuch immer ganz oben angeführt. Katharina von Alexandrien, eine frühchristliche Märtyrerin, ist die Patronin der Gewerbetreibenden, vor allem der Wagner und Müller wegen des Rades, mit dem sie meistens dargestellt ist. Der Legende nach sollte sie damit gemartert werden.

Der Kassenstand war am Ende des Jahres nicht hoch, selten jedoch wies er einen Minusbetrag auf. Die See-

Links: Modernes Verteilersystem für das kostbare Wasser aus dem Eschenbach und dem Überlauf des Trinkwassers.

Rechts: Mühlen, Wasser und Porphyr... der Eschenbach

müller deckten ihre Spesen zum Teil durch Eigenbeiträge. Im Jahre 1728 zum Beispiel betrug die Ausgaben für zwei Jahre 7 Gulden und 3 Kreuzer. Jeder Mühlenbesitzer, jeder Schmied und jeder Sägemeister bezahlten 18 Kreuzer und jeder Besitzer einer Stampfmühle 9 Kreuzer. Später löste man das Geldproblem, indem für jedes Rad, das in Betrieb war, 4 Lire bezahlt werden mussten. Diese Summe mussten übrigens auch Nicht-Seeinteressenten entrichten. Mit dem Geld wurde der Zapfenmeister oder Tommenmeister bezahlt. Das war im Jahre 1924. Alois Alber, Dornacher, hatte als neues Mitglied im Jahre 1911 zwanzig Kronen Eintrittsgeld zu entrichten. Das Wasser- und Fischereirecht, das die Seemüller seit 1864 besaßen, deckte einen weiteren Teil der Spesen. Ab dem Jahre 1908 kam die Seepacht durch den Seewirt dazu. Darin enthalten waren das Eisgeld zum Kühlen der Lebensmittel und die Erlaubnis zur Schifffahrt im Sommer. Ab dem Jahre 1927 zahlte der Verschönerungsverein der Gemeinde Ritten den Seemüllern ein Entgelt für die Ausübung des Wintersportes und für





Links: Befestigungen im Moränengelände des Eschenbaches unterhalb des Vorhauser Hofes; rechts das kümmerlich fließende, stark verschmutzte Wasser des Eschenbaches. Der oben sichtbare Rost dient als Auffangkanal für das Wasserrohr und hält den Unrat zurück. In der Mitte der Mauer – wie der Nabel eines Lebewesens - der Anschluss für die Bewässerungsrohre.

das Schwimmen. Im Jahre 1913 traten die Seemüller ein Stück Grund ab und deckten dadurch ihre Spesen. Strafgelder wurden sowohl von den Mitgliedern als auch von Unbefugten eingehoben, wenn sie den Bestimmungen und Abmachungen zuwider handelten und besserten den Kassenstand ebenfalls auf. Die Strafe konnte auch durch Tagschichten abgegolten werden. Blieb Geld übrig, so wurde es unter die Mitglieder aufgeteilt oder man kaufte kleine Fische, z.B. Karpfen oder Hechte an. Das Fischereirecht war das regelmäßige und erträglichste Einkommen der Seemüller. Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts war die Fischausbeute aus dem See groß. In manchen Jahren übertraf der Erlös die Jahresausgaben. Im Jahre 1883 beispielsweise erzielten die Seemüller für 192 Kilo lebend Fische 96 fl (Gulden), das Kilo kostete also 50 kr (Kreuzer) und für 7,4 Kilo tote Fische 5 fl, macht zusammen 103 fl aus. Zum Vergleich: Für ein Tagwerk bekam man 1,30 fl, ein heiliges Amt kostete 1 fl. Die Fische wurden hauptsächlich an Gastbetriebe verkauft, in Unterinn dem Wunderwirt, dem Schusterwirt, dem Fleierwirt und dem Eberlewirt. Weitere Abnehmer waren die Pfarreien in Unterinn und Lengmoos, vermögende Einzelleute (z.B. der „Tokter“) oder größere Bauernhöfe. Fischerei und Vermarktung betrieben die Seemüller lange Zeit selbst, bis sie die Fischerei dem Seewirt verpachteten.

Bei den alljährlichen Abrechnungen bestätigten die Versammlungsteilnehmer/Innen durch die eigenhändige Unterschrift ihr Einverständnis. Das Seemüllerrecht ist an den Besitz gebunden. So kam es, dass auch Frauen an den Versammlungen teilnahmen und in die Pflicht genommen wurden. Frau Filomena Ramoser war 1921 Tommenmeisterin, Frau Filomena Plattner, Rohrerin, war gleich mehrere Jahre Tommenmeisterin, so 1931, 1935, 1941, 1946 und 1955. Frau Maria Ramoser, Unterstielerin, war 1941 Seemeisterin. Frau Afra Rasser scheint in den Jahren 1911 und 1916 als Unterfertigte im Protokollbuch auf und Frau Anna Plattner unterschrieb 1950, 1951, 1958, 1960 und 1961.

Die Anzahl der Seeinteressenten, die an den Versammlungen teilnahmen, schwankte. In den Kriegsjahren war sie niedriger als im vorhergehenden Durchschnitt. Man lebte sparsam. Bis 1918 scheint in der Seekasse kein Umtrunk für die Mitglieder auf. Dann wurde es üblich, dass 1 Liter Wein aus der Seekasse beglichen wurde, unabhängig von der Anzahl der Anwesenden, einige Male kam auch ein Brot dazu. Als es in den 50er Jahren wirtschaftlich bergauf ging, übernahm die Kasse 2-3 Liter Wein, allerdings kamen jetzt auch wieder mehrere Mitglieder – 14 bis 16 – zur Versammlung.

Heute treffen sich die Mitglieder der Seeinteressenschaft jährlich bei einem Abendessen. Und nicht nur



das. Zweimal schon leisteten sie sich eine Reise: Im Jahre 2001 ging es an die Donau, genauer nach Passau und Linz, zwei Jahre später nach Slowenien. Irgendwie paradox. Als der Bach noch die Lebensgrundlage der Anrainer war, leistete man sich außer dem Allernotwendigsten nichts. Heute leben etliche Mitglieder gar nicht mehr am Bach und schon gar nicht mehr vom Bach und gönnen sich den Luxus einer Reise.

Der Bach ist der alte geblieben, sonst aber hat sich vieles verändert. Keine einzige Mühle entlang des Grabens ist mehr in Funktion. Als langjähriger Obmann der Seeinteressentschaft hat der Wagner, Alois Niederstätter, seine Mühle restauriert. Sogar eine alte Säge hat er angekauft und so Unwiederbringliches wenigstens als Kopie gerettet. Er selbst betätigt sich noch als Wagner. Seine Kenntnisse sind vor allem bei Reparaturen sehr gefragt. Die Schmiede am Stein gibt es noch. Aber auch über sie hat sich der Mantel der Zeit gelegt. Sie steht seit dem Tod des letzten Schmiedes im Jahre 1986 still.

In den ersten Nachkriegsjahren führte die elektrische Stromversorgung zu einer völlig neuen Situation. Die Mühlen, welche am Bach entlang standen, wurden meist zu den Höfen gebracht und mit Strom betrieben oder sie wurden noch eine Zeit lang genutzt bis sie verfielen. Für die Handwerksbetriebe bedeutete die

Möglichkeit auf Strom umzustellen einen großen Gewinn. Die Plackerei mit dem wenigen Wasser war vorbei. Der Schmied und der Wagner, die für die Bauern der Umgebung die Arbeitsgeräte herstellten, hatten alle Hände voll zu tun. Sie erlebten eine kurze Blütezeit.

Nun floss das Seewasser vielfach nutzlos den Bach hinunter. Viel zu schade für das trockene Rittner Gebiet. Im Jahre 1959 beschlossen die Seeinteressenten, das Wasser wiederum besser zu nutzen und planten Beregnungsanlagen für ihre Felder. Das Vorhaben war mit enormen Schwierigkeiten verbunden. Es musste ein weit verzweigtes Rohrleitungsnetz angelegt werden, da die Höfe der Wasserrechtsinhaber in ganz Unterinn verstreut waren. Beim Wasserbauamt reichte man ein Ansuchen ein, auch Fremdwasser beanspruchen zu dürfen. Dies wurde gewährt. Von nun an konnten etwa 90 ha Grund bewässert werden. In sehr trockenen Sommern reichte das Wasser dennoch nicht aus, und die Bewässerungsstunden mussten stark reduziert werden. Die Bauern von Unterinn, die vom Segen der Beregnungsanlagen ausgeschlossen waren, drängten immer stärker, auch beteiligt zu werden. Etliche Bauern begannen ihre Höfe auf den Gemüseanbau umzustellen.

Im Jahre 1984 gaben die Seemüller ihre Wasserrechte an das neu gegründete Bodenverbesserungskonsortium ab. Dies erweiterte und verbesserte die Beregnungsanlagen und dehnte sie auf alle Unterinner Bauern aus, die gewillt waren, daran teilzuhaben. Die Seemüller integrierten sich in das Bodenverbesserungs-Konsortium, soweit es um die Nutzung des Wassers ging. Von ihren ursprünglichen Rechten behielten sie nur noch das Fischereirecht, das sie derzeit dem Landesfischereiverband verpachtet haben.

Quellenangabe Urkunden

Protokoll- und Rechnungsbuch der Seemüller (1726 – 1968) Die Seemüller führten über ihre Ein- und Ausgaben Buch. Die Aufzeichnungen übernahm der jeweilige Seemeister. Bei der Versammlung legte er die Abrechnung den Seemüllern zur Einsicht und Unterzeichnung vor. Das alte Protokollbuch der Seemüller wurde 1726 angelegt. Bis zum Jahre 1827 wurden die darin enthaltenen Protokolle fast regelmäßig jedes dritte Jahr geschrieben. Mit dem gleichen Jahr erscheinen die Versammlungen und Protokolle jährlich. Das letzte Protokoll in diesem alten Buch trägt das Datum vom 21. Jänner 1968. Im Besitz der Seemüller. Die auf Pergament geschriebene Originalurkunde vom 3. Mai 1632. Im Besitz der Seemüller. Steuerbelege, Rechnungen und Briefe der Seemüller. Sie umfassen den Zeitraum von 1866 bis



Das Bild oben mit den Blumen zeigt Julia, die Tochter des Vorhausers.

heute. Im Besitz der Seemüller. 1630 – 1871. Abschriften von gerichtlich verfachten Urkunden, betreffend das Benützungrecht des Sees zu Wolfsgruben innerhalb der Pfarre Unterinn in der Gemeinde Ritten. Kopie der Originale, die im Pfarramt von Unterinn sind.

Das Urkundenmaterial der Seemüller wird vom derzeitigen Obmann Alois Niederstätter aufbewahrt.

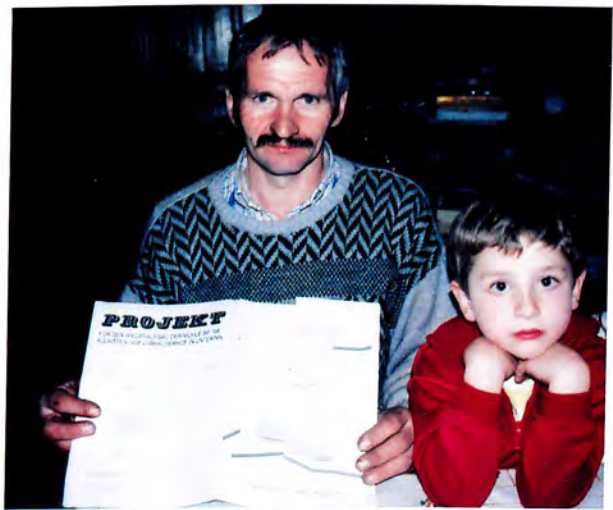
Chronologische Übersicht des Urkundenmaterials

21. 10. 1630 und 03. 05. 1632 Vertragsbrief zwischen der Gerichtsherrschaft Stein auf dem Ritten und den Mühlen- und Schmiedeninhabern (als Originalurkunde, als nicht ganz vollständige Abschrift im Seebuch und als Abschrift aus dem DO Archiv der Pfarre Unterinn). In der Urkunde wird auf eine weitere Urkunde vom 06.11.1600 verwiesen. 05.09.1653 Seebrief, der die interne Ordnung der Seemüller regelte (z. T. als Abschrift im Seebuch, wobei der erste Teil fehlt und als Abschrift im DO Archiv der Pfarre Unterinn) 08.06.1659 abgeschriebene Quittung im Seebuch. Die Bruderschaft der Pixenmeister, der Bäcker und der Müller von Bozen erklärt, die 456 Gulden, 58 Kreuzer und 2 Vierer von den Mühleninhabern von Unterinn bekommen zu haben. 09.05.1864 14 Mühlenbesitzer von Unterinn hören die Vorschläge der Gemeinde und des Deutschordens als Gerichtsinhaber und erklären sich bereit, das Fi-

Unten: Die Mündung des Eschenbaches im Eissacktal bei Blumau; über dem Felsabsturz der Sacker, der unterste Hof von Unterinn.

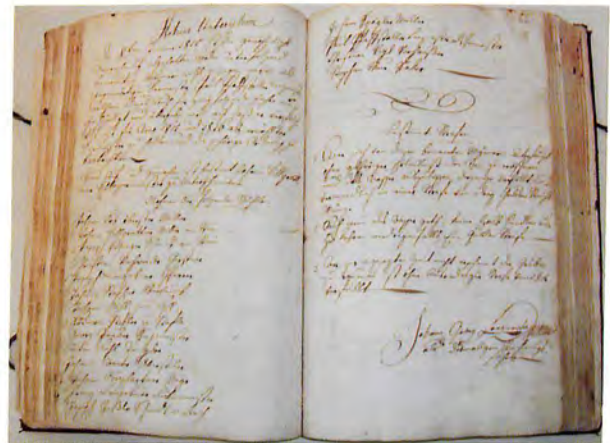


Rechts: Hubert Ramoser, mit Sohn Erwin, zeigt stolz das Projekt für den geplanten Wiederaufbau der alten Vorhauser Mühle; sie ist die unterste in der Eschenbach-schlucht. Die „Sackermühle“ liegt zwar noch tiefer und bekommt auch das Wasser des Eschenbaches. Es wurde aber mit einem Waal oder in Röhren auf die andere Seite des Hofes, in sicheres Gelände, umgeleitet, wo noch die alte Mühle steht. Auch sie soll erneuert werden.

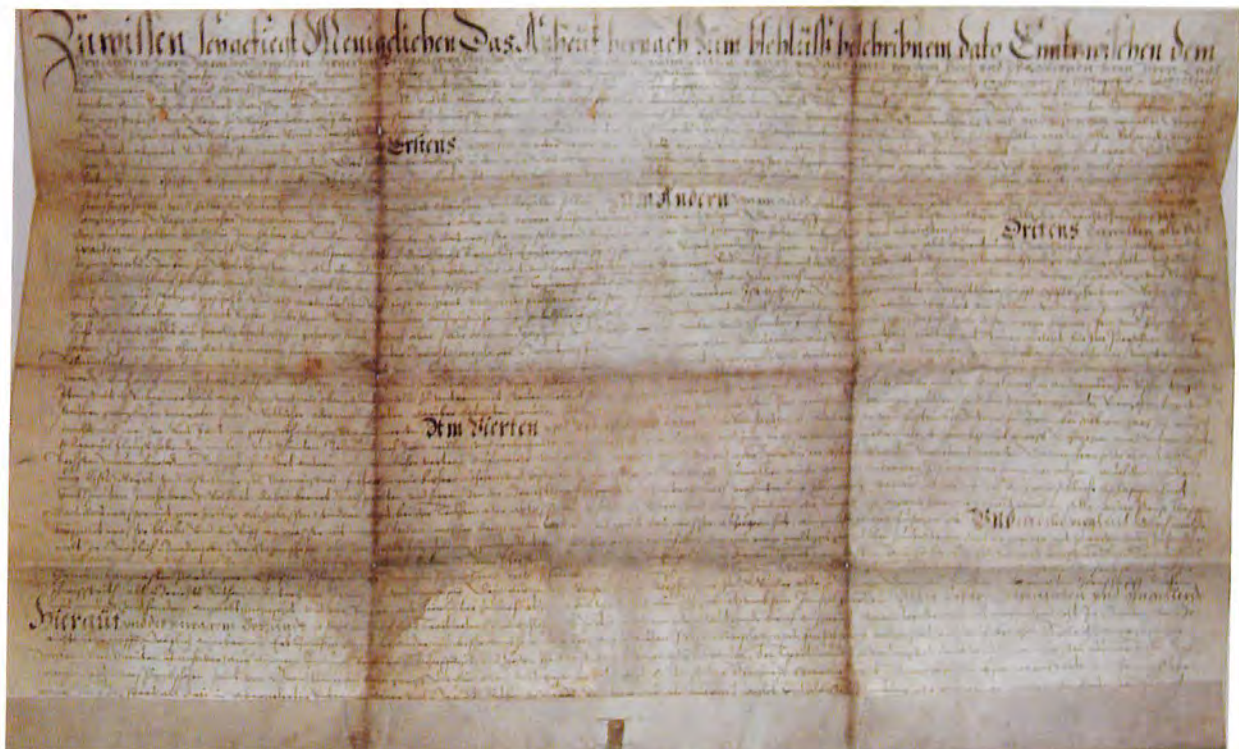


Der Name „Eschenbach“ bezieht sich wahrscheinlich auf den Unterinner Ortsteil oder auch auf die hier häufige Esche, die mit ihren tiefen Wurzeln das rutschende Gelände festhält, und deren Holz vor allem auch dem Wagner diente.

schereirecht zu übernehmen. Sie ernennen einen Generalbevollmächtigten als Vertreter ihrer Interessen in dieser Sache. 22.12.1864 Vergleich betreffend die Ablösung des zur Pfandherrschaft Stein am Ritten gehörigen Fischereirechtes im Wolfgruben-Weiher durch die Gewerksbesitzer in Unterinn und Wolfgruben am Ritten. 28.02.1871 überlassen das Ärar als Besitzer des Wasserrechtes und der Deutschorden als Inhaber desselben den Mühlenbesitzern von Unterinn das Besitztum und das Fischereirecht des Wolfgrubner Sees mit einer Fläche von 8000 Klaftern. 28.06.1888 unterfertigte handschriftliche Urkunde auf Papier der K. Bezirkshauptmannschaft Bozen, Nr. 7097 – Alois Fössinger erwirkt das Recht, den See bei Wasserüberfluss zusätzlich öffnen zu dürfen



Unten und rechts: Urkunde und Buchführung der Seemüller; sie werden aufbewahrt im Hause Alois Niederstätter.





Josef Nössing

Handwerk und Gewerbe auf dem Ritten in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts

Bekanntlich waren Handwerk und Gewerbe im Mittelalter und in der frühen Neuzeit in den Städten beheimatet. Sie waren in den Zünften für ihre Zwecke so gut organisiert, dass auswärtige, unangenehme Konkurrenz ausgeschaltet war. Dieser Eigenschutz bewahrte in der Regel vor wirtschaftlichem Abstieg. Mit diesem Hintergrund und gefestigt durch Privilegien beherrschte das städtische Handwerk in manchen Gegenden nicht nur das eigentliche Stadtgebiet, sondern auch noch ein weiteres Umfeld, weit über die



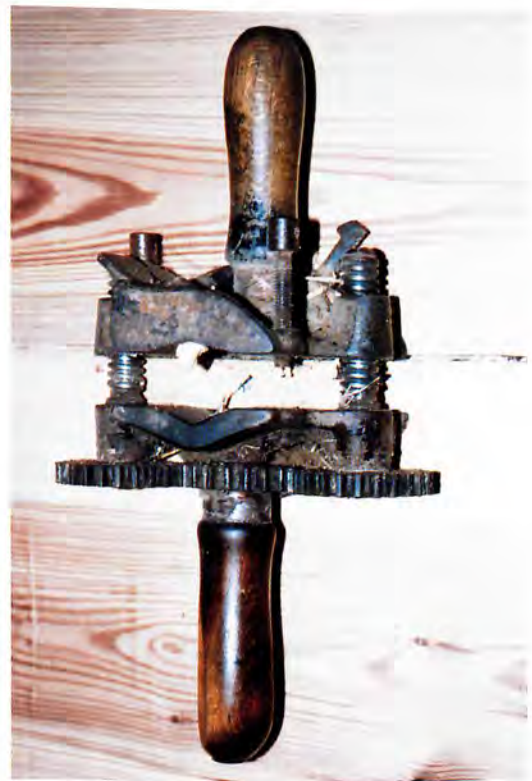
Stadtmauern hinaus. So konnte es vorkommen, dass gewisse ländliche Gegenden fast ohne Handwerker waren. In Tirol wurde der Zunftzwang rechtzeitig durch die Landesordnung, die erstmals 1526 in gedruckter Form allgemein verbreitet wurde, beschränkt. Für den Rest förderten die schwierigen Wegverhältnisse zu den Gebirgsdörfern das ländliche Handwerk. So finden wir in sehr vielen Dörfern und Gerichten eingesessene Handwerker. Allerdings war die Spezialisierung nicht groß und auch das handwerkliche Können den bescheidenen Anforderungen der bäuerlichen Bevölkerung angepasst. In allen Fällen waren in den Landgerichten die Zahl der jeweiligen Handwerker und die berufliche Aufgliederung

*Vorhergehende Seiten: Paul Niederstätter
beim Einkehren und (rechts) alte Mühle auf
dem Ritten, Aufnahme 1941.
Die Bilder auf dieser Seite: Steinlager,
Zwinge, alte Schmiede im Trentino*

der Gewerbe auf den bäuerlichen Bedarf abgestimmt. Wir finden in der Regel Schmiede, Wagner, Müller, Bäcker Zimmerleute, Maurer, Metzger, Weber, Gerber, Schuster, Schneider, Wirte usw.

Durch die nachbarschaftliche Nähe des Landgerichtes Ritten, das mit der heutigen Gemeinde in Bezug auf die Ausdehnung fast übereinstimmt, zur Handelsstadt Bozen würde man zunächst vermuten, dass auf dem Ritten wenig oder kein Handwerk und Gewerbe sich erhalten hätte können. Dass dies nicht der Fall war und warum, soll diese Studie darlegen. Sie stützt sich als Hauptquelle auf die Angaben im Theresianischen Kataster, die um 1775 erhoben worden sind, sowie auf die Rittner Dorfordnung von 1740 und andere Angaben. Zur Klärung sei vorangestellt, dass der Theresianische Kataster zur Festlegung der Grundsteuer angelegt worden ist und daher in der Beschreibung nur jene Gewerbe berücksichtigt worden sind, die an ein Haus oder ein Grundstück gebunden, „radiziert“ waren, wie die veraltete Sprache sich ausdrückte. Insofern ist aus dem genannten Kataster kein vollständiges Bild des Handwerks auf dem Ritten zu erlangen. Durch die ergänzenden Angaben in der Dorfordnung und anderen Hinweisen, kann die entstandene Lücke einigermaßen geschlossen werden. Zunächst sei das Ergebnis der Auswertung des Theresianischen Katasters* vorgestellt. Im Gericht Stein auf dem Ritten sind folgende Handwerks- und Gewerbebetriebe eingetragen zum Zweck der Steuer-eintreibung :

Mühlen 44
Musmühlen 15
Metzmühlen 18
Hausmühlen 11



Getreide- und Lodenstampfen 16
Sägen 3
Schmiedewerkstätten 14
Schmiede 9
Hammerschmiede 2
Nagelschmiede 2
Schlosser 1
Gerber 4
Rotgerber 1
Weißgerber 4
Bäcker 3
Wirtshäuser 11
Buschenschenken 2
Vogelwaide 1
(Loden-)Walken 2

Außerdem werden noch verschiedene Gewerbe oder Handwerksberufe in Form von Personen-bezeichnungen oder Flurnamen erwähnt. Ob jeweils ein bestehendes Gewerbe oder ein aktiver Handwerker damit gemeint ist, kann nicht immer eindeutig geklärt werden. Manchmal - so hat man den Eindruck - bezieht sich die Nennung auf die Vergangenheit und deutet nur an, dass in dem genannten Haus ein Handwerker gewohnt hat, oder dass ein Handwerker das gemeinte Grundstück besessen hat. Immerhin verbergen sich hinter diesen Benennungen reale Hin-

*SLA, Steuerkataster Stein auf dem Ritten N. 4.

**Gustav Pfeifer, Ehehaffttädung und schlufurthl. Ein Weistum des Gerichtes Stein am Ritten von 1740, in: Der Schlern 1996, S.139 – 161.

weise auf Gewerbe. Im Einzelnen werden auf die Weise genannt: 1 Mühle, 1 Schmiede, 2 Schlosser, 2 Raderer, 5 Schuster, 3 Bader oder Badstuben, 8 Weber, 3 Schneider, 1 Glaser, 1 Kramer, 1 Binder, 1 Sattler, 5 Maurer, 1 Goldschmied, 1 Angler und 1 Vogelweider.

Soweit die letztgenannten Gewerbe in der oberen Liste schon vorkommen, interessieren sie nicht besonders, denn es ist durchaus anzunehmen, dass sie keinen weiteren Handwerker bezeichnen, sondern dass er in der ersten Liste schon vorkommt. Wichtiger ist aber die Nennung von Maurern, Schneidern, Webern, Sattlern, Schustern, Glasern. Die Steuerbeschreibung erfasst diese Handwerksberufe nicht, weil sie an kein bestimmtes Gebäude oder Grundstück gebunden waren. Aber wie wir auch aus der von Gustav Pfeifer** veröffentlichten Dorfordnung sehen können, hat es sie auf dem Ritten gegeben, denn es sind klare Bestimmungen über ihr Verhalten und über ihre Lohnforderungen darin enthalten. Von den Metzgern heißt es allerdings, dass keiner ständig anwesend war.

Die Mühlen bedürfen einer näheren Betrachtung. Zunächst ist festzustellen, dass es sich um verschiedene Mühlenarten handelt: Es werden Metzkmühlen, Hausmühlen und Musmühlen genannt. Untersucht man die einzelnen Bezeichnungen etymologisch und sachlich, so erhält man folgendes Bild:

- Musmühle bedeutet so viel wie Getreidemühle (mus = Speise, Getreide usw.) und stand sicher zur Unterscheidung von Windmühlen, Wasserrädern, Papier- und Pulvermühlen und dergleichen. Die Wortschöpfung geht dabei aus von der Bedeutung des Wasserrades als Kraft oder Energielieferant, das universell eingesetzt werden konnte. Ihr gegenüber stand die
- Metzkmühle, als ökonomisch besonders begehrte Mahleinrichtung. Im Vergleich zu den Musmühlen wurden die Metzkmühlen im Steuerkataster drei- bis zehn mal so hoch eingeschätzt. Es waren Mühlen mit einem oder mehreren Gängen oder Steinen, die Getreide der Bauern der Umgebung gegen Entnahme eines Mehlanteiles als Entlohnung zu Mehl mahlten, d.h. sie arbeiteten auf gewerbemäßiger Basis für Dritte. Die Entlohnung bestand noch in Naturalien, in der Regel in einem „Metzmaßl“ Mehl je Star Getreide, wobei zu vermerken ist, dass ein Star 20 Maßln fasste. Metzkmühlen waren also Gewerbebetriebe, die für jedermann ohne Unterschied Getreide zu Mehl verarbeiteten. Der Betreiber musste ein Müllermeister sein und als solcher die Garantie für professionelle Leistung bieten. In der Regel war es Aufgabe des Müllers das Korn bei den Bauern abzuholen und das Mehl zurückzubringen. Zu diesem Zweck hielt er ein Pferd oder einen Esel.
- Die Hausmühle wurde gelegentlich mit der Musmühle gleichgesetzt. Nach dem Schätzwert im Steuerkataster handelt es sich um die am wenigsten ertragreiche Art von Mühlen.



Es muss sich um ganz einfache Mühlen handeln, die manchmal auch mit der Hand betrieben wurden. Sie dienten lediglich für den Hausgebrauch.

Die hohe Zahl der Mühlen am Ritten ist eine weitere kurze Überlegung wert. Wir wissen, dass bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts sehr viel Getreide am Ritten angebaut wurde. Ein Blick in den historischen Kataster der Gemeinde Ritten bestätigt diese Feststellung, alte Fotos mit Landschaftsaufnahmen ebenfalls. Wer noch weitere Belege für die Bedeutung des Getreideanbaues sucht, lese in der Landesbeschreibung von Marx Sittich von Wolkenstein um 1600, in jener des Johann Jakob Staffler aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach oder sehe sich die für den Ritten bestimmten Verse im Tiroler Landreim aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Alle nennen den Getreideanbau und loben das Rittner Korn. Da nur ein Teil des Getreides auf die Bozner Märkte kam, bedurfte es zur Weiterverarbeitung des Getreides zu Mehl der Mühlen, die auf dem Ritten besonders zahlreich auftreten. Diese Erhebung über die Bedeutung des Getreideanbaues erklärt aber noch nicht vollends die hohe Zahl der Mühlen. Weitere Ursachen dafür liegen in der großen Ausdehnung des Gerichtes, in der relativen Unwegsamkeit und vor allem in der geringen Wassermenge der einzelnen Wasserläufe und der periodischen Austrocknung einzelner Mühlbäche. Dies machte es notwendig an vielen Stellen Mühlen zu errichten, damit bei hohem Wasserstand möglichst viele Wasserräder die Mühlen in Bewegung hielten.

Die Verteilung der Mühlen auf dem Gericht Ritten wird von den dauernd Wasser führenden Bächen bestimmt. Nach dem Dicktelebach, der zugleich die Grenze gegen Barbian bildet, ist der Kölblbach der erste, der genügend Wasser führt, die Mühlräder anzutreiben. Er nimmt weit oben unter der Schwarzseespitze seinen Anfang und mündet weiter unten in den Finsterbach. Sein Wasser treibt die Mühlräder in Mittelberg, bewegt die Schmiedehämmer und Stampfen ebendort. Es folgt der Finsterbach, der unter der Tann entspringt und unter dem Mittelberg den Kaserbach aufnimmt und bei Atzwang in den Eisack fließt. Nach Klobenstein ist es das Zaberbachl, das weiter unten Rösslerbach heißt, das einige Mühlräder antreibt. Das Überwasser des Wolfsgrubner Sees ist das letzte größere und sichere Gewässer, das Mühlen in Schwung zu halten vermag. Dieses Wasser treibt die Eschenbacher Mühlen. Spätestens seit 1611 ist der Wasserbezug der Eschenbacher Mühlen, Stampfen und Schmiedehämmer durch ein nachbarliches Wassernutzungsbuch geregelt und damit ist zugleich für die Entstehung einer frühen „Handwerkerzone“ die Voraussetzung geschaffen. Es gibt darüber hinaus noch einzelne Gewässer, die nur nach Regen oder bei der Schneeschmelze imstande sind Mühlräder zu bewegen. Auch solche Wasserläufe werden genutzt, wie



verschiedene Eintragungen im Kataster beweisen. Gewisse Hausmühlen scheinen ohne Wasserkraft betrieben worden zu sein. Einzelne Bauern haben sich bereits einen künstlichen Wasserspeicher angelegt für den bescheidenen Energiebedarf der nur selten aktiven Hausmühlen. Ganz allgemein gesehen, scheint die kostenlose Energie des Wassers auf dem Ritten in einer besonders extensiven Weise genutzt worden zu sein.

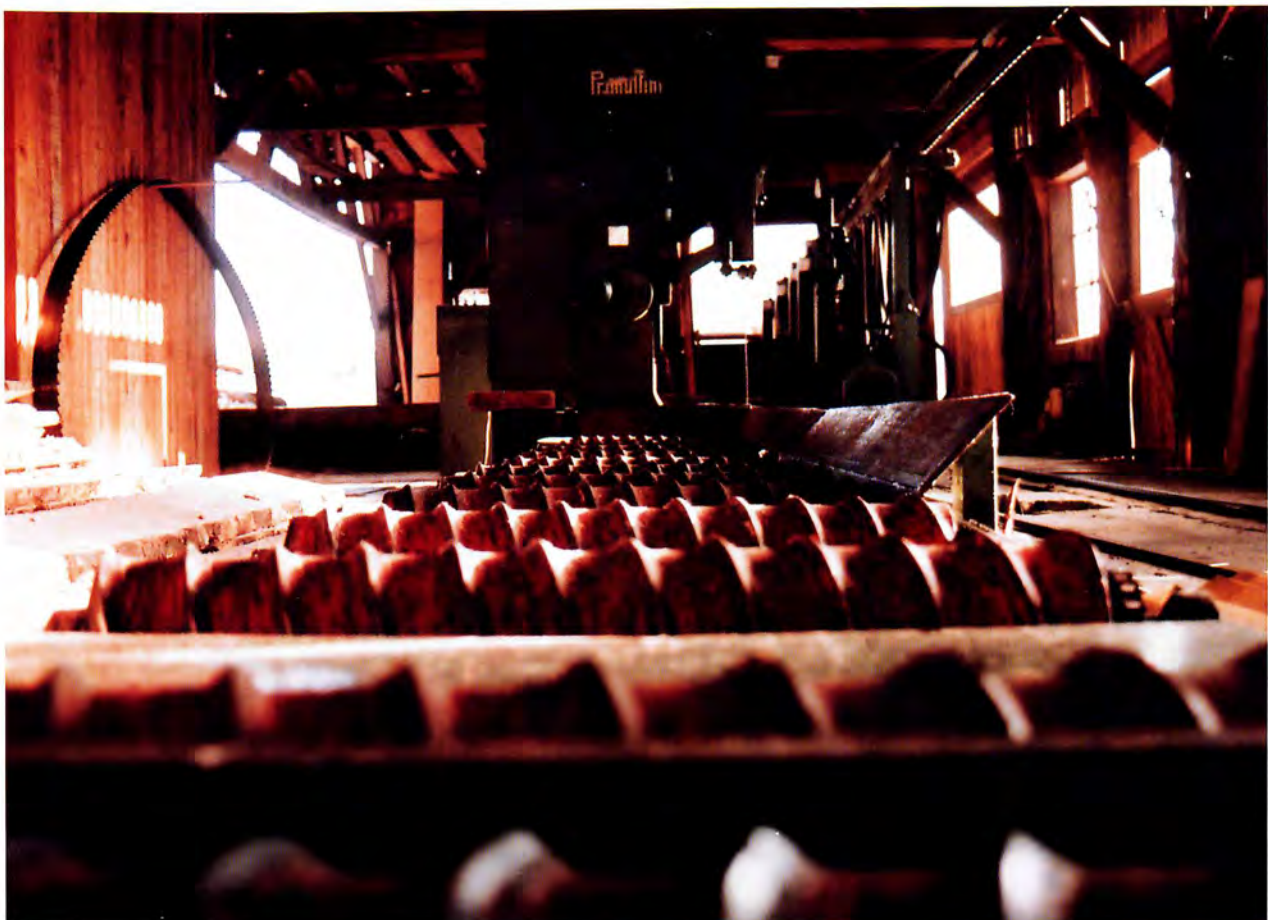
An den aufgezählten Gewässern konzentrierten sich die Rittner Gewerbebetriebe. Es sind neben den Mühlen, Hammerschmiede, Schlossereien und gewöhnliche Schmiede sowie Gerber und Sägewerke, die die Wasserkraft bzw. das Wasser für den Betrieb notwendig haben. Bei der richtigen Einschätzung der Bedeutung der Wasserräder als Energielieferanten der Technik bis vor 100 Jahren ist dies nichts Besonderes. In der Regel waren die Bachufer in der Nähe der Wege und Brücken mit verschiedenen der oben aufgezählten Handwerksbetriebe belegt; so entstanden schon sehr früh Vorläufer unserer Handwerkerzonen. Am Kölblbach in Mittelberg und in Eschenbach unterhalb des Wolfsgrubner Sees lassen sich solche nachweisen. Da das Energie spendende Wasser und die Nähe der Verkehrswege die alleinigen Kriterien für die Errichtung von derlei Handwerks-

Links oben: Ausgedientes Pferdegeschirr an der Stallwand eines Unterinnerer Bauernhofes. Das Kummel, bestehend aus zwei hölzernen Halbbögen mit Eisenscharnieren, wurde dem Pferd um den Hals gelegt. Mit dem hier eingehängten Zuggurt wurde die Wagenlast gezogen.

Unten: Dieses Sägewerk mit modernem Transportsystem löste die alte Sägemühle ab und diente lange der Wagnerwerkstatt Niederstätter.

betrieben waren, war die Siedlungs- und Wohnqualität nicht die beste, was aber keine große Rolle spielte. Während die Mühlen häufig unbewohnt waren, weil sie zu einem der in der Nähe liegenden Höfe gehörten, waren die Werkstätten der Schmiede und Gerber häufig mit den Wohnstätten der Handwerker verbunden. Derlei Siedlungen sind auch an anderen Orten und in anderen Gerichten nachzuweisen. Allen gemeinsam sind die Nähe zu einem Wasserlauf und die relativ unwirtliche Gegend.

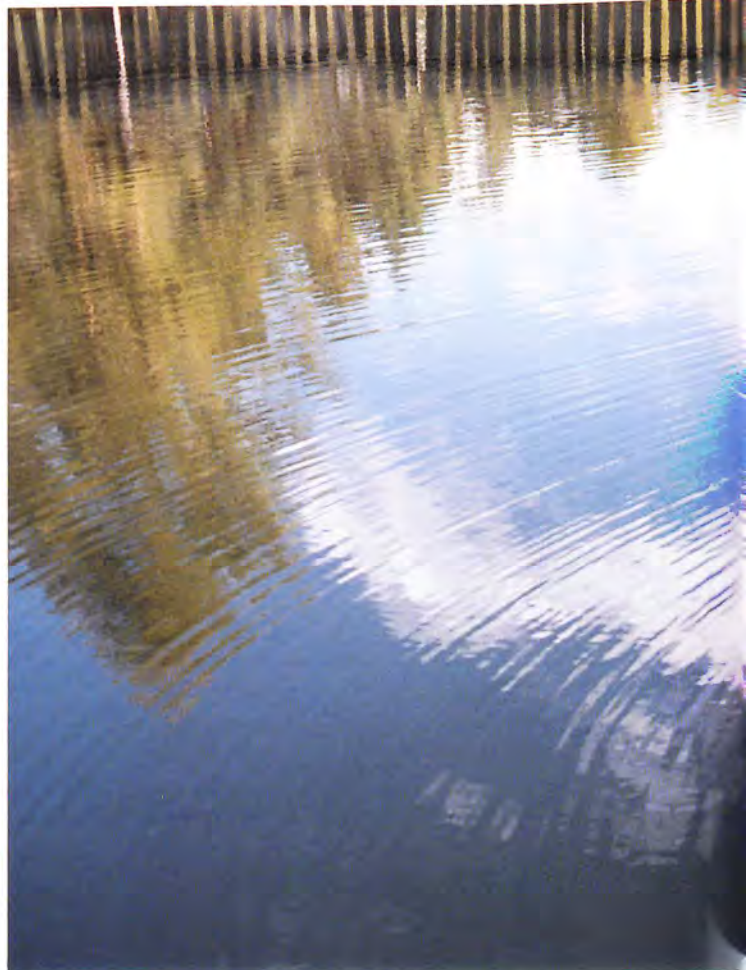
Die letztere Eigenschaft erklärt sich wohl zu einem größeren Teil aus den geografischen Voraussetzungen, die die Randlage an fließenden Gewässern vorsieht, aber auch daran, dass die guten Gründe und sonnigen Lagen für den Ackerbau, der ja bis vor 50 Jahren eine sehr wichtige Rolle spielte, schon sehr früh beansprucht worden sind und dann beim Aufkommen der Handwerker auf dem Lande nicht aufgegeben worden sind. Es spiegelt sich darin auch der soziale Status wieder, den die Handwerker in der Gesellschaft der Neuzeit einnahmen. Bis auf die Metzger, die relativ früh zu einem erweiterten Besitz kamen, waren die Handwerker im Vergleich zu den Bauern arm. Sie hatten neben der Werkstätte in der Regel nur einen Gemüsegarten, nur einzelne hatten vor dem 18. Jahrhundert ein kleines Stück Grund, den sie meistens selbst gerodet hatten. Alle waren von der Gemeineweide ausgeschlossen und waren auch in



den übrigen gemeindlichen Nutzungsrechten (Holzbezug) beschränkt. Eine eigene Kuh im Stall war eine Seltenheit, in der Regel waren es nur eine oder mehrere Ziegen. Die Metz Müller hatten in der Regel ein Pferd und eine Kuh oder einige Ziegen. Das Pferd benötigten sie zum Transport des Getreides und des Mehls vom Bauern und zurück, sowie zu den Märkten der nächsten Städte. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts verbesserte sich die Lage der Handwerker auf dem Lande. Dazu trug sicher die allgemeine Neuordnung der Handwerks mit der Abschaffung der Zünfte in den Städten und der allmählichen Liberalisierung der handwerklichen Berufsausübung einen wichtigen Teil bei, aber auch die vom Staat befohlene Auflösung der Weidegründe in der Dorfnähe und deren Aufteilung unter allen Dorfbewohnern und nicht mehr allein unter den Bauern, schaffte die Voraussetzung zu einer kleinen Landwirtschaft, die von da an neben dem Ertrag aus der handwerklichen Tätigkeit eine breitere Lebensgrundlage für die Handwerker bilden sollte.

Der Lohn der Handwerker war auch auf dem Ritten, wie an vielen anderen Orten durch die Beschlüsse der Dorf- oder Gerichtsordnung bestimmt und nicht durch Angebot und Nachfrage. Das Rittner Gerichtsweistum aus dem Jahre 1740 bestimmt in den Punkten 22, 41 und 42 genau, was die einzelnen Gewerbetreibenden für ihre Dienstleistungen zu verlangen haben: Die Rotgerber, Schuster, Strickenmacher, Wollschlager, Krautschneider, Metzger, Schmiede, Barbieri, Weber werden nach den hergestellten Produkten bezahlt, die Maurer, Zimmerleute und Schneider erhalten einen Tageslohn. Dabei wird zwischen Meister, Geselle und Lehrbub unterschieden. Die Maurer- und Zimmermeister erhalten zur Sommerszeit, wenn der Arbeitstag länger ist, 10 Kreuzer, wenn sie vom Bauern verköstigt werden, 20 Kreuzer ohne Kost; die Gesellen erhalten 7 bzw. 18 Kreuzer und die Lehrjungen 5 bzw. 16 Kreuzer. Die Schneider, die nicht im Freien arbeiten, erhalten durch das ganze Jahr in der Kost des Bauern 8 Kreuzer, die Gesellen 5 Kreuzer und die Lehrbuben 2 Kreuzer.

Zum Vergleich sei die Entlohnung der Tagwerker angeführt, die ebenfalls im gleichen Weistum unter derselben Nummer zu finden ist: Die männlichen Tagwerker erhalten in der Verpflegung der Bauern im Sommer 6 Kreuzer und im Winter 4 Kreuzer, die Frauen 4 bzw. 3 Kreuzer. Die Entlohnung war auch für damalige Verhältnisse bescheiden. Die engen wirtschaftlichen Grenzen mussten sich die Handwerker aber gefallen lassen, weil sie in erster Linie für die Bauern arbeiteten, weil sie gegen die Konkurrenz des städtischen Handwerks schon aufgrund ihres Könnens nicht aufkamen und weil sie außerhalb des eigenen Gerichtes ähnliche Verhältnisse vorfanden. Es werden nämlich schon im sechsten Buch der Tiroler Landesordnung vom Jahre 1573 die handwerklichen





Links: Das Finstertal und Mittelberg in einer Luftaufnahme.

Die jetzt fast zugewachsene Finstertalbrücke vor ihrer jüngst erfolgten Erneuerung; und so zeigte sie sich früher (im Bild rechts).

Unten: Einer der Stauseen (unter Bad Sieß), mit denen bewässert wurde oder auch Mühlen angetrieben wurden.



Dienstleistungen landesweit geregelt und den Preissteigerungen klare Grenzen gesetzt. Die Bauern andererseits waren sich ihrer wirtschaftlichen Stärke bewusst und hielten, da sie selbst nicht immer gut bei Kasse waren, die Preise der Handwerker niedrig. Die Einleitung zu den Bestimmungen über die Handwerker im Rittner Weistum spricht diese Gesinnung offen aus: "Nachdeme die handtwercher allhier sich unterfangen, ain zeithero in ihren handtierungen von selbst zuwider der policeijordnung aufschlag und staigerung firzunemben, warmit der paurs- und gemaine mann sich hechlichen beschwert, sollichemnach ist beschlossen worden, das firohin nachstehende handtwercher mit machung- und gebung der wahren volgen und raiten und ihnen auch nit mer geben oder darfir bezahlt werden solle:"

Wirtstafernen, Weinschank, Buschenschank, „Peckenpfister“

13 verschiedene Betreiber des Wirtsgewerbes sind im Kataster vom Jahre 1775 im Gericht Stein am Ritten verzeichnet. Dabei wird zwischen Buschenschanken, Schankrecht, „Wirtsgerechtigkeit“ und „Wirtstafernengerechtigkeit“ unterschieden. Die Buschenschanken hatten das Recht den selbst „erzielten“ Wein auszuschenken. Davon gab es zwei, eine in Signat und eine in Siffianer Leitach.



Oben links: Bäckerjunge an einem Haus in Unterinn, Wandmalerei von Rudi M. Complojer.

Rechts: Backofen eines alten Hauses in Unterinn, wahrscheinlich abgebrochen.

Die Weinschankgerechtigkeit beinhaltet das Recht Wein im eigenen Haus auszuschenken und zu verkaufen. Wer die Wirtsgerechtigkeit besitzt, gibt neben Getränken Speise und Trank aus, muss aber nicht die Möglichkeit der Übernachtung haben, während in Wirtstafernen diese nicht fehlen darf. Die Wirtstafernen liegen dem entsprechend an den Verkehrswegen. Am Kunterweg entlang der Eisackschlucht sind deren fünf und zwar beim Törggele, in Atzwang (Ober- und Unteratzwang), beim Teitschen und in Steg. Die letzten drei haben sich im Laufe der Geschichte zu bekannten Raststationen von überregionaler Bedeutung herausgemacht, sodass sie in vielen alten Reisekarten eingetragen sind. In ihrer Nähe haben sich auch Handwerker niedergelassen, die sich von den Durchreisenden Aufträge erwarteten, darunter Hufschmiede, Wagner, auch ein Bäcker ist dabei. Die übrigen Gastgeber verteilen sich auf die Ortschaften Unterinn, Oberbozen, Klobenstein und Lengstein. Das Penzelgasthaus steht außerhalb der Ortschaften, aber an einem viel begangenen Weg zwischen Lengstein und Kollmann.

Wie noch vor kurzer Zeit üblich, haben die Bauern ihr Brot selbst gebacken. Die vielen Backöfen an den al-

ten Bauernhäusern sind ein sichtbarer Beweis dafür. Aber nicht jedes Bauernhaus und vor allem kein Kleinhäuslerhaus war mit Backöfen bedacht, so war der Bäcker, der in der älteren Sprache Pfister hieß, auf dem Lande nicht überflüssig. Nach den Eintragungen im genannten Kataster gab es auf dem Ritten zwei Bäcker: einen in Klobenstein und einen in Eschenbach. Es ist daran zu denken, dass zumindest der „Pfister“ in Klobenstein im Sommer auch für die Gäste oder „Frischleute“ Brot buk. Ob jene Bauern, bei denen im Kataster kein Backofen angeführt ist und davon gibt es viele auf dem Ritten, das Brot beim Bäcker kauften oder zumindest dort backen ließen, oder ob sie sich bei den Nachbarn das Brot herstellten, darüber sagen die Quellen nichts aus. Es kann aber angenommen werden, dass etliche auch im gewöhnlichen Stubenofen Brot gebacken haben.





Inga Hosp

Emergenz und Sockenstopfen. Über den Vortl.

Seit ich beobachten kann (was heißt: hinschauen und das Gesehene für mich deuten), bewundere ich ihn. Ich habe lang nicht gewusst, wie ich ihn mit einem kompakten Wort aus dem Bedeutungsbrei um die Begriffe des Vorteils und der Geschicklichkeit herauschälen könnte. Erst in Südtirol habe ich das Wort „Vortl“ (oder „Fortl“ oder „Vourtl“) kennengelernt, das sein eigener Fortl (oder Vortl oder Vourtl) ist. Ein Kniff, ein Pfiff, ein Griff, sagte mir neulich eine Rittnerin. Jetzt weiß ich, was ich da, seit ich beobachten kann, bewundere.



Das Beobachten ist vielleicht das gescheiterte Geschwister des Bewunderns. Aber ohne das Bewundern (oder mindestens das Verwundern, was wieder nur ein anderes Wort für Interesse ist) wird es nichts mit dem Beobachten.

Mir ist in dieser Hinsicht viel geboten worden. Etwa wenn ich meinen Vater, der Bauingenieur war, auf seine Baustellen begleiten durfte oder ihm beim Zeichnen zusehen konnte. Oder später, wenn ich ihm helfen durfte, an seinem eigenen, an unserm Haus Hand anzulegen. Was mir übrigens lieber war als die

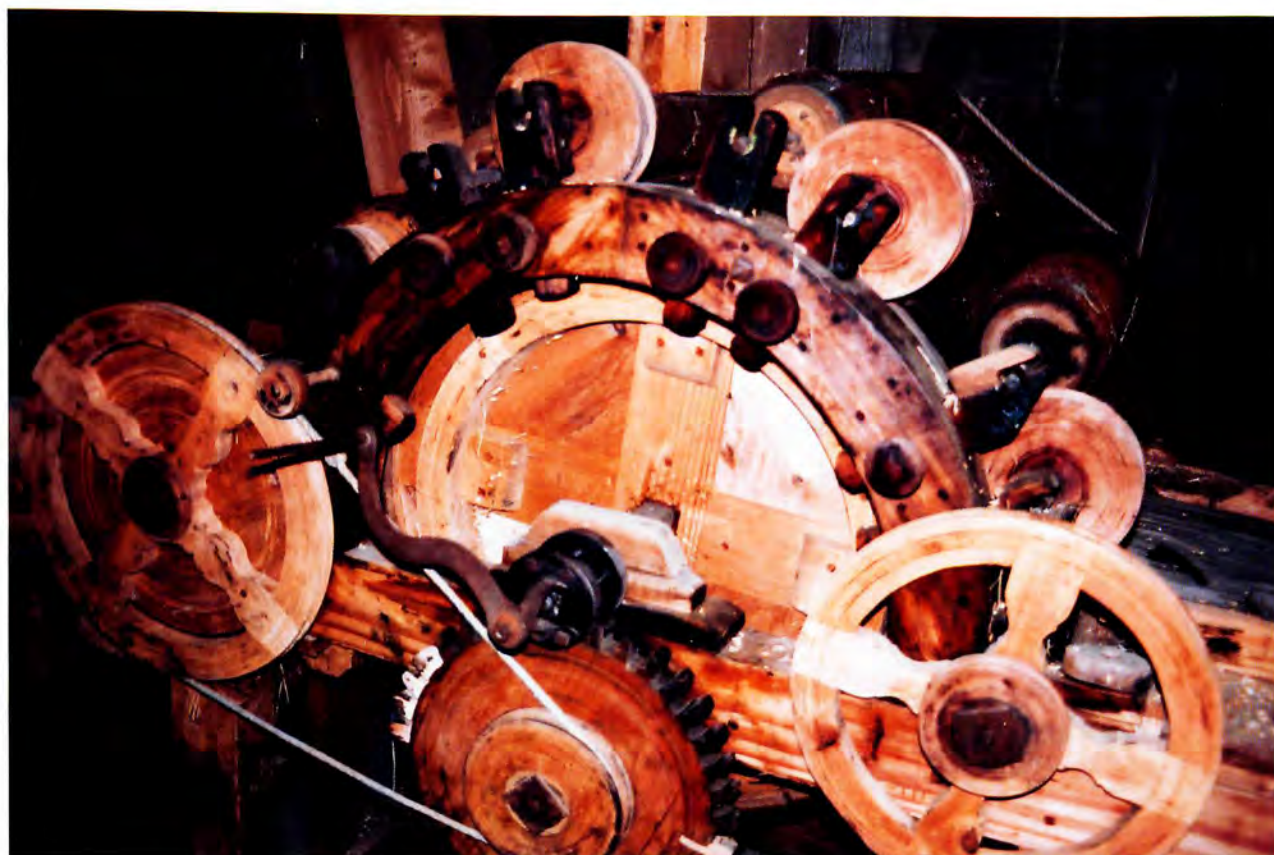
Kniffe meiner Mutter bei Hand- und Näharbeiten nachzuvollziehen, obwohl ich auch die bewundernswert fand. Immerhin weiß ich den Vortl eines „auf Stiel“ angenähten Knopfs zu schätzen, und ein mit Vortl (und mit der über Generationen von Großmüttern und Müttern vererbten Technik des Ersatzgewebes) geflickter Socken wäre durchaus noch heute der Bewunderung wert. Aber wer stopft heute noch Socken? Und wer, wenn er Socken stopft (sie stopft ihm sowieso keine mehr), macht noch eine Technik daraus?

Als einmal hinter unserm Haus im Oberbayerischen der Bergwald großflächig gerodet wurde, kamen Holzknechte aus dem nahen Tirol und schüttelten die Vortl nur so aus dem Ärmel: beim händischen Umlagen der Fichten genauso wie beim Entrinden (aus groß gehaltenen Rindenstücken bauten sie einen Unterstand, in dem sie wochentags sogar kochten, aßen und schliefen) und beim Abtransport der Stämme aus dem steilen Gelände durch unser Hanggrundstück hindurch bis zum Weg. Da bauten sie mit einfachsten Mitteln und mit bis auf die Nägel vorgefundener Material eine Rinne, durch die sie zu sonderbaren, nahezu gesungenen Warnrufen die Stämme hinuntersausen ließen. Als sie fort waren, bemächtigte ich mich ihrer Hütte und ließ mir von meinem Vater eine Brücke über das Bächlein bauen, das mich von ihr trennte, und in dem Wasserlauf von Holzresten allerlei Stau- und Mühlenwerke. Beobachten und Nachmachen waren meine Lust, das

Vorhergehende Seiten: In der Schmiede am Stein - Marianne Mur und Alois Niederstätter „schmieden“ Pläne für die Schauräume, in denen das Schmiede-, Wagner- und Mühlenhandwerk gezeigt werden soll. Geschmiedeter Türgriff beim „Schmied am Stein“ in Oberinn

Rechts unten: Die „Wollzaus“ dient zum Kämmen der Wolle. Sie besteht ganz aus Holz und wurde bis vor wenigen Jahren mit Wasserkraft angetrieben. Die Wasserkraft wurde mit Hilfe eines Wasserrades, ähnlich dem der Mühlen, erzeugt. Das Rad setzte Holzstangen in Bewegung, und diese übertrugen die Bewegung auf die eigentliche Maschine.

Unten: Eine Maschine zum Wollkämmen, „Wollzupf“ genannt, wichtig für das Weiterverarbeiten zu Loden - hier liebevoll aufbewahrt in einem kleinen Museum mit landwirtschaftlichen Geräten auf dem Tschötscherhof in St.Oswald unterhalb von Seis.



Handwerk hatte mich voll im Griff. In die Rindenhütte trug ich alle meine Schuhschachtel-Wunderkammern mit Fundstücken aus Stein, Holz und Glas. Und vor der Hütte las ich alle Bände der „Höhlenkinder“, worin die Vortl geradezu die Markierungsposten der Zivilisation darstellen. (Das ist auch legitim, denn nahe beim vorteil steht in Lexers mittelhochdeutschem Wörterbuch auch das Wort vort, das eine räumliche oder zeitliche Vorwärtsbewegung meint, und der mittelalterliche vorteil meint neben dem Vorteil auch das Voraussein.) Später las ich mit subtilerem Vergnügen Stifters „Nachsommer“, für mich eines der vortreichsten Bücher der Weltliteratur.

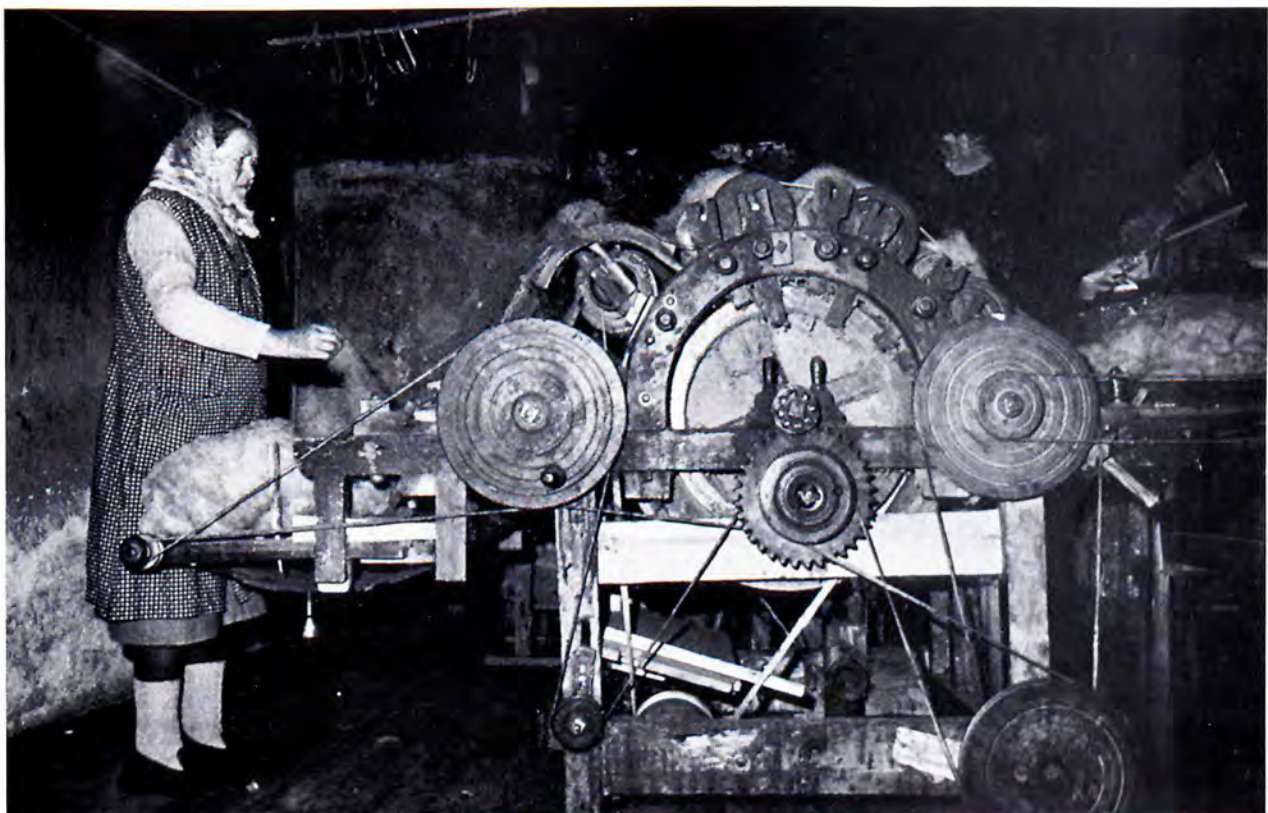
In Südtiroler Tälern der späten Sechziger- und der Siebzigerjahre habe ich viele Leute kennengelernt, die den Vortl nicht nur anwenden konnten (etwa weil sie ihn ordentlich erlernt oder abgeschaut hatten), sondern geradezu leibhaftig innehatten, also verkörperten, weil sie nicht nur Macher, sondern auch Erfinder waren.

Und alle waren sie übrigens auch Sammler, also Bewunderer.

Ich habe mir immer vorgestellt, wie Leute dieses Schlages lebten, und eigentlich ist es immer auf den Thaler Pius aus der Gufl bei Reinswald im Sarntal hinausgelaufen: in der Begrenzung die eigene Begabung und damit sich selbst zu finden. Das war ihm wunderbar gelungen. Denn die alte Abgeschlossenheit hatte in den Tälern Menschen von besonderer Kreativität geformt.

Die harten Lebensbedingungen hatten sich nicht wie eine Resignation auf sie gelegt und Alltagsmaschinen aus ihnen gemacht. Der Mangel an Weltläufigkeit und Kommunikation machte sie vielmehr zu Originalen, deren geistige Sprühkraft sich nur im engen Kreis regen und drehen konnte. Der Partschinser Bauer Peter Mitterhofer, der die Schreibmaschine erfand, war von dieser Art, und wenn die hübsche Anekdote denn wahr wäre, dass er über das Spiel mit seinem „Hölzernen Glachter“ (einem xylophonähnlichen Musikinstrument) zu seiner revolutionär nützlichen Erfindung des Schreibapparats kam, so wäre er ein prächtiges Exemplar des „Homo ludens“, dem, seinen Vortl ausspielend, schon so vieles gelang. Auch der Mechaniker Pius Thaler in seiner winzigen hölzernen Werkstattstube war so ein beständig Spielender, der aus allem etwas zu machen verstand, was praktisch oder unterhaltsam, am besten beides zugleich war. Jedes Ding erhielt einen neuen Zweck, wenn er es anschaute: ein Nachtkastl mutierte zur Werkbank, ein alter Zahnarztbohrer wurde Poliergerät, das Plattenmagazin einer alten Kamera taugte zu einem Erinnerungsalbum. Was kaputt war, ging wieder und besser als vorher, was unbrauchbar schien, erhielt eine neue Anwendung. Alte Motorteile? Hanteln für den Kraftsport! Maschinenreste? Ein Fingerhaklgerät! Ein Mopedmotor? Motorisierter Handkarren!

Ich habe mir auch vorgestellt, dass es beim Tschuggmall (Christian Joseph Tschuggmall, 1785-



1845) über den ich ein Buch geschrieben habe, genau so gewesen ist, bis er seine mechanischen Figuren, seinen Lebensunterhalt fertig hatte. Und so muss er vorgegangen sein (und es lässt sich belegen, schaut man etwa Tschuggmalls noch vorhandene Figuren sehr genau, mit wissenschaftlichem Analyseesifer an): So einer geht Tag für Tag in seine Werkstatt. Die Werkstatt ist zugleich eine Wunderkammer (was ein kulturhistorisches Phänomen ist und worunter man sich, ohne hier einen längeren Exkurs loszutreten, ein inspiriertes Sammelsurium vorstellen möge). Was dort herrscht, ist das Fluidum des Lernens durch Staunen (etwa über die Kreativität der Natur): ein Zwischenstadium in der Schweben zwischen Ahnungslosigkeit und Erleuchtung, der Ort, wo Nichtwissen in Wissen umschlägt. Es mag sein, dass das Wort Wunderkammer ein wenig großspurig ist für die Werkstatt eines Pius Thaler oder Christian Tschuggmall, denn das Sammlungsprinzip der Wunderkammer und ihrer zumeist fürstlichen Anreger und Auftraggeber war „jedwedes Ding, das absonderlich“ ist, zu sammeln. Und dazu hatten meine Vortlmenschen weder das Geld noch die Experten noch deren weltweite Verbindungen. Aber die Grundgestimmtheit ist dieselbe.

Oder es schafft sich einer eine „Wunderkammer“ seines eigenen Handwerks, wie der 82jährige Alois Niederstätter am Ritten, Wagnermeister und Müller aus Familientradition, der mit 70 begonnen hat, alle Geräte und Sacheln für den täglichen ländlichen Gebrauch, die ein Wagner eben kann, noch einmal zu machen: vom schwersten Vierochsenpflug zum Aufreißen von Wiesen, die Äcker werden sollen, bis

zum kleinsten Schaffl, dazu eine Sägemühle und eine Getreidemühle: vom großen oberflächigen Wasserrad mitsamt den hölzernen Wasserrinnen bis zum kleinsten Zahnrad zur Feineinstellung des Mahlgrades. Jetzt, mit 82, ist er ziemlich, aber noch nicht ganz fertig mit dieser Enzyklopädie seines Handwerkswissens. Aber er geht jeden Tag in seine Werkstatt, geht jeden Tag um mit Geräten und Maschinen, die schon funktionierten, als er noch nicht einmal auf der Welt war, packt sein ganzes Expertengedächtnis samt allen Vortl, den ererbt und den selbst gefundenen, in seine Erzeugnisse.

Es war und ist also so einer ständig von vielen anregenden Dingen umgeben. Und wenn in einer solchen Werkstatt einer umgeht, Tag für Tag, der auch die Begabung, nicht nur die Tradition des Vortls hat und nicht in Büchern oder im Internet nachschauen kann, nicht fernsehen und nur selten ins Wirtshaus gehen muss, die Kinder der Frau überlassen darf und das, wovon die Familie lebt, in ein paar Stunden routinierter Arbeit herstellen kann, dann, ja dann kann er die restlichen Stunden des Tageslichts seiner Neugier schenken und seiner Herzenslust auf Versuch und Irrtum, aus der ganz nützliche, bisweilen aber auch ganz nutzlose, umso vergnüglichere Dinge entstehen: Peter Mitterhofers Schreibapparat, Pius Thalers Fingerhakmaschine, Christian Tschuggmalls mechanische Kunstreiter, Herons Andachts- und Unterhaltungsmaschinen, aber auch seine Dampfmaschine oder sein Denkmodell einer automatischen Schiffswerft.

Heron, der Erfinder der Dampfmaschine? Haben wir das nicht anders gelernt? James Watt, haben wir



gelernt, und: England, und: Ende des 18. Jahrhunderts. Wogegen Heron vermutlich ein wenig nach Christi Lebenszeit in der Stadt Alexandria an der Nilmündung gelebt und getüftelt hat, einer Stadt der Spezialisten und der Universalisten, Standort der berühmtesten Bibliothek des Altertums, einer römischen Stadt zu jener Zeit, wo der Nutzen immer das Vergnügen an seiner Seite hatte. Da war Heron der Tausendsassa, der eine Windmühle erfand, um eine Orgel anzutreiben. Der nicht nur an einer automatisierten Fabrik herumgedacht hatte, sondern der auch die ersten Münzautomaten konstruierte, denen die Gläubigen gegen Geld Weihwasser entnehmen konnten.

Die Magie war gratis. Der ein selbsttätiges Theater machte, in dem völlig ohne menschliches Zutun eine dramatische Geschichte abschnurrte. Der einen Dampfball zusammentüftelte, mit dem sich prächtig spielen ließ. Damals wuchsen Kunst und Technik auf demselben Holz: Ingenieurskunst. Wie bei Leonardo da Vinci wieder. „Die Wechselbeziehung zwischen beiden blieb zu beider Vorteil in den langen Zeiten handwerklicher Kleinproduktion erhalten“. Dass sie heute getrennt sind, nennt Lewis Mumford in seinem Standardwerk über den „Mythos der Maschine“ (Fischer-Taschenbuch, 1986, S. 269 ff. und 290) eine „moderne Fehlleistung“. Künstler unserer Zeit spielen gelegentlich auf diesen bedauerlichen Umstand an, und am deutlichsten hat das wohl Jean Tinguely getan, der seinen Vortil zur Verfertigung unnützer, „schräger“ Maschinen und Apparate genutzt hat, die mit sich selbst auch unser Vertrauen in die Perfektion unserer heutigen Maschinen ad

Links: Kraftübertragung durch ein hölzernes Zahnrad.

Unten: Aus Holz geschnitzte Gewindeschraube. Schrauben kannten bereits die Ägypter, die Inkas in Amerika, ebenfalls unsere Vorfahren aus der Bronzezeit, die Germanen, die Römer; häufig angewendet wurde die Gewindeschraube seit dem hohen Mittelalter.



absurdum führen. Dass das Grundprinzip der Dampfmaschine ein Vortl des Altertums war, mag uns also ein wenig erstaunen. Dass die revolutionärste mechanische Erfindung - die Wassermühle, die übrigens auch den Frauen die Mühsal der Handmühle oder des Stampfens ersparte - ebenfalls von daher rührt, schon nicht mehr. Die trauen wir ohne weiteres den Griechen zu (obwohl Alexander des Großen Soldaten sie, wie Mumford vermutet, vielleicht auch den Indern abgeschaut haben könnten, die damit ihre Gebetsmühlen betrieben). Auch den weiteren, den eigentlichen Vortl der Effizienzsteigerung vom unter- zum überschlächtigen Wasserrad.

Wo Sklavenarbeit knapp wurde, entstanden Kraftmaschinen. Waren sie erst da, begann unverzüglich der Vortl an ihnen zu wirken: Holzbohrer, Rolle, Winde, Schraubenpresse... „Sie zeigen, dass die übliche Einschätzung dieser Periode als technologisch rückständig - infolge der Sklaverei - nur eine stereotypische akademische Beurteilung ist, die sich leider fixiert hat, ehe die Gegenbeweise ans Licht kamen.“ (Mumford, a.a.O.)

Im nachchristlichen Mittelalter seien es dann die Mönche (Benediktiner vor allem) gewesen, die die wahren Vorteile der Maschinen entdeckten, sie anwendeten und ständig weiter entwickelten. Pferde-Tretmühle, Wassermühle, Windmühle: Anwendungen des 11. Jahrhunderts. Kloster-Vortl also (Mumford, a.a.O., S. 301 ff.), „benediktinischer Segen“, der - wohl auf der Unterlage der „Software“ aus den Klosterbibliotheken - die „Hardware“ der Maschinen und Geräte hervorbrachte und verbesserte, wohl auch damit das „labora!“ der benediktinischen Regel den Mönchen mehr Zeit fürs „ora!“ bescherte. Die meisten frühen Abteien hätten ein ausgedehntes Wassersystem für die Tätigkeiten des Mahlens, Walkens, Gerbens, Drehens, Bewässerns, Waschens, Schleifens, Kochens gehabt. Und „zuletzt, um vollen Dank zu ernten und nichts ungetan zu lassen, trägt (der Fluss) den Abfall fort und lässt alles sauber zurück.“ (Bertrand Gille, *Patrologia Latina*, Mignes Bericht über den Hl. Bernhard)

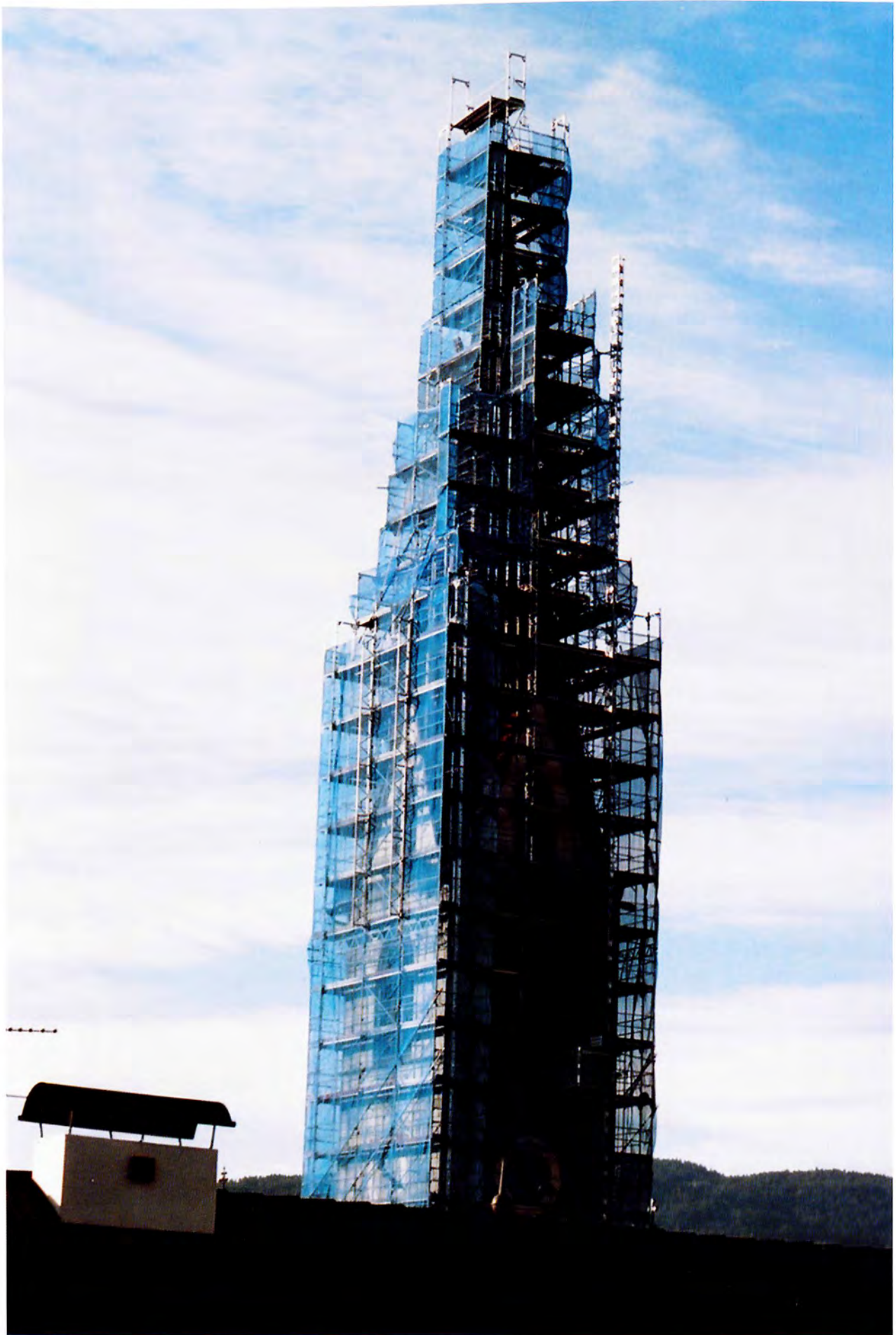
Solche klösterlichen Wasserkraftanlagen mögen Vorbilder gewesen sein für das „Handwerk am Bach“ (das, unter diesem Titel, Karl Wiesauer für Nord- und Osttirol und Harald Haller mit der Monographie „Die Mühlen im Passeier“ für Südtirol beschrieben haben). Doch „richtungsweisend für die optimale technische Nutzung der Wasserkraft“ (Wiesauer) sei gerade in Tirol der Bergbau gewesen. Wahre Wasserkünstler unter den listigen Bergknappen und -technikern (die List ist wieder ein anderer Name für den Vortl) erfanden komplizierte Fördersysteme für Erz und Grubenwasser, in denen die Vortl zu Dutzenden wirken. Im Modellformat sind solche „Wasser-

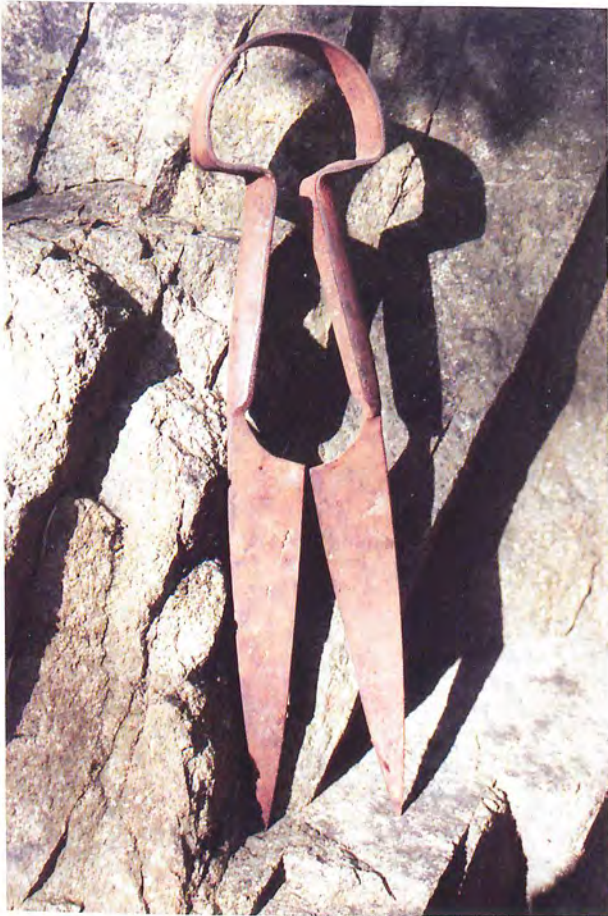
Rechts: Eingerüsteter Turm der Pfarrkirche von Unterinn (in den Sommermonaten des Jahres 2003), damit verbunden eine Meisterleistung der Restauratoren und Handwerker. Die Pfarrkirche zur hl. Lucia wurde bereits um 1211 erwähnt.

künste“ (da ist sie wieder, die Verbindung von Kunst und Ingenieursvortl!) zu besichtigen im Südtiroler Bergwerksmuseum, im Kornkasten in Steinhaus im Ahrntal. In Modell- und Originalgröße: das Poch- und Dreschwerk im Volkskundemuseum Dietenheim. Denn auch das gehört, wie gesagt, zu einem Menschen mit Vortl: dass er ein Ding in seiner traditionellen Funktion anschaut und es - plötzlich! - in einer ganz neuen, noch unerkannten Funktion sieht. Der Physiker Gerd Binnig, der 1986 zusammen mit anderen den Nobelpreis erhielt, hat sich („Aus dem Nichts“, 1989) in einem Buch Gedanken über die Kreativität von Natur und Mensch gemacht und seine Definition im folgenden Satz festgehalten:

„Kreativität ist das Ermöglichen neuer Wirkungseinheiten.“ Er hat es wichtig gefunden, das Wort „Ermöglichen“ zu verwenden, nicht das Wort „Erschaffen“. Das, meint er, ziele zu sehr auf den Menschen und lasse die Natur außer acht. Denn was sei der Mensch anderes als ein Teil der Natur?

Es sind nicht zuletzt die Erkenntnisse der Physik des 20. Jahrhunderts, die uns gezeigt haben, dass die Natur „kreativ“ ist. Unvoraussehbar also. Die Evolution insgesamt und wir selbst. „Wir waren nicht voraussehbar, bevor wir erschienen“, sagt der Biochemiker Jacques Monod über uns Menschen.





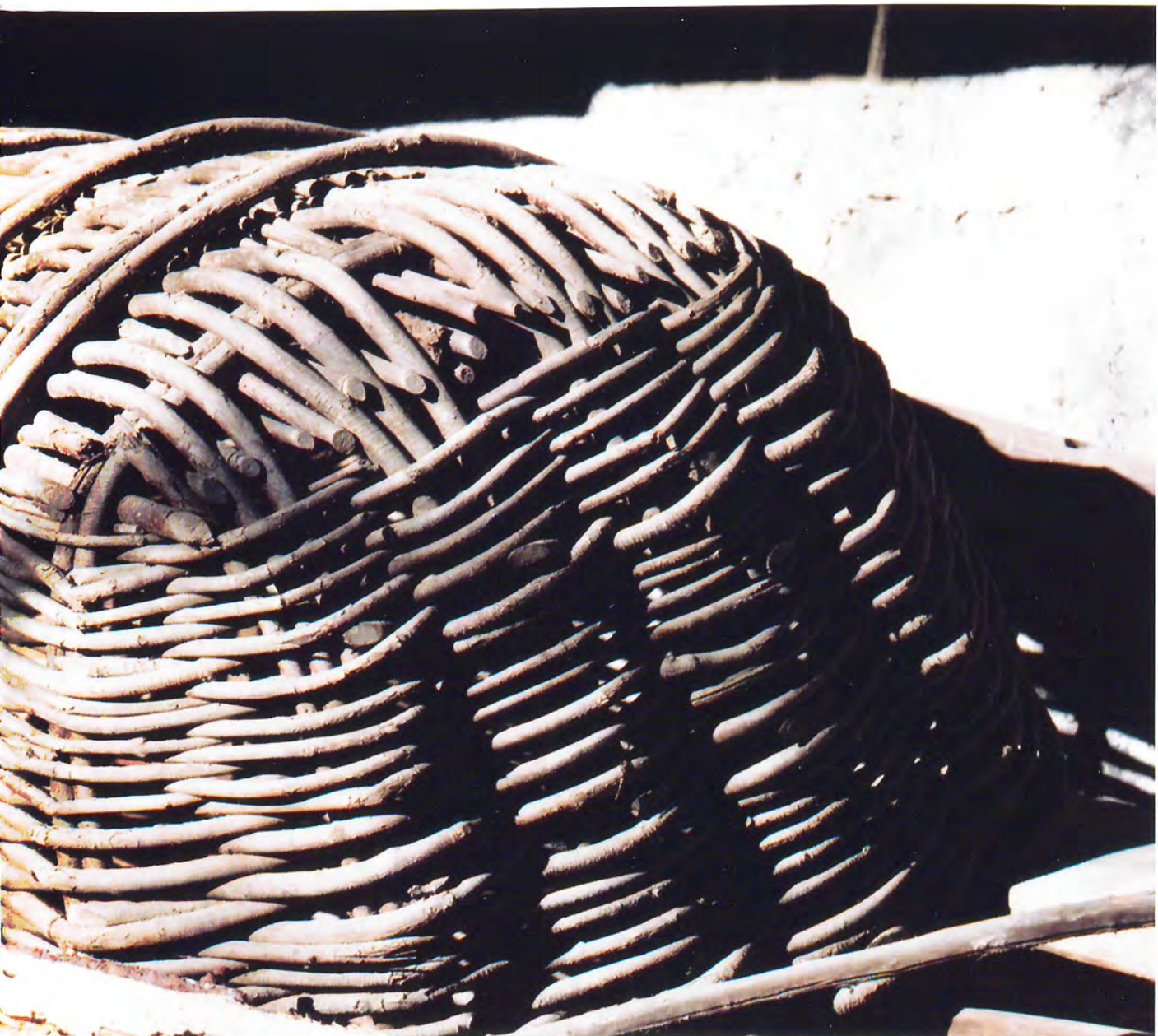
Plötzlich taucht etwas auf, das vorher so überhaupt nicht da war, das man es in keiner Weise erwarten konnte: Emergenz. Die Idee einer „ kreativen“ oder „ emergenten“ Evolution verweist auch nach dem Philosophen Karl Popper „ auf die Tatsache, dass im Verlauf der Evolution neue Eigenschaften auftreten; Dinge und Ereignisse, die in dem Sinne neu sind, in dem ein großes Kunstwerk als neu bezeichnet werden kann“.

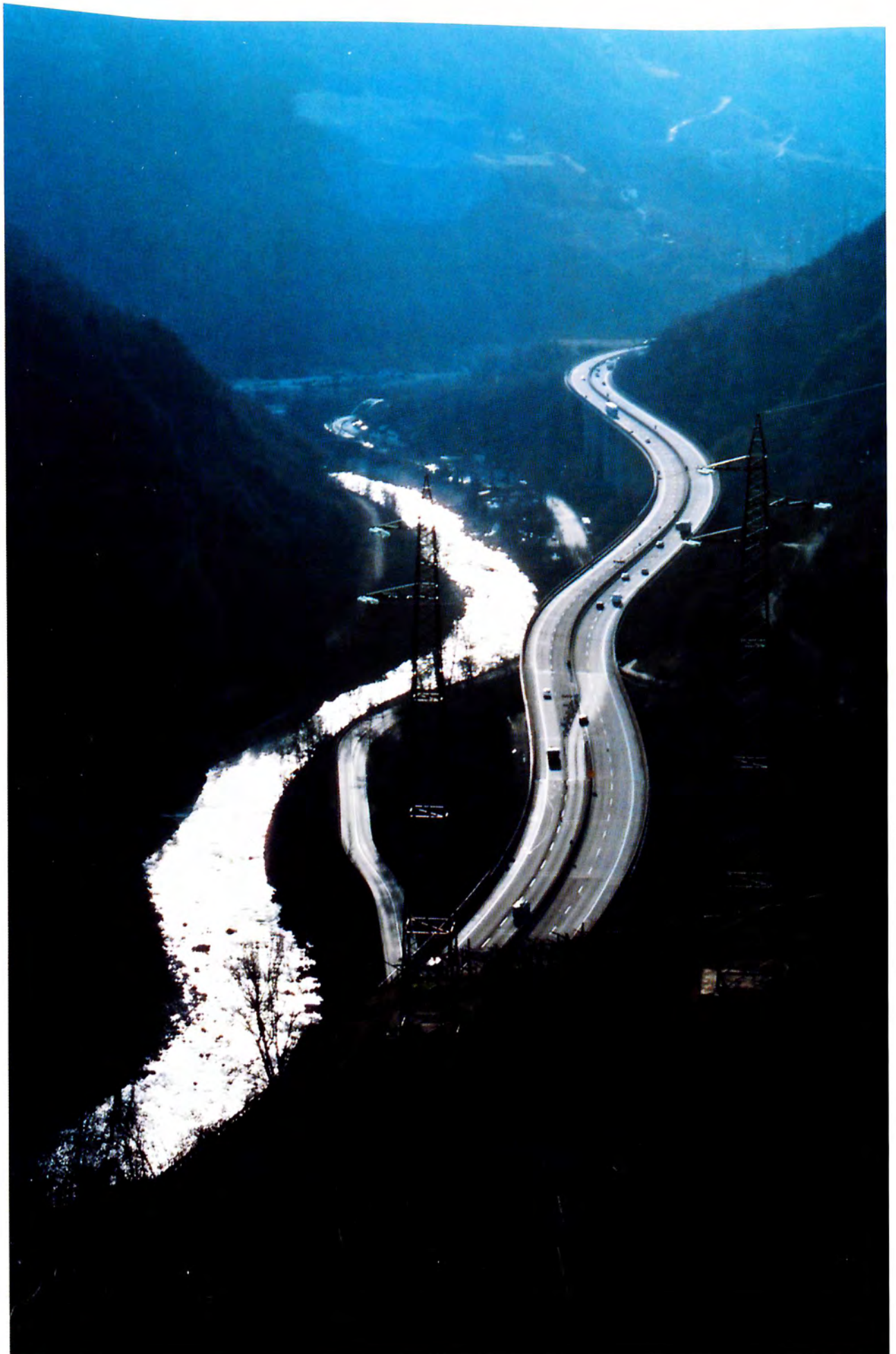
Aber was - könnten Leser fragen - haben Nobelpreise und Philosophen von Weltrang (ganz zu schweigen von Einsteins Forderung, auch Wissenschaftler sollten den Vortl haben: nämlich konstruktive Phantasie) mit ein paar Handwerkern an unserm Rittner Mühlbach zu tun? Nun, auch Platons Demiurg war schließlich ein Handwerker. Und der Vortl: der Vortl ist ein Span auf dem Tisch des Genies. Mindestens.

Oben: Aus einem einzigen Eisenstück geschmiedete Schere für den dicken Wollpelz der Schafe.

Rechts: Bäuerlicher Korbwagen, Länge 3, Breite und Tiefe 1,5 Meter, „Penn“ genannt; der geflochtene Wagenkorb liegt jetzt bei den ausgedienten Geräten auf einem Hof in Unterinn,







Ferdinand Rottensteiner

Die Straße über den Ritten

*Die Straße über den Ritten als Teilstück der Römerstraße
und der mittelalterlichen Heeresstraße*

Die Darstellung der Geschichte des Rittens im Mittelalter wäre sehr unvollständig, wollte man nicht jenem historischen Faktum einen Abschnitt widmen, das den Ritten nicht nur in der tirolischen, sondern auch in der deutschen und italienischen Geschichtsliteratur in Erscheinung treten lässt. Ich meine damit die Straße über den Ritten, die als Teilstück der Nord-Süd-Verbindung für die Verkehrsgeschichte im Altertum und im Mittelalter von Bedeutung war. Die geschichtliche Rolle dieser Verbindungsstraße führt aber über die bloße Verkehrsgeschichte hinaus und in die allgemeine politische Geschichte hinein: Sind doch die Römer bei der Eroberung Germaniens seit

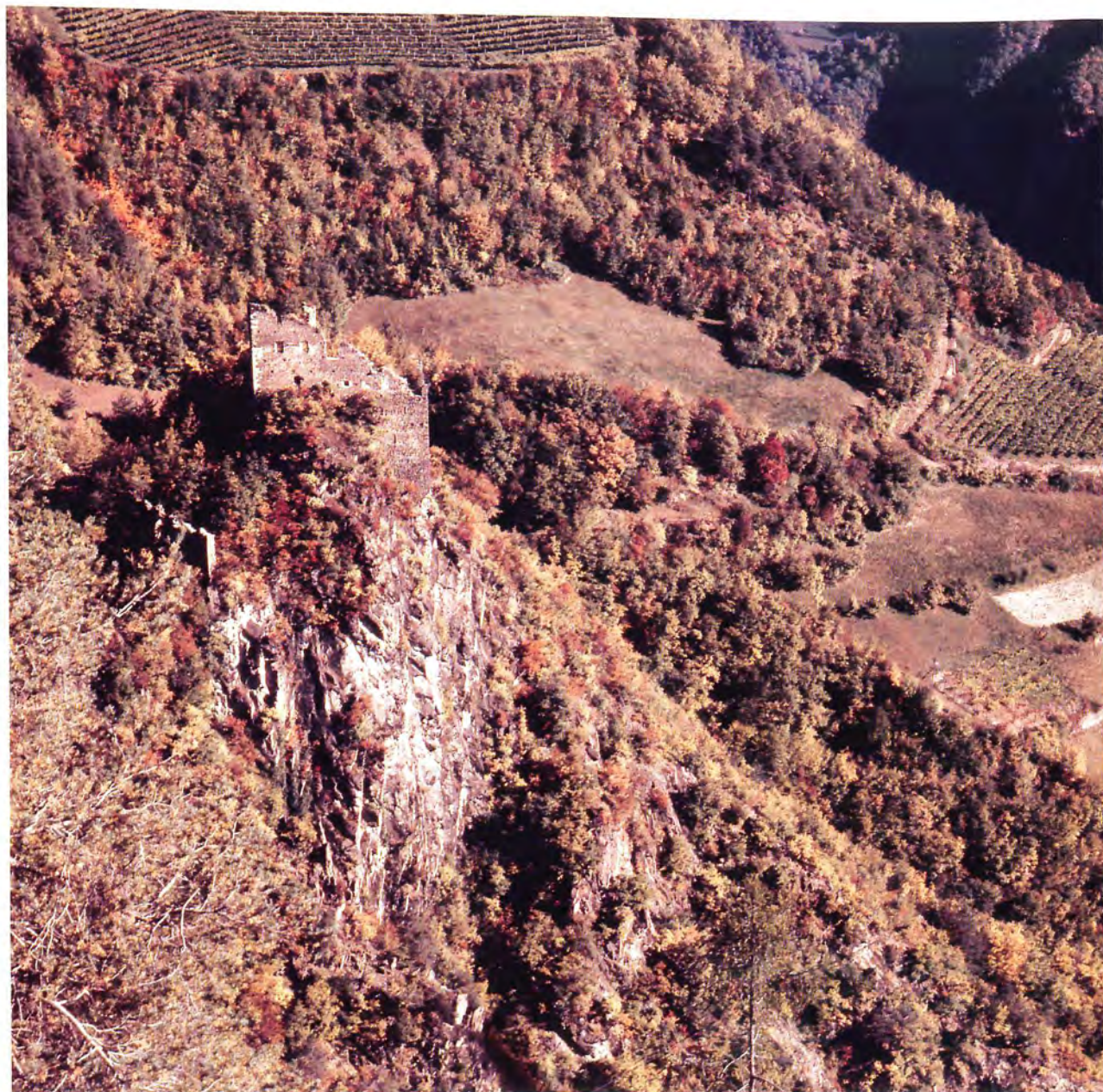


Drusus durch das Eisacktal über den Brenner gegen Süddeutschland vorgestoßen, während umgekehrt die deutschen Kaiser des Mittelalters bei ihren Zügen nach Italien mit Vorliebe die Brennerstraße benützt haben. Von den drei großen Straßen, die seit dem Altertum die Alpen überqueren, ist die Brennerstraße

Vorangehende Seiten: links die heutigen Verkehrswege in der Schlucht des Eisacktales, rechts die alte Zollstelle in Kollmann, mit der auffallenden Quaderdekoration. Dort begann der Kaiserweg über den Ritten. Unten: drei Ansichten der Burgruine Stein.

stets die bedeutendste gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben. Heute wird der Rittner Berg von der Brennerstraße nur mehr berührt, indem sich diese am Fuße desselben hinzieht.

Im Altertum und im Mittelalter führte sie quer über den Ritten und war dadurch für das Wirtschaftsleben dieser Berggemeinde nicht ohne Bedeutung. Aber kein Abschnitt der Brennerstraße im Eisacktal hat den Historikern mehr Kopfzerbrechen bereitet als die Teilstrecke zwischen Kollman und Bozen; ihre Ansichten gehen teilweise weit auseinander. Die Diskussion darüber ist durch O. Stolz, wenn auch nur mit einem unbefriedigenden Ergebnis, vorläufig abgeschlossen worden. Geht man nämlich daran, den Verlauf der alten Straße von Bozen bis Kollman genau zu bestimmen, so stößt man dabei auf schier unüberwindliche Hindernisse.



Der alte Straßenzug über den Ritten

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wurden in der Geschichtsforschung verschiedene Versuche unternommen, die Tatsache, dass die Straße über den Ritten führte, zu bestreiten. Bis dahin hatte allgemein die Auffassung gegolten, die Römer hätten, um der engen Eisackschlucht auszuweichen, die Straße über die Höhen des Rittner Berges gebaut, wobei diese von Rentsch bei Bozen aufgestiegen sei, Unterinn, Siffian, Lengmoos und Lengstein berührt und bei Kollman wieder die Talsohle erreicht habe. Diese Römerstraße sei dann zur mittelalterlichen Heeresstraße ausgebaut und von den deutschen Kaisern auf ihren Italienzügen benützt worden. Nach Erbauung des Kuntersweges am Anfang des 14. Jhs. sei sie zu dessen Gunsten aufgelassen worden.

A.J. Heyl unternahm am Ende des vorigen Jhs. den Versuch, den ganzen Straßenverlauf zu bestimmen, indem er mit zwei alten, ortskundigen Rittner Bauern den Spuren der alten Straße nachging. Aber für die

Strecke von Rentsch bis Oberplatten weiß auch er keinen Hinweis zu geben; vielleicht ist sie dort mit dem Weg, der bis zur Erbauung der Autostraße bestand, zusammengefallen. Vom Plattnerhof in Oberplatten habe die alte Straße zum Sulznerhof geführt. Dieser Hof soll eine Herberge an der Straße gewesen sein und ein uraltes Wagenhaus besessen haben. Vom Sulznerhof habe sie sich durch einen Tobel, in dem noch die Flurnamen „Goldgut“ und „Silbergut“ und andere Spuren auf ein aufgelassenes Bergwerk weisen, dann durch das Mitterstielergut, beim Templ vorbei nach Pardung gezogen. Über den Ziethof, Grosacker- und Austellhof habe sie den Gasterer See erreicht; weiter habe sie am Maurerhof vorbei zum Moosweber und von dort durch das Kienastgut zum Rösslerhof geführt. Der Rösslerhof sei ebenso eine alte Herberge mit einem Wagenhaus gewesen. Über Klobenstein, Lengmoos bis zum Finsterbach sei sie mit dem heutigen Gemeindegeweg beiläufig zusammengefallen; den Finsterbach habe sie aber viel tiefer als der heutige Weg überquert, wie die Gleispuren auf beiden Seiten der Schlucht beweisen. Von Mittelberg habe sie nach Lengstein hinab und von dort bei St. Verena vorbei durch Rotwand nach Kollmann geführt.

Ein großes Hindernis, den alten Straßenzug genau zu bestimmen, bildet die Tatsache, dass die Straße vom Altertum bis ins hohe Mittelalter kaum auf der ganzen Strecke denselben Verlauf genommen hat. Star-



ke Veränderungen in der Bodenbeschaffenheit, die vor allem durch Unwetter bedingt waren, machten es an gewissen Stellen notwendig, den Weg zu verlegen. Das darf uns auch nicht Wunder nehmen, erleben wir es doch auch heute, dass innerhalb weniger Jahrzehnte Wege aufgelassen und an anderer Stelle neu angelegt werden müssen. Was alles kann sich also seit der Römerzeit diesbezüglich geändert haben? An vielen Stellen finden wir auf dem Ritten alte verwachsene Hohlwege, die längst keine Funktion mehr haben. Dabei ist es oft nicht zu entscheiden, ob solche Reste alter Wege als Teile eines Verbindungsweges in Betracht kommen oder nur Jahrhunderte lang den Bauern dazu dienten, das Holz aus ihren Wäldern zu holen.

Eine andere Schwierigkeit sehe ich in der Tatsache, dass diese alte Straße über den Ritten so sehr von alten Sagen und Meinungen umrankt ist; schmeichelt es doch jedem Bauern, einem alten Weg ein möglichst hohes Alter zu geben. Auch den Aussagen der ansässigen Bevölkerung über den Verlauf der Römerstraße muss man deswegen mit Vorsicht begegnen. Die erwähnte allgemeine Überlieferung wurde erstmals 1881 von A. Jäger in Frage gestellt, indem dieser das Problem aufwarf, auf welcher Höhe des Rittner Berges sowohl die mittelalterliche als auch die römische Heeresstraße die Schluchten des späteren Kunterweges umgangen und an welchen Stellen die Straße die Talsohle verlassen und wieder erreicht habe. A. Jäger ging es vor allem um die Bestimmung

von „Stegon“, dem Ausstellungsort der Urkunde Kaiser Konrads II. vom 7. Juni 1027. Da er Stegon mit dem heutigen Ort Steg im Eisacktal identifizierte, lag es für ihn nahe anzunehmen, dass die alte Heeresstraße durch das Eisacktal bis Steg und erst von dort an Schloss Stein vorbei den Rittner Berg hinaufführte, Siffian und Lengstein berührte und bei Kollman wieder die Talsohle erreichte. Als Beweis für die Annahme dieser wesentlich kürzeren Verbindungslinie nennt er römische Distanzangaben, die Lage des Schlosses Stein als Gerichtssitz an der Hauptverkehrsstraße, sowie die Tatsache, dass die Gründung des Hospitals zu Lengmoos zur Aufnahme der Pilger erst 1211 erfolgte, in einer Zeit, in der die Hauptverkehrsstraße tatsächlich über die Höhe des Rittens führte. Dieser Meinung wurde verschiedentlich widersprochen; am schärfsten von R. Heuberger, der die ganze Argumentationsweise Jägers überhaupt ablehnte. Aber gerade sein Hauptargument, dass nämlich der Neigungswinkel des Rittner Berges zwischen Schloss Stein in Siffianer Leitach und Lengstein die Existenz eines Weges nicht zugelassen hätte, trifft nicht zu. Ich bin nämlich selbst mit einem ortskundigen Rittner Lehrer diese Strecke abgegangen und konnte feststellen, dass die Bodenbeschaffenheit die Anlage eines befahrbaren Weges bis zur Schlucht im Finsterbachgraben durchaus zugelassen hätte. Zwischen Schloss Stein und dem Finsterbach findet man auch alte Hohlwege, die wohl auf ein sehr hohes Alter schließen lassen, von denen man aber doch nicht



mit Sicherheit sagen kann, ob es sich um Teilstücke einer großen Verkehrsstraße oder nur um Verbindungswege zwischen den dortigen Höfen handelt. Durch die Finsterbachschlucht auf der Höhenlinie von Schloss Stein und Lengstein führt allerdings nur ein schmaler, kaum begehbarer Pfad, und man kann sich in der Tat nicht vorstellen, dass dort einmal ein befahrbarer Weg hindurchgeführt haben könnte. Auf beiden Seiten der Schlucht sind keine Pflastersteine mit Fahrspuren zu sehen. Marjan Tumler vom Deutschen Orden hat denn auch wegen dieses tiefen Tobels die Behauptung Jägers abgelehnt. Ohne dass ich die Theorie Jägers aufrecht erhalten möchte, muss man der Begründung Tumlers doch entgegenhalten, dass auch dort heute eine tiefe, unwegsame Schlucht besteht, wo wir auf Grund von Steinen mit Geleisrinnen einer einstigen Fahrstraße die Existenz der früheren Hauptverkehrsstraße annehmen müssen. Der Finsterbachgraben ist der Ort mit den berühmten und größten Erdpyramiden Europas. Auf beiden Seiten der Schlucht, in der Höhe von Lengmoos-Mittelberg weisen uns Spuren im Straßenpflaster daraufhin, dass die Fahrstraße über die Gipfel der heutigen Pyramiden führte. Die Erdpyramiden sind überhaupt einer starken Veränderung ausgesetzt; jedes Menschenalter erlebt das Entstehen und Vergehen von solchen Gebilden. Wir können uns deshalb keine Vorstellung davon machen, wie die Landschaft dort vor 800 bis 1000 Jahren ausgesehen haben mag. Für die Annahme einer Fahrstraße zwischen Schloss Stein und

Lengstein lassen sich also keine Beweise erbringen. Anders verhält es sich meines Erachtens mit Jägers Behauptung, dass die Straße von Bozen bis Steg und von dort zum Schloss Stein hinaufführte, was aber natürlich nicht ausschließt, dass zur gleichen Zeit auch eine Straße von Rentsch aufsteigend über Unterinn nach Lengmoos führte. Für einen frühen Verbindungsweg von Schloss Stein nach Steg hinunter spricht vor allem die Tatsache, dass die so genannten sieben „Steinhöfe“, die in Völs liegen, nach Schloss Stein am Ritten zins- und dienstpflichtig waren. Die Einwohner dieser Höfe müssen einen Zufahrtsweg zu Schloss Stein gehabt haben und dieser konnte nur über Steg führen. Von Steg aus führt auch heute noch ein Weg nach Völs und am rechten Eisackufer einer nach Schloss Stein und Siffian; dieser letztere könnte seiner Anlage nach durchaus ein mittelalterlicher Fahrweg gewesen sein. Vom Schloss Stein bis Klobenstein bestand auf jeden Fall ein guter Fahrweg. Dass zwischen Steg und Bozen ein Fahrweg bestand, ist wohl dadurch bedingt, dass diese Strecke die einzig mögliche Verbindung zwischen Bozen und den Berggemeinden Völs und Kastelruth war. Damit wäre aber noch nicht gesagt, dass auch die Römerstraße bis Steg führte, sondern nur, dass aus Gründen der Bodenbeschaffenheit die Anlage der Straße bis dorthin möglich gewesen wäre, was aber auch aus der Tatsache hervorgeht, dass das Eisacktal sich erst nach Steg derartig verengt, sodass die Talsohle nicht mehr genügend Raum für die Anlage der Straße bot.

Links: Gasthausschild in Lengstein vor dem Turm der Pfarrkirche.

Unten: Pferdefuhrwerk, Reliefwand von R.M. Complojer in der Schalterhalle der Raiffeisenkasse von Unterinn.





In Blumau, das in der Nähe von Steg liegt, ist in der Tat ein römischer Meilenstein gefunden worden; außerdem wurde dort auch ein Münzfund gemacht. Dadurch war die alte Meinung, dass die Römerstraße nur von Rentsch aufsteigend über den Ritten führte, stark erschüttert. Th. Mommsen sah sich deswegen veranlasst, die Römerstraße in die Eisackschlucht zu verlegen. Dass aber eine Römerstraße auch über den Ritten führte, beweisen unter anderem die Münzfunde in Rentsch, Unterinn und Lengmoos. Der Historiker O. Wanka spricht auch der Römerstraße über den Ritten das Wort mit der Begründung, dass die Anlage der Straße echt römisch sei. Er behauptet allerdings, dass schon seit dem Altertum zwei Wege über den Ritten führten: einer von Rentsch und einer von Steg aufsteigend, wobei sich nur der erste zur mittelalterlichen Heeresstraße entwickelt habe. W. Cartellieri nimmt ebenfalls zwei Römerstraßen an: eine ältere über den Ritten und eine jüngere aus der späteren Kaiserzeit durch die Eisackschlucht. Die Letztere sei bald wieder aufgelassen worden, bis sie Heinrich Kunter im Auftrage Herzog Heinrichs wieder neu ausbaute. O. Stolz berichtet uns, dass die Brennerstraße unter Septimus Severus um 200 herum wieder hergestellt und teilweise neu gebaut wurde und dass sie im 3. Jahrhundert als Hauptpoststraße angegeben wird. Dass die Römerstraße durch die Eisackschlucht geführt habe, hält Stolz für unwahrscheinlich. Den Meilenstein in Blumau hält er nur für den „einzigen Hinweis“ dafür. Der Hauptweg habe zumindest im frühen Mittelalter sicher über den Ritten geführt. Der römische Meilenstein in Blumau und der dortige Münzfund werden also von Stolz kaum beachtet. Es ist mir unverständlich, dass ein solch hervorragendes Beweisstück wie der römische Meilenstein nur als „Hinweis“ bezeichnet wird und weiters keine Konsequenzen daraus gezogen werden. Freilich passt dieser Meilenstein gar nicht zur Auffassung von einer Römerstraße, die von Rentsch aus

sich über den Ritten zog. Sollten wir etwa annehmen, dass er vom Ritten aus nach Blumau geschafft wurde? Wahrscheinlicher scheint mir schon zu sein, dass zumindest für eine bestimmte Zeit die Römerstraße, wenn auch nicht durch die ganze Eisackschlucht, so doch wenigstens bis Steg führte und erst von dort aufsteigend sich über den Ritten zog.

Dieser kurze Rückblick auf die verschiedenen Stellungnahmen in der Geschichtsliteratur zu unserem Problem hat gezeigt, wie schwer es ist, diese Frage endgültig zu entscheiden. Grundsätzlich wurde offenbar, dass wir nicht einen einzigen Straßenzug, der sich vom Altertum bis ins Spätmittelalter erhalten hätte, annehmen können, sondern dass es Verschiebungen gegeben hat und dass diese Straße Varianten gehabt haben muss. Leider bleiben wir im Ungewissen vor allem über die Zeit, in der die deutschen Kaiser über den Ritten nach Italien gezogen sind.

Der Weg über den Ritten hat aber auch noch lange nach der Erbauung des Kunterweges eine wichtige Rolle gespielt. Für das Jahr 1315 finden wir zur Instandhaltung des Weges über den Ritten einen „Wegmacher Zoll“: Herzogin Euphemia bekennt nämlich, dass ihr König Heinrich für 20 MB Gelts den Zoll von dem Wegmachen über den Ritten übergeben habe. Um die Mitte des 14. Jhs. wollte Ludwig von Brandenburg diesen Weg zu einer Wagenstraße ausbauen lassen; einen diesbezüglichen Befehl erließ der Markgraf an seinen Hauptmann von Tirol, den Herzog Konrad von Teck. Der Herzog sollte zu diesem Zwecke eine Landsteuer anschlagen lassen. Inwieweit dieses Vorhaben ausgeführt wurde, ist nicht bekannt. Diese erneuerte Straße berührte jedenfalls Rentsch, Unterinn, Siffian, Lengstein und Kollmann. Doch hat der Kunterweg diese Straße bald an Bedeutung überragt, endgültig den Sieg davon getragen hat er aber erst am Ende des Mittelalters.

Dieser Beitrag von Ferdinand Rottensteiner stammt aus seiner Disseration über „Das Gericht zum Stein auf dem Ritten im Mittelalter“, Innsbruck 1969. Die hier dargelegten Erkenntnisse sind immer noch gültig und werden durch neue Untersuchungen bestätigt. Die umfangreichen Fußnoten wurden wegen der leichteren Lesbarkeit weggelassen.

*Links oben: Wappenstein des Hochmeisters mit der Jahreszahl 1740 über dem Tor der Deutschordens-kommende von Lengmoos.
Unten: Die Brücke am Steg über den Eisack verband schon im Mittelalter Völs, die Burg Prösels mit dem Rittner Gericht Stein.*



Die Römerstraße

Immer trifft's mich. Zu Fuß gehen. Sie wollen, dass ich zu Fuß gehe. Dabei wäre es so einfach. Einsteigen, Türen schließen und aufs Gaspedal steigen. Vorbei beim Waldgriesner, die Fliehkraft spüren in der Pitschn-Kurve. Und dann Haarnadelkurve um Haarnadelkurve hinauf auf den Ritten. Aber wen interessieren schon die Rittner Kurven. Die sind Gegenwart, täglich erlebbar. Darüber weiß man alles was man wissen muss. Die Vergangenheit aber birgt Rätsel. Ist nur noch Vorstellung. Die alten, gepflasterten Ochsenwege geben dieser Vorstellung eine geeignete Kulisse. Und da ist es mit Kurven nicht weit her. Steil bergan geht's gewöhnlich – entlang einer logischen Linie. Und zu Fuß oder mit dem Muli. Denn Busse mussten dazumal ja nicht hinauf auf den Ritten. Reisegesellschaften allerdings gab's zur Genüge, wie man bald erfahren wird.

An Kurven hat etwa ein Kaiser Konrad im 12. Jh. keinen Gedanken verschwendet. Der wollte nur nach Rom und dann wieder heim. Und zwar auf so direktem Weg wie möglich. Freilich über den Ritten, wie vor ihm Römer, Räter und noch frühere Zeitgenossen. Nicht umsonst heißt dieser Weg noch heute Kaiserweg. Bekannter noch ist er unter dem Namen Römerweg.

Hier allerdings scheiden sie sich schon, die Geister. Denn die Archäologen streiten sich nach wie vor, ob die Römer nicht doch schon die erste Straße durch die Eisackschlucht gebaut haben. Dies hätte den alten Weg über den Ritten überflüssig gemacht.

Diese Route führte von Kollmann herauf nach Saubach und über Lengstein und Lengmoos nach Klobenstein und Bozen-Rentsch. Wie alt dieser Wegverlauf ist, darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Zumindest kann gesagt werden, dass – um der unwegsamen und steinschlaggefährlichen Eisackschlucht auszuweichen – schon zu Urzeiten über den Ritten gegangen wurde. Erste Funde stammen aus der Mittelsteinzeit. Danach ist eine ständige Besiedelung der Gegend einwandfrei nachgewiesen.

Um die Zeitenwende kamen die Römer.

Haben sie nun oder haben sie nicht die technischen Möglichkeiten den zeitsparenden Weg am Eisack entlang zu bauen; die hatten sie, die Römer, darüber besteht kein Zweifel. Allerdings gibt es nicht die geringsten Reste einer solchen Straße. Höchstens ein Indiz: Einen alten römischen Meilenstein, der im Spätmittelalter bei Blumau gefunden wurde und ins alte Zollhaus eingemauert wurde. Viele glauben aber, dass auch die Römer über den Ritten nordwärts gezogen sind. Wie dem auch sei. Bereits im frühen Mittelalter gibt es mit Sicherheit nur noch die später

so genannte Kaiserstraße. So genannt, weil die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation auf diesem Weg südwärts zogen, um sich vom Papst krönen zu lassen.

Die alte Römerstraße durch die Schlucht – sollte sie denn existiert haben – fand sich jedenfalls nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches und seiner Straßenverwaltung im Eisackbett wieder.

Wie gesagt, die deutschen Kaiser zogen bis ins 14. Jahrhundert über den Ritten. Über sechzig solcher Kaiserzüge sollen es gewesen sein. Aber meistens hielten sich die hohen Herren nicht lange auf. Konrad II. nächtigte in Lengmoos und unterschrieb hier immerhin eine für die Landesgeschichte wichtige Urkunde. Das war 1027. Damit übergab er die Grafschaft Bozen dem Bischof von Trient. Und Friedrich I, der gewährte 1177 den Brixnern die Abhaltung eines Jahrmarktes. Das war in Lengstein. Den Abstieg der illustren Kaiserstraße zum simplen Provinzweg, bestenfalls aber zur Ausweichtransitroute verschuldete ein Bozner: der Kaufmann Heinrich Kuntner. Er baute den nach ihm benannten Weg Kuntnerweg. Dafür wurde ihm 1314 mit Vertrag und Siegel, von Heinrich von Tirol „... verliehen auf Ewigkeit den Weg bey dem Eisack zwischen Bozen und der Trostburg, das sy denselben sollen richten und machen von denen Zollsgfällen ...“. Eine ewige Maut, die heute allerdings die Brennerautobahngesellschaft einhebt. Von wegen Ewigkeit also.

Inzwischen ist aber auch der Kaiserweg über weite Strecken eine Autostraße, relativ ursprünglich erhalten sind noch Teilstücke zwischen Lengmoos und Mittelberg, in Mittelberg eine alte Steinbrücke mit Wehrsteinen aus Porphyrt, und einige sehr schöne Passagen auf dem Wanderweg Nr. 8 zwischen Kollmann und Saubach. Die schönste Teilstrecke die ich gefunden habe – ist eine Abkürzung an der Autostraße Kollmann – Saubach. Eingerahmt von alten Kastanienbäumen – tief hinein gegraben in die Landschaft – gibt dieses kurze Teilstück wohl noch den unverfälschten Eindruck des alten Weges. Viel Glück beim Suchen, sei an dieser Stelle vermerkt. Und wenn Sie die Leute aus der Gegend fragen – dann bitte unter dem Stichwort „Römerweg“.

So idyllisch wie zwischen Klobenstein und Kollmann geht's auf dem Teilstück Richtung Bozen - Rentsch nicht mehr zu. Auch hier sind Teile des alten Römerweges identisch mit der Trassenführung der heutigen Straße. Allerdings ist diese Strecke großzügig ausgebaut und viel befahren: die Rittnerstraße eben, von der eingangs die Rede war.

Immer wieder findet man auch hier Reste des alten

Weges, vor allem dort, wo das Gelände steil ist und die neue Straße sich in langen Serpentina bergwärts zieht. Er ist fast immer identisch mit jener Trasse, die vor dem großzügigen Ausbau hinauf nach Unterinn und auf den Ritten führte. Etwa mit der Strecke die vorbei am St.-Sebastian-Kirchl, an den Stielerhöfen, Knödelfoastner, Pardunger, Saggut hinauf zum Schweinsteger führt. Oder weiter unten, wo zwischen Unter- nach Oberplatten der alte Weg die lang gezogenen Serpentina der neuen Straße abkürzt. Mitten drin zeugt ein uraltes Bildstöckl davon, dass an diesem Weg früher einmal mehr los war als heute.

Die Zeiten haben sich geändert seit die neue breite Autostraße auf den Ritten führt. Das wird am letzten Teilstück zwischen Bozen und Oberleitach, Unterplatten am deutlichsten. Beim Waldgriesner gleich hinter Rentsch: holpriges Pflaster oder glatter Asphalt man hat die Wahl bis hinauf zum Kohler Hof. Oben beim Kohlerhof aber ist's dann schon wieder aus mit der Historie. Dort hat dann die neue Straße die alte gefressen. Schlecht für die Wanderer, denn bis zum Flohhof und zum Mock gibt's außer den Pergln wenig Alternativen zur Autostraße. Dann aber gibt's in Oberleitach wieder eine kurze Strecke, die als Zufahrt für eine Reihe von Höfen überlebt hat. Mock, Perl, Sandlahner, Hütter und Hochrainer.

Und wer kennt schon Oberleitach. Signat, ja, Törgelen und so, Justina, na ja, wenigstens hat man das Kirchl als Orientierungspunkt, Unterplatten dann, erste Rittner Fraktion mit eigenem Ortstafelschild. Aber Oberleitach?

Oberleitach und Unterplatten haben im Zusammenhang mit der Straße einiges zu erzählen. Einige dieser Geschichten stehen hier stellvertretend dafür, dass die Geschichte des Straßenbaus nicht unabhängig von den Menschen erzählt werden kann, die an ihr wohnen.

Und in diesem Zusammenhang muss bemerkt werden, dass es eine starke Verkehrsbelastung auch schon vor dem Bau der neuen breiten Rittnerstraße gegeben hat. Der letzte Bozner Bauer Richtung Ritten, der Hochrainer, erinnert sich noch gut an den kleinen Transit an der alten Straße. Die führte damals noch direkt vor seiner Haustür vorbei. Bis zum Hochrainer war die Straße noch relativ gut, danach wurde es steil und der Weg weiter oben in der Schlucht wurde dann so schmal, dass ein Laster mit Zwillingradln immer mit einem der beiden Hinterräder über dem Straßenrand draußen in der Luft hing. Aber gefahren sind sie trotzdem alle. Traktoren, Laster und Käfer, Topolini und zuletzt Fünf- und Sechshunderter.

Die Kinder haben sie einzäunen müssen, alle die ent-



„Praschlet“, Traubenmaische 1958, der Schatten gehört zum Fotografen Franz Mayr.

lang der Straße gewohnt haben, damit sie vor den Autos und Fuhrwerken sicher waren. Das ist heute normal, damals war's doch außergewöhnlich. Und ständig sind sie gekommen, um Hilfe zu betteln. Schieben oben beim Stich, wenn sie nicht mehr weiter gekommen sind. Und dafür sind die Rittner dann in der Nacht mit Schaffln gekommen und haben dem Weg entlang alle Trauben gestohlen.

Alles so G'schichten.

Dem Hochrainer geht's heute besser. Die neue Straße liegt weit oben, über dem Hof. Dafür hat es andere getroffen. Den Steinmann etwa in Unterplatten, wo unterm Kuchlfenster die Rittnerstraße im Frühjahr zur Motorradrennstrecke wird. Oder den Terl. Wer kennt ihn nicht den Hof, den die Rittnerstraße fast 360 Grad eingekreist hat.

Asphaltiert, planiert, rationalisiert.

Über weite Strecken ist die alte Kaiserstraße heute verschwunden. Einige wenige Strecken erinnern noch an eine Zeit in denen der Verkehr noch menschenfreundlicher war. Der Rest ist Vergangenheit. Die Realität heute dominieren das Auto, Busse, Lastkraftwagen und Motorräder.

Und immer trifft's mich. Zu Fuß gehen. Sie wollen, dass ich zu Fuß gehe. Dabei wäre es so einfach. Einsteigen, Türen schließen und aufs Gaspedal steigen. Vorbei beim Waldgriesner, die Fliehkraft spüren in der Pitsch-Kurve. Und dann Haarnadelkurve um Haarnadelkurve hinauf auf den Ritten. Aber – wie gesagt – die Vergangenheit birgt Rätsel.

Thomas Hainz

Blick von den Weinbergen des Sackerhofes in die winterliche Eisackschlucht. Hier scheint noch die Sonne, im Dorf Blumau hat bereits die blaue Stunde begonnen.



Wintereinbruch bei Forstner. Der Schnee versucht das Grün der Wiesen zu überdecken, was ihm erst weiter oben, im Wald um den Wolfsgrubner See gelingt.



Das hügelig wellige Landschaftsbild in der „Weit“ beim Sebastiankirchlein und der bewaldeten Kuppe von Zwingenstein setzt sich fort im blauen „Gemugel“ von Kohlern, einem ebenfalls alten Sommerfrischort der Bozner.





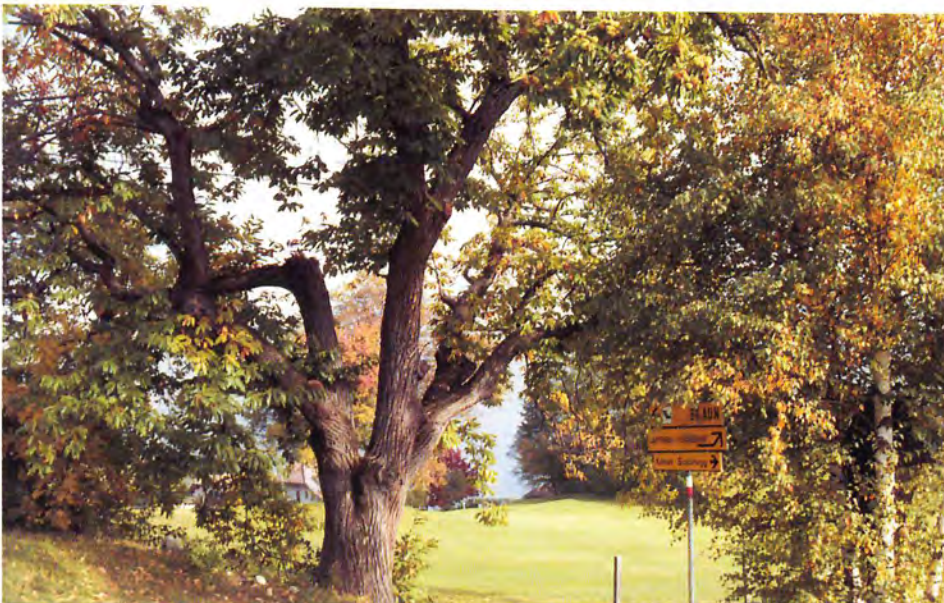
Landschaft als Klimaskala – in den tieferen Lagen von Unterinn regnet es, etwas höher, wo es keine Obstanlagen und nur mehr Wiesen gibt, legt der Schnee an. Immer höher steigend – über den Felsleib des Schlerns – beginnt die Winterstarre.



Frühlingsbeginn im gelbbraunen Schilfgürtel des Mitterstieler Sees – der Winter begnügt sich hier meist mit Andeutungen.



Herbstblätter schminken mit Farb-schatten das Gesicht der Landschaft. Parkartige Mischwälder um den Wolfsgrubner See. Der rechts abbiegende Weg führt zum Steinpfarer- und Koflerhof, den höchsten Höfen von Unterinn.



Links: der Vorhauser Hof am unteren Ende der Eschenbachschlucht.

Mitte links: Hausgarten des Hofes „Mair im Dorf“ in Unterinn.

Links unten: eine mächtige Edelkastanie vor Unterinn in Richtung Eisackschlucht.

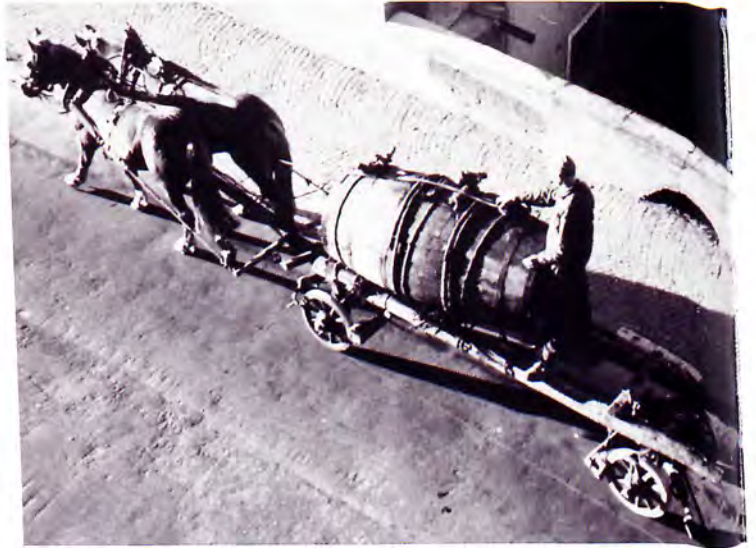
Unten: Der Rittner Künstler Franz Messner war ursprünglich Schmied und baute die riesige Metallkugel von Frangart nach einer Idee des Kunstmäzens Karl Nikolussi-Leck. Ein kleines Abbild liegt vor seiner Wohnung und Werkstatt im Gewerbegebiet des Rittens. Die rostfreie Kugel wird zur Bühne für die Gräser des Gartens: Das Kleine spielt große Welt.

Rechts oben: Erntedankfest in Unterinn – die vielfältigen Früchte des Ortes vor dem Altar; zusammengesetzt zu einem Kunstwerk.



Auf gefahrvollen Wegen

Nach dem Zerfall des römischen Reiches und infolge der zahlreichen Heerzüge der Völkerwanderungszeit waren auch die meisten Straßen in ihrem Zustand arg beeinträchtigt. Aber es sollte noch schlimmer kommen, denn seit dem Ende der Karolingerzeit (etwa 843) fühlte sich anscheinend niemand mehr für die Instandhaltung der landesüberschreitenden Straßen zuständig. Murabgänge, Felsstürze usw. hatten ihre verheerende Wirkung getan. Der einst fruchtbare Handelsverkehr war unter den gegebenen Umständen längst erloschen; die wenigen Kaufleute und Pilger, die damals auf solch unsicher gewordenen Spuren dahinzogen, hatten ihre gute Mühe weiterzukommen, und "...die Wägen mussten oft auseinandergenommen und auf Saumtieren über das Gebirge geschafft werden". Die von der jährlichen Schneeschmelze und den vielen sommerlichen Gewittern angeschwollenen Wildbäche rissen Brücken und ganze Straßenzüge hinweg, die niemand mehr aufbaute. Ein solches Schicksal ereilte auch die einst von den Römern mühsam erbaute Taltrasse durch die Eisackschlucht, die es ihnen erlaubt hatte, den anfangs benutzten Weg über den Rittnerberg zu vernachlässigen. Diese Taltrasse war doch ein Teilstück der Brennerstraße, die wichtigste Verbindung über die Alpen. Nun aber musste der Verkehr abermals, wie schon in alten Zeiten, von Rentsch (bei Bozen) auf dem steilen Saumweg den Rittnerberg hinauf nach Unterinn, weiter nach Lengmoos, Mittelberg und Lengstein, vorbei am Penzlhof und hinunter in die Talfurche von Kollmann, wo unter haushohem Geröll des Eisacks die einstige römische Station "Sublavione" bereits in Vergessenheit geraten war.



Für Jahrhunderte wurde dieser Gebirgsweg wieder ein Teil der Verbindung zwischen Nord und Süd. Händler und Pilger, Bischöfe und Soldaten gingen diese Route, und auch die meisten deutschen Könige, die mitsamt ihrem Gefolge an Adelsleuten und Tross und Truppe nach Rom geritten sind, um als Kaiser zurückzukehren, waren diesen Bergweg gegangen. Den Weg gibt es teilweise heute noch; auch nennt man ihn "Kaiserweg". Auf rätischer Trasse und römischem Baukörper haben sich mittelalterliche und spätere Bautenreste bis heute erhalten, auch ist er auf verschiedenen Teilstücken angenehm zu bewandern, besonders dort, wo er, funktionslos geworden, nur noch von längst vergangenen Zeiten erzählt. Mühevoll steigt man den gepflasterten Weg von Kollmann hinauf, zieht dann die Hochfläche entlang, an dessen Boden der urtümliche Flurname "Gschlöttsch" haftet, vorbei am sagenumwobenen Kirchlein von St. Ver-





Bischofsornat darstellend, so wie man ihn im Mittelalter an vielen wichtigen Wegen dargestellt hat. Zu seinen Füßen ist ein Pferdefuhrwerk zu erkennen, wohl das Schutzobjekt des Heiligen; denn von hier führte der Weg an den beiden Hofstätten "Föst" und "Steger" vorbei, in ein muriges Gelände, aus dem die Erosion im Verlauf von Jahrhunderten die berühmten Erdpyramiden geformt hat. Längst ist der Berghang, der diesen Abschnitt des "Kaiserweges" getragen hat, der Erosion zum Opfer gefallen; nur noch ein einziger Pflasterstein zeigt am Rande dieses Geländes die Fahrrihlen, wie sie einst von Rad und Schleife ausgeschliffen wurden. Und diese Fahrspur führt heute ins Leere. Die anfangs angeführten kläglichen Straßenzustände dauerten bis hinein in das 12. Jahrhundert, erst von da an begannen sich abermals Könige über ihre Landesfürsten um den Straßen- und Brückenbau zu sorgen.

Hans Glaser

ena und unweit des hier irgendwo verschollenen vorgeschichtlichen Kultplatzes, wo der berühmte Menhir von St. Verena gefunden wurde. (Heute im städtischen Museum von Bozen aufgestellt). Altes Trokengemäuer säumt links und rechts den "Kaiserweg", doch immer wieder nagt der "Fortschritt" rücksichtslos an dessen ehrwürdigem Bestand. Eine alte Raststätte und wohl auch Pferdewechsel Station, beim "Schwaiger" (nun Gasthaus "Sonne" in Lengstein), öffnet heute noch sein breites Tor zur Straße hin, und von der Hauswand blickt der kunstvolle Wappenstein der Familie "Mayr in der Sulz" auf den vorbeiziehenden Wanderer herab. Von Lengstein bis Mittelberg ist der alte Weg zum Teil verbaut, denn die heutige Autostraße folgt hier teilweise derselben Trasse, die schon von den Rättern ausgewählt worden war. An der talseitigen Hauptmauer der weithin sichtbaren Kirche von Mittelberg, eines der Wahrzeichen des Rittner Berges, haftet ein Fresko, den hl. Nikolaus im

Links unten: Die alte, gepflasterte Straße von Rentsch nach Unterinn. Vor dem Ausbau der neuen Straße krochen und quälten sich hier noch lange die Frächter; so auch der Oberinner Josef Schweigkofl (oben) über abenteuerliche Wegstücke; stolz zeigte er seinen alten, vierzigjährigen Traktor; mit dem er den Ritten mit Fracht aus Bozen oder Kollmann auf schmalen und gefährlichen Wegen belieferte.

Unten rechts: Burg Stein - als Gerichtssitz ein vielbesuchter Ort - heute wächst Moos auf dem Geröll

Mitte: „Römerbrücke“ am alten Kaiserweg in Unterinn, hier den Eschenbach überquerend.



Bruno Mahlkecht

Streit ums „keife,, Rittner Korn

Aus alten Aufzeichnungen ans Licht gebracht:
Schwindler oder ehrsamer Bauer?

Um 1170/75 beschloss der Bischof von Trient, in Bozen einen neuen „Markt“ anzulegen, auf dem zweimal im Jahr zu bestimmter Zeit die Kaufleute aus Süddeutschland sowie aus Venedig und Verona zusammenkommen könnten, um dort ihre Waren zum Kauf anzubieten und auszutauschen. Diese mehr-tägigen „internationalen“ Jahrmärkte in Bozen wurden später Messen genannt.

Der neue „Markt“ der als Ort für diese „Jahresmessen“ dienen sollte, wurde auf einem Grundstück angelegt, das dem Bischof gehörte. Der „Markt“ bestand aus einer ziemlich langen Straße und einem

kleinen Platz und wurde mit einer hohen Mauer umgeben. Alle Häuser zu beiden Seiten dieser einzigen Straße des neuen „Marktes“ hatten gegen die Straße hin eigene Vorbauten - sogenannte „Gewölbe“ oder „Lauben“ - unter denen die Kaufleute ihre Waren auslegen konnten und dabei sowohl vor der Sonne und dem Regen wie auch vor dem lästigen Nordwind geschützt waren (die Straße hatte Ost-West-Richtung). Diese Straße hieß früher „unter den Gewölben“, seit etwa 1800 aber heißt sie „(unter den) Lauben“.

Der „Kornplatz“

Hier soll aber nicht eine Geschichte dieser Bozner „Messen“ geboten werden, (die bis in das 18. Jahrhundert herauf eine große Bedeutung hatten, dann aber allmählich zu einfachen Märkten herabsanken), sondern es soll nur kurz ein Blick auf den kleinen Platz geworfen werden, der um 1170 zugleich mit der Laubengasse angelegt wurde. An diesem Platz entstand die kleine bischöfliche Burg, in den Schriften jener Zeit meist „Palast“ genannt, die den Platz gegen Südwesten begrenzte, (dann aber 1276, abgetragen wurde; hier wurden die Gerichtsverhandlungen für das bischöfliche Stadtgericht Bozen abgehalten, hier stand die öffentliche Waage - und hier wurde auch jede Woche Markt gehalten, um die Bevölkerung des „Marktes“, der dann schon bald zur „Stadt“ wurde, zu versorgen. Die Bauern aus der engeren und auch weiteren Umgebung boten hier ihre verschiedenen Produkte an, die Bevölkerung der kleinen Stadt aber konnte sich für die kommende Woche mit den nötigen Lebensmitteln eindecken.

Die Bauern boten da an: Gemüse, Eier, Geflügel, Speck, Butter und Schmalz, Käse, Honig, Apfel und Birnen, Wein, Trauben, Beeren, auch Kienspäne zum Feuermachen und auch als Beleuchtungsmittel, Wachs, Wolle und dergleichen Dinge mehr, wie sie eben in einem Haushalt für das tägliche Leben benötigt wurden. Die wohl wichtigste Ware aber, die hier zum Verkauf angeboten wurde, war das „Korn“ (Weizen und vor allem Roggen), und nach diesem wurde der kleine Platz dann auch seit dem 13. Jahrhundert nachweislich „Kornmarkt“ und schließlich „Kornplatz“ genannt; so heißt er auch heute noch, obwohl hier schon lange kein Getreide mehr verkauft und abgewogen wird. Dieser Wochenmarkt fand ursprünglich am Sonntag statt, wurde aber dann im 15. Jahrhundert auf den Samstag verlegt.



Nur „Selbsterzeuger“ als Verkäufer zugelassen

Auf diesem städtischen Wochenmarkt waren nur Bauern zugelassen, nicht aber Händler, und diese Bauern durften auch nur eigene Produkte anbieten, nicht auch solche, die sie von andern zugekauft hatten. Vor allem galt dies für das Korn, das sie anboten und wohl vor allem an die verschiedenen Müller um die Stadt verkauften.

Und auf dass es mit dem Gewicht keine Übervorteilung der Käufer geben konnte, hatte die Stadtverwaltung die Vorschrift erlassen, dass das „Korn“ beim Verkauf immer bei der Städtischen Waage gewogen werden musste, die ja gerade auf diesem Platz stand; heute noch gibt es hier das „Waaghaus“, das an das einstige Abwiegen des Getreides hier erinnert.

Den besten Ruf hatte dazumal das „Rittner Korn“, also das auf dem nahen Ritten geerntete Getreide. Auch im so genannten „Tiroler Landreim“ aus dem Jahr 1558 wird das vom Ritten stammende Getreide lobend erwähnt: „Rittner Korn keif“. Dieses „Rittner Korn“ war so gut und „ausgiebig“, dass es einen höheren Preis hatte als alle anderen Kornarten, die da angeboten wurden.

*Links: der Kornplatz mit der Waaggasse.
Rechts die bischöfliche Burg, die als
„Palast“ bezeichnet wurde. Hier wurden die
Gerichtsverhandlungen für das bischöfliche
Stadtgericht abgehalten.*

*Unten: Bozen, Durchgang von der Waaggasse
zu den Lauben mit einer Malerei, den Bozner
Handel darstellend.*



Das ist kein Rittner Korn!

Der Roggen allerdings, den der „König“-Bauer auf dem Wochenmarkt am Samstag, dem 21. Mai 1519, zum Kauf anbot, entsprach keineswegs dem, was man sich gemeinhin unter einem „Rittner Korn“ vorstellte. Nicht nur war der vom „König“ feilgehaltene Roggen zu einem guten Teil von auffällig minderer Qualität, sondern er hatte auch keinen so guten Geschmack, wie ihn sonst eben ein auf diesem Höhenrücken gewachsener Roggen aufwies. Und obendrein verlangte der „König“ auch noch den für Rittner Roggen üblichen höheren Preis.

Die Käufer merkten allerdings erst später, als sie daheim den gekauften Roggen näher anschauten, dass sie an diesem Tag hintergangen worden waren. Und so beschlossen sie, den „König“ am nächsten Samstag um Schadenersatz anzugehen.

Tatsächlich saß der wieder an seinem gewohnten Platz und hatte auch wieder einen ähnlich minderen Roggen wie schon eine Woche vorher in den Säcken. Da merkten die Leute wohl, dass sie nicht zufällig einmal einen Sack mit weniger gutem „Korn“ gekauft hatten, sondern dass sie richtig angeschiert worden waren.

Der Herr Bürgermeister erscheint

So meldeten sie das auf dem Rathaus, und daraufhin erschien der Bürgermeister in Begleitung einiger Räte und stellte den „König“ zur Rede. Der wusste natürlich von nichts und fiel scheinbar aus allen Wolken, der Bürgermeister und die Räte aber ließen sich von ihm die Säcke öffnen und besahen den darin enthaltenen Roggen näher. Auch diesmal wieder hatte er solch schlechtes „Korn“ feil, verlangte aber nichtsdestoweniger den üblichen Preis für Rittner Getreide. Der Bürgermeister forderte nun ein paar gerade anwesende Bäcker und Müller auf, den vom „König“ feilgebotenen Roggen anzusehen, und diese befanden dann, dass der angebotene Roggen „zum Teil nicht Rittner Korn, sondern ein fremd hergebrachtes Korn“ sein dürfte.

Das war nun doppelter Betrug, einmal weil der „König“ nicht selbst gebauten Roggen, sondern ein von irgendwoher dazugekauftes Getreide zum Kauf angeboten hatte, was nicht gestattet war, und zudem, weil er dieses „Korn“ von so geringer Qualität ausdrücklich für „Rittner Korn“ ausgegeben und dafür auch den erhöhten Preis verlangt hatte.

Das Korn wird beschlagnahmt

So ließ der Bürgermeister den vom „König“ zum Verkauf gestellten Roggen als ein „vermischt ausländig Korn“ – beschlagnahmen und auf das Rathaus bringen. Dann fragte er den Rittner Bauern, ob er sich

wegen dieses Betrages mit ihm im Namen der Stadtgemeinde gütlich einigen und einen festzusetzenden Strafbetrag zahlen wolle, oder ob er auf eine gütliche Einigung verzichten und also den Rechtsweg beschreiten wolle.

Der „König“ bat um einige Bedenkzeit, und nachdem er ohne sich mit Leuten seines Vertrauens „lang“ beraten hatte, hieß er dem Bürgermeister „anzeigen“ (mitteilen): Dieses „Korn“ sei „allein sein eigen Gewächs, auf „dem Ritten in seinen Gütern gewachsen“, es könnte aber wohl der Fall sein, dass „etlich vertig seins Überplatz benanntes Korn“ (ein wenig vom Vorjahr übrig gebliebenes Getreide) in der Getreidekiste zurückgeblieben und dann, als er „das heurige dazugeschüttet“, mit diesem vermischt worden ist. Auf eine gütliche Einigung könne er sich darum nicht einlassen, sondern wolle den ordentlichen Rechtsweg beschreiten.

Darauf ließ ihm der Bürgermeister folgenden Bescheid geben: Man werde also, wie von ihm gewünscht, ihn wegen dieser Sache vor Gericht belangen, und um die Art des von ihm feilgebotenen „Korns“ amtlich feststellen zu lassen, werde man morgen, Sonntag, „ein ehrsames Handwerch (der) Müllner (und) Pecken, Meister und Gesellen“ (die Zunft der Müller und Bäcker) auf das Rathaus rufen lassen, und dieses soll dann den beschlagnahmten Roggen begutachten und sein Urteil abgeben, was dann auch gerichtlich zu Protokoll genommen werden wird. Wolle er bei dieser Untersuchung und Begutachtung seines Roggens durch die Vertreter der Bäcker und Müllerzunft dabei sein, so sei ihm das gestattet, ebenso auch, dass er auf seine Kosten „Meister und Gesellen“, dieses Handwerks mitbringen und ein Gegengutachten erstellen lassen könne. Die Säcke mit seinem Roggen würden „von Obrigkeit wegen „versecretiert“ (gerichtlich versiegelt).

Das beschlagnahmte Korn wird amtlich begutachtet

Am nächsten Tag „Suntag Vocem jocunditatis,“ (29. Mai) fanden sich alle pünktlich auf dem Rathaus ein, und es wurden in Gegenwart des „Landrichters“ (Stadtrichters) die Säcke mit dem beschlagnahmten „Rittner Korn“ geöffnet. In Anwesenheit des Bürgermeisters und etlicher Herren vom „Rat“, des Richters, Gerichtsschreibers und mehrerer Geschworenen untersuchte sodann „ein ehrsames Handwerch (der) Müllner (und) Pecken, Meister und Gesellen“ den Roggen, und der „mehrere Teil“ (die Mehrheit) der Mitglieder des „Handwerchs,“ kam sodann zu diesem Ergebnis: Es handle sich offenbar um „zweierlei Korn“ (um zwei verschiedene Roggensorten), wobei die eine, bessere Sorte wohl vom Ritten stammen werde, die andere aber zweifelhaft sei. Diese zweite, schlechtere Sorte habe zwar „den Geschmachten als

ein payrischer Rocken“ (schmecke wie ein Roggen aus Bayern), aber es sei ihnen doch nicht möglich, sicher festzustellen, „wo solches Korn gewachsen sei“. Auf diese unsichere Aussage der Bäcker und Müller hin, dass also womöglich auch der schlechtere Teil des vom „König“ angebotenen Roggens auf dem Ritten gewachsen sein könnte – sahen Bürgermeister und Rat davon ab, den „König“ weiter zu verklagen, und zogen also die Klage zurück.

Der Rittner muss schwören

Bürgermeister, Räte und Richter einigten sich sodann auf folgende Lösung; Sollte der „König“ bereit sein, zu beschwören, „dass solch gegenwärtig Getreid allein auf seinem Hof und Gütern, auf dem Ritten gelegen, gewachsen“ und nicht von ihm „von anderen Orten her erkaufte und geführt“ worden sei, so solle ihm sein Getreide „wiederumben zuegestellt sein“ (ausgehändigt werden). Sollte man aber in Zukunft erfahren, dass dieses „Korn“ doch von anderswo her gebracht worden sei, so behalte man sich vor, ihn wegen dieser Sache neuerdings gerichtlich zu belangen. Auch müsse er geloben, kein Getreide von anderswoher weder selbst zu führen noch durch andere auf den „Platz“ (Kornplatz) führen zu lassen.

Der „König“ war zu diesem Schwur bereit und erhielt seine Getreidesäcke also wieder ausgehändigt.

Der Rat, den ihm die von ihm Befragten gegeben hatten, es darauf ankommen zu lassen, da man unmöglich sicher feststellen werde können, dass es sich nicht um Korn vom Rittner Berg handle, war also gut und klug gewesen. In Zukunft freilich wird er sich eine solche Gaunerei nicht mehr leisten haben können und musste wohl oder übel wieder richtiges, gutes „keifes Rittner Korn“ anbieten

Aufsatz über Heimatkunde, erschienen in der „Dolomiten“ vom 25 September 2003

Kornfeld in Unterinn - als es hier noch viel Korn gab.

Foto: Andrea Maria Trompedeller



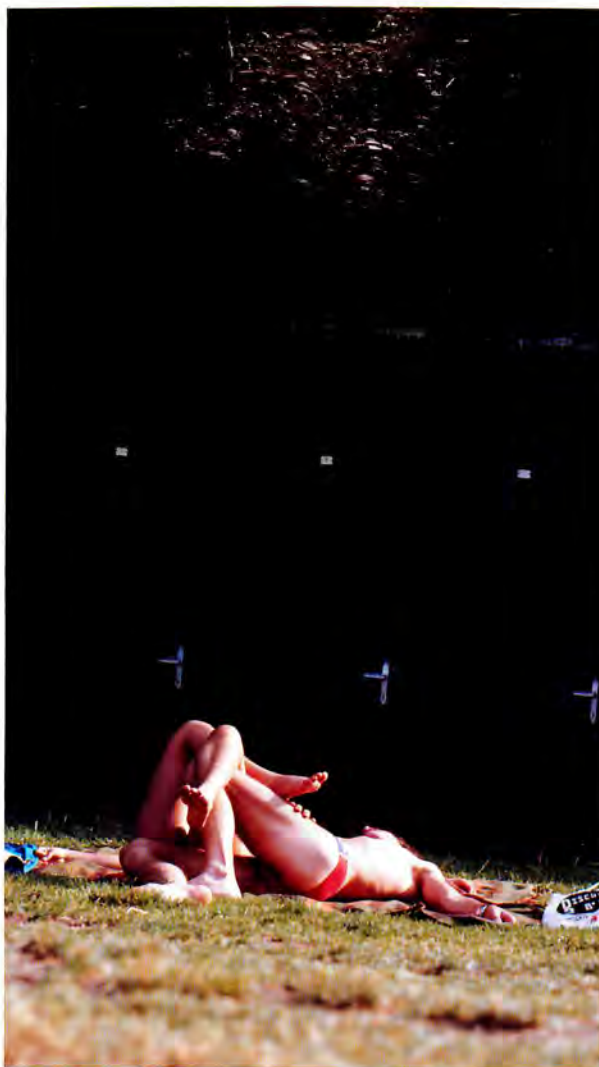
Die langen Sommer der Kindheit

In den fünfziger und sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts (klingt wie unendlich lange her, ist es aber nicht) dauerten die Schulferien von Juni bis Oktober und diese Zeit verbrachten wir in der Rittner Sommerfrische. Wenn ich "wir" sage, so meine ich die Familien, die in der näheren Umgebung des Wolfsgrubner Sees ihre Sommerquartiere hatten, die einen beim Bauern, die anderen beim Schmied oder beim Wagner oder in einer Pension. Natürlich war der Treffpunkt von uns Kindern bei der so genannten Schwimmschule am See, wo es einige einfache Holzkabinen zum Umkleiden gab, eine Holzpritsche zum Sonnenliegen und eine große, sumpfige Wiese zum Herumtollen. Dies alles stammte noch aus Vorkriegszeiten, genügte aber vollkommen unseren Ansprüchen. Dort wo der alte Fuhrweg vorbei führte, auf der anderen Seite des Sees, befand sich das Gasthaus zum See, wo die allgemein bekannte und beliebte Wirtin "Frau Luz" (Luzia Baumgartner) für Speis'



und Trank sorgte. Kein Autolärm oder Benzin-ge-
stank trübte die Idylle, hie und da sah man ein Och-
sengespann oder ein Pferdefuhrwerk vorbeitrotten,
und wenn es dann Abend wurde, begann das munte-
re Konzert der zahlreichen Frösche, die im Uferschilf
des Sees lebten. Obwohl es damals noch kein Fern-
sehen gab, einen Telefonanschluss nur im erwähnten
Gasthaus, keine motorisierten Fahrzeuge und keine
lauten Musikanlagen, war es uns Kindern nie lang-
weilig. Wir organisierten sportliche Wettkämpfe,
standen manchmal ganz früh auf zum Fischen im
See, unternahmen ausgedehnte Geländespiele und
einmal im Sommer war es Pflicht, die höchste Erhe-
bung des Rittens, das Rittner Horn zu besteigen. Ein
wichtiges Datum war auch der 24. August, der Tag
des Bartholomäus, an dem auf der „Schön“, auf der
Rittner Alm, der Viehmarkt stattfand. So ging der
Sommer vorbei, und Ende September hieß es Ab-
schied nehmen von all der Herrlichkeit und die Ritt-
ner Bahn, damals noch die in den Jahren 1906/1907
erbaute Zahnradbahn brachte uns wieder zurück in
die Stadt.

Es gab wohl damals einen ganz wesentlichen Unter-
schied zu heute, wenn ich die Lebensformen der Stadt
mit denen ländlicher Siedlungen vergleiche. Der
Gegensatz zwischen Stadt und Land war sehr ausge-
prägt. Kam man damals nach drei Monaten Landle-
ben in die Stadt zurück, musste man sich erst all-
mählich an die schnellen Autos, an den Lärm und die
allgemeine Hektik gewöhnen. Es gab zwar mehr Be-
quemlichkeiten, aber die konnten niemals das auf-
wiegen, was einem das Leben in der Einfachheit der
Sommerfrische zu bieten vermochte. Macht man hin-
gegen heute einen Vergleich zwischen Stadt und
Land, so hat sich der einstmalige krasse Unterschied
fast aufgehoben. Die ehemals einfachen Unterkünfte
am Ritten sind zu modernen Villen oder Wohnhäu-
sern mutiert, es gibt alle Bequemlichkeiten, die es
auch in der Stadt gibt, der einzige verbliebene Unter-
schied ist vielleicht die bessere Atemluft am Berg, ob-
wohl auch hier wegen des sommerlichen Ozons star-
ke Abstriche zu machen sind. So werden diese Über-
legungen zu einer Elegie auf die verschwundene Zeit,
in der der langsame, stete Rhythmus der Ochsenge-
spanne den Ton angab, die Welt klein und über-
schaubar und das lauteste Geräusch das Rauschen
des Mühlbaches war, der am Donnerstag jeder Woche
den ganzen Tag Sägemühlen, Getreidemühlen und
den Vorschlaghammer der Schmiede antrieb. An die-
ses beruhigende Rauschen erinnerte ich mich noch
oft im späteren Leben, wenn ich weit weg war von da-
heim und abends nicht einschlafen konnte. Inzwi-
schen ist der alte Wolfsgrubner Mühlbach ver-
schwunden, er wurde in eine unterirdische Rohrlei-
tung gezwängt und dient den Unterirrer Bauern als
Bewässerung für ihre Felder. Auch das alte Haus
beim „Girst“ wo ich über drei Jahrzehnte im Sommer



zu Hause war, ist dem Erdboden gleichgemacht wor-
den. Die alte Schmiedewerkstätte des Nachbarn exi-
stiert zwar noch in ihrem ursprünglichen Zustand,
doch Franz, der Schmied ist schon lange verstorben
und ein Nachfolger konnte nicht gefunden werden.
Die Zeiten ändern sich, und wir uns mit ihnen.

Gerald Mair

*Links oben: Die eigentlichen Erfinder der
Sommerfrische sind nicht die Bozner, sondern
die Kühe auf der Rittner Alm, wie dieses Bild
von Dr. Gerald Mair beweist.*

*Oben rechts: Badefreuden am Wolfsgrubner
See - soweit es die Hygienebehörde erlaubt.
Neuerdings wurde die Verschmutzung durch
die Regelung der Zuflüsse verbessert; auch soll
ein weiteres Becken angelegt werden, um die
notorische Wassernot zu bewältigen.*

Unterinner Sommerfrische

Lieber Hans, 27 Jahre sind vergangen, seit die erste Arunda erschienen ist. Wir sahen darin ein geeignetes Mittel, Gedanken auszutauschen: Ein Briefwechsel wäre dazu wohl allzu persönlich gewesen. Wie ich davon hörte, dass eine Arunda über den Mühlenbach geplant ist, der in Wolfsgruben seinen Anfang nimmt, erinnerte ich mich meiner Sommerfrische in Unterinn.

Ich war 11 Jahre alt, ein blasses Stadtkind. Meine Eltern waren um meine Gesundheit besorgt. Wenn ich loslief, kam ich bald außer Atem. Ich musste mich auf den Boden legen, die Bäume, alles drehte sich um mich. Ich schwor mir, vorsichtiger zu sein, behutsamer zu leben. Sobald ich mich erholt hatte, rannte ich wieder los.

In der Sommerfrische in Unterinn habe ich mich dann gründlich erholt. Meine Italienischkenntnisse haben sich auch wesentlich gebessert, ich spreche seither fließend italienisch. Von Franca, einem Mädchen aus Ala, die zur gleichen Zeit in Unterinn in Ferien war, habe ich mehr Italienisch gelernt als von allen meinen Lehrern zusammen. Sie war fünf Jahre älter als ich, erzählte mir, wie aufregend es war, erwachsen zu werden. Ich hing an ihren Lippen. Sie hat mich nicht wie ein Kind behandelt, sie redete mit mir wie zu ihresgleichen. Sie erzählte mir von Ala, ihrem Geburtsdorf, das ich nur aus Geschichten meiner Großmutter kannte. Meine Großmutter war noch als Kind nach Ala, das damals noch zu Österreich gehörte, geschickt worden, um Italienisch zu lernen.

Für mich war die Sommerfrische in Unterinn ein Ort, eine Zeit voller Geschichten. Seither sind mehr als 50 Jahre vergangen. Ich weiß nicht, was sich alles verändert hat, außer dass es ein paar Häuser mehr gibt. Die Spiele der Kinder werden heute andere sein, vielleicht auch die Bäche, aus denen wir ohne Scheu getrunken haben.

Oft trafen wir uns abends, zum Apfelstehlen. Die Sommerfrischler bekamen von den einheimischen Kindern genaue Anweisungen: Erwischt dich der Knecht, darfst du dich wehren, kratzen und beißen. Ist es aber der Bauer, musst du still die Prügel einstecken; wehrst du dich, schlägt er dich halb tot.

Einmal, wir saßen im großen Apfelbaum, es dunkelte bereits, kam wirklich der Bauer. Einer unter uns hinkte, den hätte er sicher erwischt. Der schnellste Läufer bot sich an, den Hinkenden zu mimen. Wie der Bauer ihm schon bedrohlich nahe war, lief er pfeilschnell davon. So konnten wir uns alle retten.

Einmal trafen wir uns mitten in der Nacht. Die Rädel Führer waren die Ältesten. Wir hatten Hunger, drangen beim Metzger ein, nahmen ein Stück Fleisch

mit, ließen aber das Geld dafür zurück. Dann gingen wir ins Gasthaus Wunder, drangen in die Küche ein, bereiteten die Mahlzeit zu. Auch dort ließen wir Geld und eine Nachricht zurück. Es gab damals noch keine Diebstähle im Dorf, außer des ritualisierten Apfelstehens.

Von einem wirklichen Diebstahl las ich erst Jahre später in der Zeitung. Das war just an jenem Tag, an dem beschlossen worden war, den ersten Polizisten einzustellen. So entsprach der erste Polizist einem ersten Dieb.

Es gibt einen Weg, der von Unterinn aus über die Pyramiden zum Rielinger führt. Wir nannten ihn den Seelenvogelweg. An einer dunklen Stelle stand ein Marterle mit dem Bild eines Kindes. Darunter stand: Tod durch Steinschlag. Ich schaute in das schmale Gesicht, es war, als sähe ich mich selber. Mich fröstelte. Einige sagten, das sei das Kind einer armen, alleinstehenden Frau gewesen, die Mitschüler hätten ihn gesteinigt, da er sich erfrecht hatte, den heiligen Nikolaus zu spielen. Andere sagten, der Seelenvogel habe ihn geholt.

Es gab unglaublich heftige Gewitter. Einmal, der Bauer war aus dem Haus, schwarze Wolken türmten sich am Himmel, der Wind peitschte die Bäume und rüttelte an den Fensterläden, zündete die Bäuerin geweihte Kräuter an, alle waren in der Stube versammelt, knieten und beteten. Sie bettelten um Gnade, bereuten ihre Sünden. Es blitzte und donnerte. Ich stand am Fenster, erfreute mich des großartigen Schauspiels, erkannte nicht die Gefahr, in der wir schwebten. Ich sagte: „Wenn es Ihn gibt, soll jetzt der Blitz einschlagen!“ In diesem Augenblick leuchtete die Stube hell auf, zugleich gab es einen ohrenbetäubenden Knall. Der Blitz war in die Leitung gefahren und hatte die Sicherungen herausgeschlagen. Die Bäuerin sagte ernst: „Es ist besser, wenn du jetzt gehst.“

Da es draußen in Strömen regnete, suchte ich Zuflucht beim Nachbarn, erzählte ihm wohlweislich nichts. Er brachte mir ein volles Glas Wein, sagte: „Trink, sonst verkühlst du dich.“ Der Wein schmeckte würzig, dunkel und gefährlich. „Trink noch ein Glas!“ Ich verneinte dankend. Sonst wäre ich noch, statt des stürmischen Wettergottes Beute zu ein, dem Weingott erlegen.

Unten: die riesige pneumatische Orgel (Panhuber Wien 1929) der Pfarrkirche von Unterinn, erbaut im neuromanischen Stil zusammen mit dem Neubau (1884-1887) von Architekt Hans Madein nach einem Entwurf von Josef Vonstadl.

In meiner Unwissenheit hatte ich keine Scheu vor den Tieren, während für die Bauern selbst eine Smaragdeidechse schon ein giftiger Beißwurm war. Ich fing die Skorpione, die ich unter den Steinen fand, auch Schnecken und Schlangen, Spinnen und Hornissen. Ich baute kleine Burgen für Käfer und Wespen. Mir ist nie etwas passiert, nur einmal hat mich eine Wespe gestochen, weil ich versehentlich draufgetreten war. Eidechsen durften nicht am Schwanz berührt werden, da sie ihn sonst verloren. Manche schnappten nach einem Finger, es tat nicht weh, sie hielten sich fest, wie eine Wäscheklammer, ich konnte sie leicht in die Höhe heben. Große Heuschrecken begannen, wenn ich sie länger festhielt, wirklich ein Stück Haut wegzufressen, auch das war nicht besonders schmerzhaft. Igel fraßen aus der Hand. Ich ließ alle Tiere wieder frei.

Größere Tiere ließen sich einfach nicht fangen, es war aber möglich, sie zu beobachten, wenn man wusste, wo sie wohnten. So habe ich Dachse, Füchse, auch einen Falken ganz nahe gesehen.

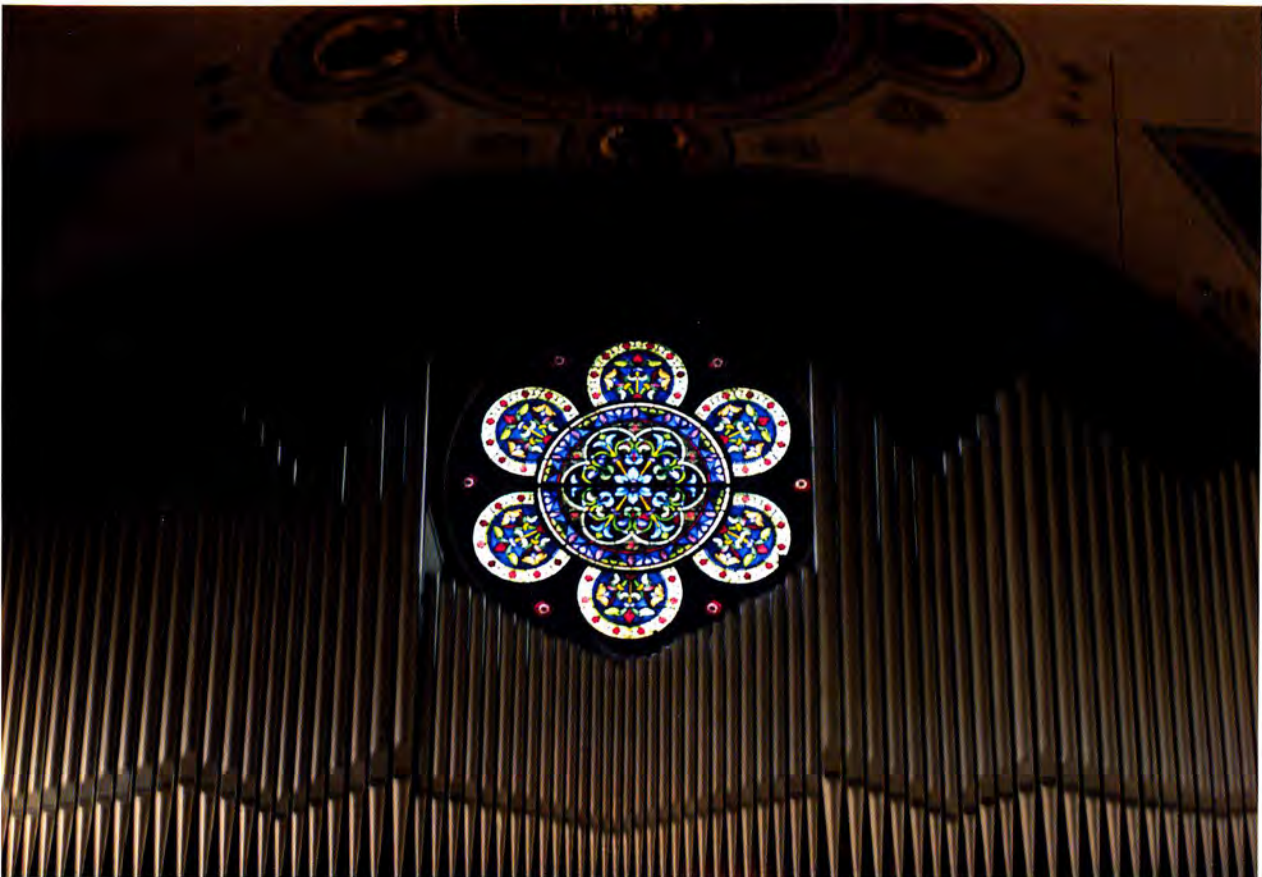
Einmal fing ich einen Steinkauz, der in der Höhle eines Baumes schlief. Ich zeigte ihn meiner italienischen Freundin. „Dove hai trovato la civetta? Sai che

non mi fa dormire la notte?“ Es wunderte mich, dass der gleiche Vogel im Deutschen komisch, im Italienischen kokett war. Ich begann, die italienische Sprache zu lieben.

Es mag sein, dass die Sitten, auch die Gerüche, damals strenger waren als heute. Mir wurde oft schlecht in der Kirche. Der Pfarrer, der dem Deutschen Orden angehörte, sagte in der Predigt: „Jeder Tag Glück vor der Hochzeit ist ein Jahr Unglück nach der Hochzeit!“ Und über das Tanzen sagte er: „Die Heiden tanzen. Hütet euch vor dem Tanzen, es ist die nächste Gelegenheit zur Sünde.“ Ich musste sehr aufpassen bei der Predigt, meine Wirtsleute fragten mich immer aus. Mit der Zeit getraute ich mich aber, das eine und das andere zu erfinden.

In Unterinn haben Freundschaften ihren Anfang genommen, manche haben Jahre, andere bis heute Bestand gehabt. Ich, als Verantwortlicher der Arunda, entbinde dich nun des Postgeheimnisses, du kannst von meinem Brief den Gebrauch machen, der für dich angemessen ist.

Mit freundschaftlichen Grüßen Volker



Wolfsgruben

Wolfsgruben gibt es in unserem Land überall. Sie wurden aber mittlerweile aus Sicherheitsgründen aufgefüllt und sind oft gänzlich verschwunden.

Die großen Anlagen müssen wohl als Bärengruben angesprochen werden oder sie dienten als Sammelbecken für Grundwasser, das den Köhlern für die Betreuung und Überwachung der Holzmeiler diente. Einige vermuten in diesen im Boden versenkten Rundbauten Anlagen zum Kalkbrennen. Es handelt sich meistens um runde, aus Trockenmauern gefügte zylindrische Gruben mit einem Durchmesser bis zu 4 und einer Tiefe bis zu 5 Metern. Diese Gruben wurden "verblentet", das heißt getarnt, so dass sich die hungrigen Tiere - alle Vorsicht vergessend - auf den Köder stürzten und durch das lose Geäst in die Grube fielen.

Mit dem Fangen von wilden Tieren befasst sich der Volkskundler Christoph Gasser, unter anderem mit den Beitgrägen „Trappln, Gschuicher und andere Fourtl“ (Landwirtschaftsmuseum Brunnenburg) und "Wilde Tiere" in der Zeitschrift „Schlern“ 77/2003, Heft 2. Daraus wurden auch die hier abgedruckten historischen Bilder entnommen, sowie der folgende Texausschnitt:

„Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam es zu einer neuerlichen Vermehrung der Wölfe, was zur Anlage von zusätzlichen Fallgruben führte. 1602 beschwerten sich die Bauern im Gericht Rattenberg wiederholt, durch das Überhandnehmen der Wölfe und anderer Raubtiere große Schäden erlitten zu haben und



Rechts: Fallgrube mit Lockente, Holzschnitt aus dem Jahre 1582 nach Jost Amman.



Oben: „Schießeisen“, altes Holzgewehr.

Links unten: Fast vollständig verrschüttete Wolfsgrube beim Koflerhof in Unterinn; der Hund gehört dem Fotografen Gerald Mair.

Unten rechts: Angebliche Wolfsgrube auf dem Weg zwischen dem Mitterstieler und Wolfgrubner See mit Sicherheitsbegrenzung; es gibt aber auch die Meinung, dass diese Gruben dem Sammeln von Grundwasser dienen und von Köhlern errichtet wurden.





Oben: Die Bärenjagd, Ölgemälde von Albert Stolz aus dem Jahre 1924

Rechts: Fallgrube mit Lockente, nach Pier de Crescenzi, um 1490

erzwangen die Abhaltung einer Treibjagd. Im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges kommt es nicht nur in Tirol, sondern in ganz Mitteleuropa zu einem gewaltigen Anstieg der Wolfspopulation. Um die Plage einzudämmen, wurde am 21. November 1622 ein generelles Wolfsgrubenmandat für das Ober- und Unterinntal und für das Wipptal erlassen. Alle Gerichtsbezirke mussten demnach an geeigneten Stellen Wolfsgruben errichten. Das für die Herstellung benötigte Material wurde auf Kosten der Kammer beschafft und die Bevölkerung musste mittels Robot-schichten - so wie es von alters her schuldig - ansonsten gegen Entlohnung die Fuhren und Arbeiten leisten. Alte und abgekommene Gruben sollten ausgebessert und die Fangstellen auf den Kanzeln verkündet werden. Für manche Bauern bestand auch der Jagdfrondienst, das Luder für die Wolfsgruben zu stellen. Daneben wurden auch zahlreiche Hetzjagden veranstaltet und die Bevölkerung zu Treiberdiensten verpflichtet. Eine der größten Treibjagden fand wohl am Kohlberg im Gericht Ehrenberg im Jahre 1627 statt, an der zwölfhundert Treiber beteiligt waren.“

Oben links: Die Bärenjagd, Ölgemälde von Albert Stolz aus dem Jahr 1924.

Unten rechts : Deckenmalerei im Sommerfrischhaus Amonn auf dem Ritten: Bauern verfolgen zwei Wölfe.

Unten links: Blick von Oberbozen auf die ausgedehnten Waldungen um den Wolfsgrubner See; dahinter sommerlich - barocke Gewitterwolken über den Dolomiten mit Rosengarten.







Helmut Moser

Eschenbach - Ritten

Geschichten & Geschichte über einen alten Vulkan

Sonntag, 6. Jänner 2003. Die Luft zeigt jene seidige Klarheit, welche die Horizonte in unbestimmte Fernen rücken lässt. Durch den körnigen Schnee bin ich frühmorgens auf den Signater Kopf heraufgestiegen. Frostschwere liegt in den Föhrenbeständen. In ihre Schatten mischt sich die Lavendelfarbe der Porphyrböden. Mit einer dicken Eisschicht hat sich der Wolfsgruber See gepanzert. Auf der gefrorenen Peripherie des Mitterstieler Sees laufen kreuz und quer die Spuren von Füchsen: das Eis muss sehr dick sein.



Das Bellen einiger Schäferhunde klingt noch wattig und hohl. In mir fühle ich, wie Sommerhitze diese Porphyrkuppeln und Kuppen durchstöhnt. Jetzt hat der Wind Schneegirlanden in ihre Vertiefungen gezogen. Ein Band aus verfallendem Ockergelb eilt, von Büschen und laubfreien Erlen und Eschen gesäumt, in die Tiefe – der Eschenbach. Ferne und Nähe öffnet sich mir in diesem Schauen des Wintermorgens. Ein weites Panorama staffelt sich von den tiefer liegenden Terrassen von Eschenbach, Unterplatten, Unterinn und Leitach bis hinüber zum Schlern und dem Rosengarten.

Vorausgehende Seiten
Linke Seite: das Gelände des Eschenbaches im Unterlauf. Westlich von Unterinn rinnt der Bach unter einer Brücke der Rittner Straße in immer steileres Gelände, das schluchtartig im Eissacktal endet. Der Großteil der alten Mühlen befindet sich im oberen, etwas flacheren Abschnitt des Eschenbaches.
Rechte Seite: Die "Seestraße" am Wolfsgrubner See, dahinter der in vielen Farben wechselnde Rittner Porphyry

Bozner Quarzporphyr – purpurnes Lavagestein

Unter meinen Bergschuhen stemmt sich mir massig, manchmal säulenförmig, aber auch rau und hart, der purpurfarbene Bozner Quarzporphyr entgegen. Einem mächtigen, zernarbten Walross gleich taucht dieses vulkanische Gestein aus dem Bozner Becken auf, breitet sich vom Meraner Raum bis nach Trient aus, unterwandert einen Teil der Dolomiten und verliert sich gegen Westen hin unter den Massen des Nonstals. Carl Zuckmayer charakterisiert die Bozner Porphyryplatte mit folgenden Zeilen: „Rot und Grün durchzogen diese Landschaft überall und verbanden sich zu seltsam exaltierten Kontrasten und Komplementen“.

Heute können wir mit Hilfe von radioaktiven Isotopen das Alter dieser Gesteinsformation bestimmen. In mehreren zeitlichen Phasen muss sie vor etwa 285 bis 275 Millionen Jahren teils stürmisch den Tiefen entkommen sein. Vulkanite entstehen übereilt. In der mineralogischen Zusammensetzung ähnelt der Porphyry dem gleichaltrigen Brixner Granit, der sich aber viel Zeit ließ aus einer heißen Gesteinsschmelze auszukristallisieren.

Dem Granit gelingt es seine Dreigliedrigkeit aus Feldspat, Quarz und Glimmer vollständig auszudrücken. Im Gegensatz dazu sind die Produkte des Bozner Quarzporphyrs und aller Vulkanite in gewisser Weise undifferenziert. Diese Gesteine kühlen an der Erdoberfläche rasch aus und es fehlt ihnen die

Unten links: Die neue Straßenführung von Unterinn zum Sacker erforderte den Aufbruch mehrerer Felsrücken, in dem der Porphyryplattenförmig aufbricht.
Unten rechts: Verwitternder Porphyry auf dem Aussichtsberg von Unterinn (Nebengipfel des 1247 m hohen Oartlkopfes).



Zeit, ihre stoffliche Eigenart auszusondern. Sie bilden deshalb glasige, feinkristalline Massen, welche die in größerer Tiefe schon gebildeten Kristalle umschließen und deren Struktur als porphyrisch bezeichnet wird.

Porphy – einer Schnecke Name

Über 4000 Quadratkilometer weiten sich die Decke an Porphyrlaven. Der Name Porphy (griech. porphyreos „purpurfarbig“; auch Name eines antiken Philosophen, Schüler des Plotin) ist eine Sammelbezeichnung für vulkanische Gesteine mit großen Mineraleinsprenglingen in dichter oder feinkörniger Grundmasse. In der geologischen Literatur wird diese Bezeichnung nicht mehr geführt. Als Quarzporphyre werden manchmal altvulkanische Rhyolithe (griech. rheos „Fluss“, lithos „Stein“) benannt. Porphy ist schon seit dem sechzehnten Jahrhundert bekannt. Murex wurde von Plinius jene Schnecke benannt, deren Drüsensekret die blaurote bis rote Purpurfarbe für die Königsgewänder lieferte. Dante stellte in seiner Göttlichen Komödie die am höchsten geläuterte Seele auf ein Porphyropodest.

Über 2000 Meter dick füllen die Lavamassen den Bozner Raum und heben Klobenstein und Oberbozen 1200 Meter über den Meeresspiegel. Dieser Gesteinskörper stellt das größte Paläorhyolitvorkommen Europas dar. Im Bereich zwischen Bozen und Auer erreicht die Porphyplatte seine größte Mächtigkeit.

Im Perm, dem letzten Abschnitt des Erdaltertums, zerbrach der Riesenkontinent Pangäa, welcher damals alle Kontinente der Erdoberfläche zusammenfasste. Durch die Dehnung der Erdkruste, ausgelöst durch die Kontinentaldrift, entstanden tiefreichende Gräben und Spalten. Wir begegnen heute solchen Kontinental-Dehnungen im Ostafrikanischen Graben und am Toten Meer. Durch diese Zerrung konnte Magma leicht bis an die Erdoberfläche aufsteigen und eine rege vulkanische Tätigkeit entwickeln. Manches Inferno muss geherrscht haben, als diese glutflüssigen Gesteinsmassen ans Tageslicht brachen. Mit der zunehmenden Entleerung der unterirdischen Magmakammer sank der Bereich des Bozner Talkessels sukzessiv ein und machte Druck auf die darunter liegenden Gesteinsschmelzen. Wie beim Öffnen einer Sektflasche raste mit mehreren Hundert Kilometer pro Stunde Geschwindigkeit gasreiches, 7000 Celsius heißes Magma über die Fastebene einer trockenen Landschaft. Bei Druckentlastung schäumten Gase oberflächennahes Magma auf. Eine Suspension aus winzigen, meist Y-förmigen Glasscherben quollen über die Ränder von Erdspalten und breiten sich rasend horizontal aus. Aschenregen, Wolken aus Gesteinsschaum und Lavafetzen setzten sich ab, füllten die Einbruchbecken und bildeten sogenannte Ignimbritdecken (lat. ignis „Feuer“, imber „Regen“). Den Terminus Ignimbrit führte der Geologe Marshall 1935 in die Geologie ein. Solche graugrüne bis rötliche Ignimbrite bauen den Signater Kopf auf. Die Abfuhr großer Mengen an Förderprodukten aus



der Magmakammer führte zu einem unterirdischen Hohlraum und als Folge davon zu sukzessiven Einstürzen entlang konzentrischer Verwerfungen. Diese geologischen Depressionen von beachtlichen Dimensionen erhielten den Namen Caldera, einen Begriff, der aus dem Portugiesischen stammt (caldeira) und „Kessel“ bedeutet. Die gigantischsten Calderen dürfte jene des Yellowstone (Durchmesser 65 km) und des Toba auf Sumatra sein, mit einer ellipsenförmigen Ausdehnung von 100 mal 30 Kilometer.

Der gewaltige Ausstoß einer Magmaemulsion aus Gesteinsschmelze und Gasen pflanzt sich als sogenannter pyroklastischer Strom mit Geschwindigkeiten von mehreren hundert Kilometern pro Stunde und Temperaturen von etlichen hundert Grad Celsius fort. Eine Unterart dieser Ströme, die Nuée ardente („Glutwolke“), wurde als Begriff zum ersten Mal von den Bewohnern der Azoreninsel San Jorge während der Ausbrüche in den Jahren 1580 und 1808 benutzt. Alfred Lacroix (1904) machte diesen Ausdruck bei der Beschreibung der Eruption des Montagne Pelée in den Jahren 1902 bis 1904 berühmt. Am 8. Mai 1902 um 8.01 Uhr raste nach Vorankündigungen eine Nuée ardente auf die Stadt St. Pierre mit einer Geschwindigkeit von 500 km/h zu und tötete dabei 28000 Menschen. Vor ca. 75000 Jahren förderte der Vulkan Tomba 2800 km³ Material (größtenteils Ignimbrite) und 800 km³ Asche in nur 9 bis 14 Tagen. Die

ausgeschleuderten Aschen fanden sich noch in 2000 Kilometer Entfernung bei Bohrungen in Indien. Trotzdem waren diese Ausbrüche noch klein im Verhältnis zu den laufenden Eruptionen auf dem Jupiterplaneten Io. Seine Vulkane schleudern Feinpartikel mit Geschwindigkeiten von 500 bis 1000 m/s bis 300 Kilometer weit ins All.

Vulkane – Geburtsorte von Mineralen

Zahlreiche vulkanische Gänge liefern heiße Lösungen und Gase. In blasigen Hohlräumen und Drusen können sich wunderbare Mineralwelten bilden, wie zum Beispiel die sogenannten Teiser Kugeln. Diese, weit über Tirol hinaus bekannten Mineralbildungen, entstanden in schwarzen bis grünschwarzen andesitischen Laven rund um die Ortschaft Teis im Eisacktal. In der Umgebung von Jenesien finden sich in Tuffen der höheren Porphyrabfolgen kugelige Geoden mit einem Durchmesser bis 10 Zentimeter. Diese „Kematere Kugeln“ sind mit trauben- und nierenförmigem Quarz und auch mit Calcitkristallen ausgefüllt. Manche dieser Seltenheiten zeigen sich in grünlicher Farbe. Heiße Lösungen ließen die Feldspäte zu Kaolinit, einem Tonmineral, verwittern.

Auch andere mineralogische Leckerbissen stecken in der Bozner Quarzporphyrplatte. Aber trotz der großen Geometrie der vulkanischen Ablagerungen fin-



den sich nur relativ wenige und eher bescheidene Mineralnester. In den Zwickeln mancher Blocklaven verbergen sich die Silikatkristalle Amethyst, Achat, Calcedon, Jaspis und Bergkristall. Begleitet werden sie manchmal von den Mineralen Goethit, Hämatit, Siderit und Calcit. An der Stirn von Lavafronten können Lavablöcke abrollen, weitergeschoben und von nachfließender Lava umhüllt werden. Werden solche Strukturen von heißen Lösungen und Gasen durchtränkt können sie randlich verwittern und Platz machen für die Kristallisation von Mineralen. Als Quellen dieser heißen Lösungen gelten die anstehenden meist grauschwarzen und bis zu 10 Meter mächtigen Vulkangänge, welche diese Lavafelder durchschlagen. In einem ehemaligen Lavastrom bei Terlan, der eine 200 Meter dicke Sedimentfolge überzogen hatte, konnten Amethyst, Quarz und Dawsonit auskristallisieren. Als ein großer Magmakörper als Subvulkan in den plattigen Vulkangesteinen von Terlan – Nals steckengeblieben war, vererzte sein Randbereich. Silberreicher Bleiglanz und Zinkblende sonderten sich ab, welche ab dem Mittelalter bis zum Jahr 1964 professionell abgebaut wurden. Terlaner Erze wurden zunächst in Brixlegg und Schwaz zu Feinsilber verhüttet; ab dem Jahr 1536 dann als Terlaner Brandsilber in Bozen und Brixen verwertet. Auch feinverteiltes Gold kann sich im Porphyry verstecken.

Unten links: Eine Trockenmauer aus verschiedenfarbigen Porphyrsteinen in Unterinn.

Unten: Porphyry - Kanonenkugeln im Schloss Pergine im Trentino.





Ignimbrit - schaumiges Magmainferno

Ignimbrite sind das Ergebnis äußerst hochexplosiver Eruptionen. Gewaltige Mengen an Energie und Material werden dabei ins Spiel gebracht. Ignimbrit-Explosionen sind aber sehr selten und bis heute konnte kein derartiger Ausbruch direkt beobachtet werden. Weniger als ein Ausbruch pro Jahrhundert findet statt. Die einzige Ignimbrit-Eruption unseres Jahrhunderts ereignete sich am Vulkan Katmai in Alaska vom 6. bis 8. Juni 1912. Aber nur im Nachhinein entdeckte ein Pilot die noch qualmenden Ablagerungen im „Tal der zehntausend Dämpfe“.

Mit über 700 km/h können Ignimbrit-Ströme davonrasen und dabei 600 Meter hohe Hindernisse überwinden. Ignimbrit quillt als sehr heißer, bimsartiger Schaum aus Spalten oder Kratern auf. Ein Hinweis für Ignimbrite liefert das Auftreten des Minerals Tridymit, einer Hochdruckmodifikation des Quarzes. Einige Ignimbrit-Typen verschmelzen bei ihrer Absetzung. Ein Beispiel dafür ist der Bozner Quarzporphyr. Die Verschmelzung setzt bei Anwesenheit von Wasser eine Mindesttemperatur von 5300 Celsius, häufig aber Temperaturen zwischen 600 und 7500 Celsius voraus. Verschmolzene Ignimbrit-Decken („Schmelztuffe“) ähneln einem Lavastrom und weisen manchmal Säulenbildungen auf. Solche Lavaorgeln stehen in den Wandfluchten bei Pfatten an. Nichtverschweißte Ignimbrite dienen in früheren

Kulturen öfters als Behausung. Beispiele dafür sind die Indianerhöhlen in New Mexiko, die Höhlen bei Göreme in der Türkei oder die Grabanlagen der Etrusker in Mittelitalien. Aus den Ignimbrit-Ablagerungen im Gebiet des Laacher Sees in der Eifel, die sich vor etwa 11000 Jahren aus Glutwolken abgesetzt hatten, wird der hochwertige Trasszement gewonnen. Ignimbrite sind im Allgemeinen aus Schlacken, Bimsstein, glasigen Komponenten und Glasfetzen („Glasscherbengefüge“) zusammengesetzt. An Mineralen sind Quarz, Feldspat, Biotit, Sanidin u. a. vertreten. In der petrologischen Zusammensetzung entsprechen sie den Rhyolithen bis Daciten. Der Rhyolith des Bozner Quarzporphyrs ist das Vulkan-Äquivalent des Brixner Granits. Überwiegend ist der Rhyolith ein dichtes bis feinkörniges, durch Einsprenglinge von Feldspat, Quarz und Glimmer gekennzeichnetes, saures Vulkangestein. Seit den sechziger Jahren wird der Bozner Quarzporphyr meist in drei große Eruptionseinheiten gegliedert. Von unten nach oben stehen Latiandesite und Dacite an, gefolgt von Quarzlatiten und Rhyodaciten. Das oberste Stockwerk bilden Rhyolithe. Diese können im zentralen Teil der Porphyryplatte 1700 Meter mächtig werden. Öfters sind in ihnen dunkle glasige Schmelzen eingeschaltet, sogenannte Pechstein-porphyre



oder Vitrophyre (Tisens bei Kastelruth, Oberglaning, Auer). Selbst Beethoven stellt sich als Statue in Wien auf einen Sockel aus Tagusenser Vitrophyr.

Vulkanpausen - Lebenserweiterungen

In den Ruhepausen zwischen den Ausbrüchen wurden die Lavamassen zum Teil wieder abgetragen. Bäche förderten den Verwitterungsschutt weg und lagerten ihn in kleine Seebecken und Vertiefungen ab. Diese Sedimente, welche stellenweise Mächtigkeiten von 200 Metern aufweisen, bestehen aus groben Konglomeraten (z. B. bei Vöran, im Bereich des Rotsteinkogels), aus Sandstein und kalkig-kieseligen Sedimenten. Die feinkörnigen, bis 100 Meter dicken

Ablagerungen entstanden in einem See, welcher längere Zeit existierte und sich wahrscheinlich von Bozen bis nach Meran erstreckte. An den Uferbereichen konnte sich eine recht differenzierte Flora entwickeln. In einem Seenaufschluss am Sinichbach bei Meran entdeckte man fossile Reste von Gehölzen. Bedingt durch ein wüstenhaftes Klima war die Wasserverdunstung sehr hoch und es kam zur Ausfällung von Kieselsäure, Kalk und magnesiumhaltigen Verbindungen. Die in den gehärteten Quarzgelten eingeschlossenen Pollen und Sporen lassen auf eine breitere Etablierung von Nadelhölzern und Peltaspermaeen schließen. In den feinen, durch Algenwachstum entstandenen Kalkschichten der Seen stecken Schalen von Muschelkrebse. Kleine reptilienartige Vierfüßer (Tetrapoden) machten Jagd nach Insekten, so der *Tridentinosaurus antiquus*, dessen verkohlte Überreste im Val di Pinè bei Trient gefunden wurden.

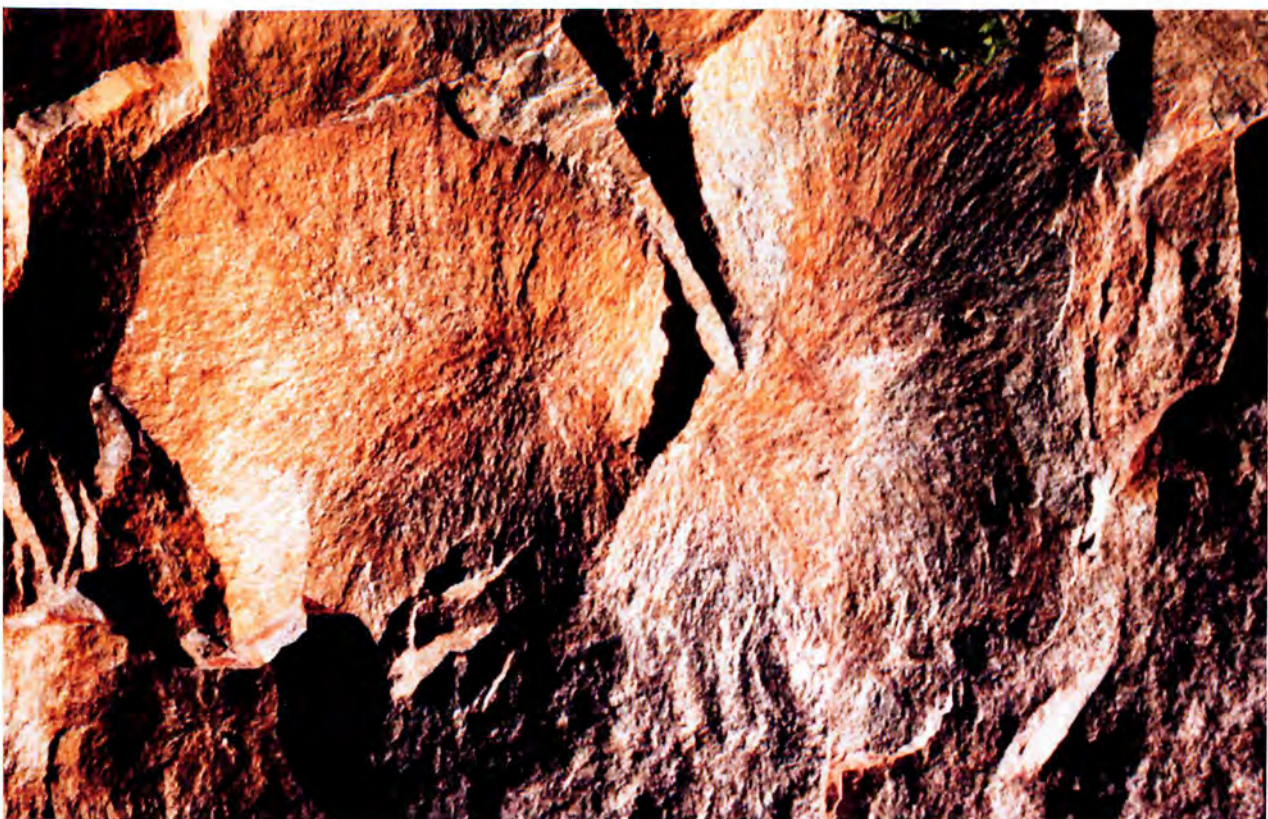
Porphyr – Pflastersteine und mehr

Schon J. W. von Goethe war von den steilen Felskaskaden der Bozner Porphyryplatte fasziniert. „Bald unter Kollman fand ich einen Porphyry, der sich in regelmäßigen Platten spaltet, zwischen Branzoll und Neumarkt einen ähnlichen, dessen Platten sich wiederum in Säulen trennt“ notiert er auf seiner Italienreise. Kaiser Maximilian gestattete 1513 einem gewissen Jakob Kraushar von Tramin, Porphyryplatten südlich von Branzoll zu brechen. Ab 1880 entstanden zwischen Leifers, Auer und Branzoll eine

Links oben: Grödner Sandstein mit Pflanzeneinschlüssen

Mitte links: Porphyry, wie wir ihn von der Straßenpflasterung kennen.

Unten: Durch Sprengung aufgebrochener Porphyryfelsen in Unterinn für den Straßenbau in Richtung Sackerhof.



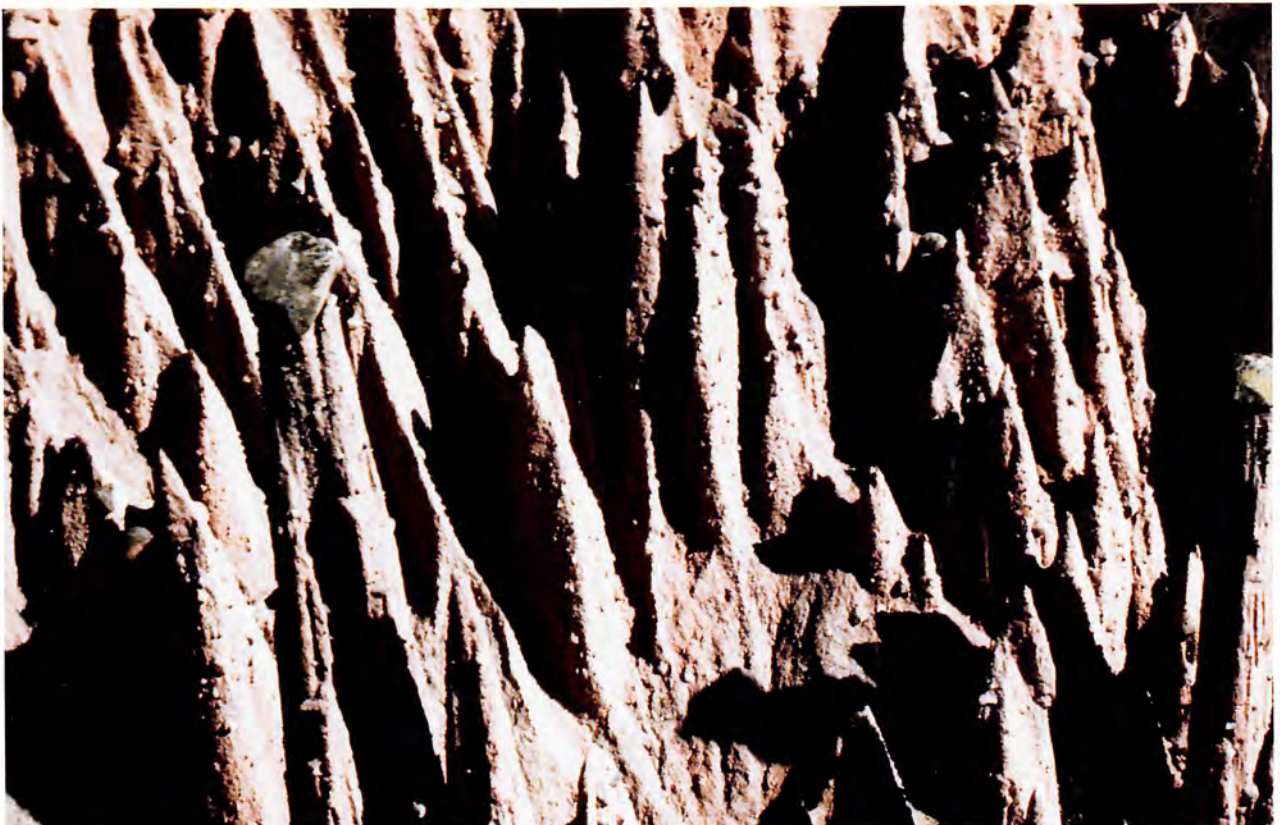
Serie von Steinbrüchen, in denen das lagenförmige Gestein gewonnen wurde. Als Pionier des Porphyrrabbaus gilt Johann Lentsch, welcher in Branzoll den ersten Steinbruch eröffnete. Ferdinand Flor industrialisierte 1906 den Abbau in Leifers. „El Birfel“ wurden die Steinquadern, „Smollerl“ die dünnen Platten und „Binderl“ die rechteckigen Randsteine von den Arbeitern des Trentino und aus dem Veroneser Raum bezeichnet.

Schon die Eisenzeit bediente sich des Porphyrs. Die „Wallburg Collnoartl“ am Mitterstieler-See, der Sage nach die letzte Zufluchtstätte der „Heiden und Wilden Männer vom Ritten“ baute in diesem Gestein. Auch in der rätischen Siedlung von Moritzing mahlte man Getreide mit Handmühlen aus Porphyr.

Vulkanausbrüche – Einbrüche in die Luftchemie

Seit der Eruption des Vulkans El Chichón in Südamerika im Jahr 1982 weiß man, dass die farbenprächtigen Sonnenuntergänge nach großen Vulkanausbrüchen nicht durch Aschestaubwolken verursacht werden. Die Hauptmasse der Schwebeteilchen bestanden nach genauen Analysen aus Schwefelsäuretröpfchen und Schwefeldioxid. 13 Megatonnen Schwefeldioxid schickte El Chichón in die Stratosphäre, in Höhen zwischen 17 und 25 Kilometern. Aus dem Schwefeldioxid bildete sich in den folgenden Wochen 20 Megatonnen Sulfate. Schleier aus Schwefelverbindungen sind direkt für die Strahlungsbilanz

*Rechts oben: Die „Lochkartenbotschaft“ des Turmes der Kirche von Mittelberg; romanisches Mauerwerk, bestehend aus verschiedenfarbigen Porphyr - Rundlingen.
Unten: „Erdtürme“, also Erdpyramiden bei Signat in der Talsenke (Katzenbachtal mit dem Rivalaunbach) zwischen Oberbozen und dem Wolfsgrubner See.*



auf der Erde und indirekt für die Luftchemie, vor allem für den Abbau von Ozon von Bedeutung. Vulkanische Aerosole reduzieren, vereinfacht ausgedrückt, die auf die Erdoberfläche eintreffende Sonnenenergie. Das Ergebnis ist eine klimatische Abkühlung. Die Farbenpracht eines Aerosol-Abendhimmels könnte den Maler William S. Turner (1775 – 1851) veranlasst haben, ab seinem vierzigsten Lebensjahr seinen Malstil zu ändern. Grund dafür war der Ausbruch des Tambora-Vulkans am 11. April 1815 auf der Insel Sumbawa in der Nähe von Java. Die negativen Klimaauswirkungen der 50 Kubikkilometer-Eruption lösten in vielen Ländern soziale Unruhen aus. In Europa ging das Jahr 1816 als das Jahr ohne Sommer in die Geschichte ein und führte nach Missernten zu Auswanderungswellen von Europa nach Amerika. Inwieweit die Ausbrüche der Bozner Quarzporphyrplatte und anderer zeitgleicher Vulkaneruptionen das Klima am Ende des Erdalters beeinflusst haben, bedarf noch der Klärung.

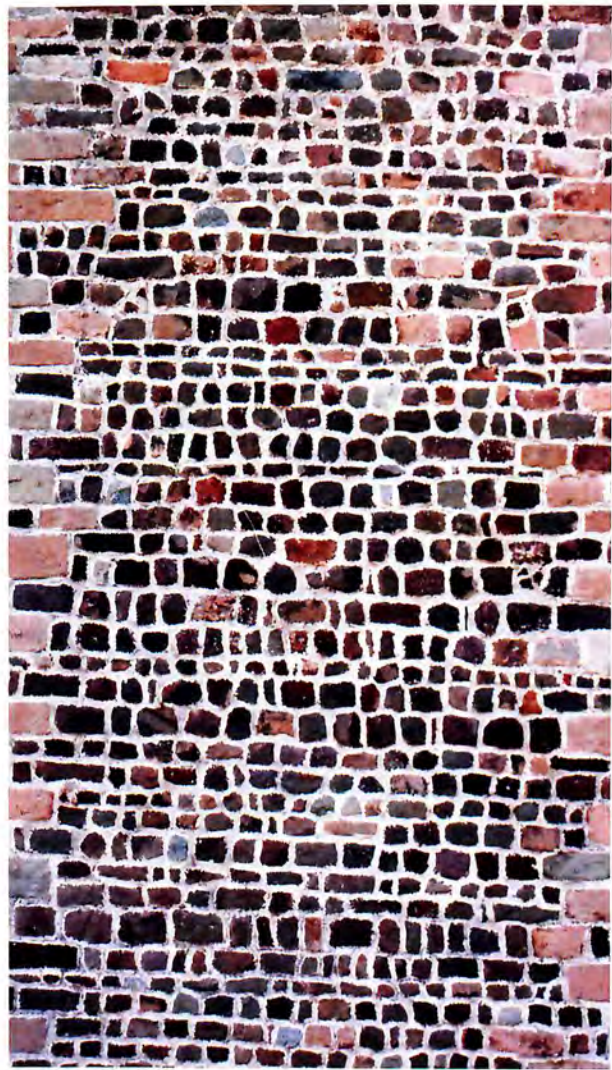
Grödner Sandstein- zerfallendes Gestein

Vor etwa 260 Millionen Jahren, am Ende des Erdalters, verebte die Unruhe der vulkanischen Tätigkeit. Unter dem trockenen und heißen Klima gewannen die Kräfte der Verwitterung und Erosion zunehmend die Oberhand. Aus den Verwitterungsprodukten des Bozner Quarzporphyrs entstanden mächtige Sandsteindecken. Nördlich von Oberbozen, Klobenstein und im Gingelwald (auf 1436 m) prägt dieser sogenannte Grödner Sandstein das Landschaftsbild. Der Grödner Sandstein dehnt sich weit über Südtirol hinaus. Im Osten ist er in den Dinariden Sloveniens und Kroatiens zu finden und südlich verschwindet er erst unter den venetianischen Ebenen. Durch seinen geringen inneren Zusammenhalt zerbröseln diese Gesteine sehr leicht. Fließendes Wasser zieht, wo eine schützende Pflanzendecke fehlt, tiefe Rinnen.

Der Grödner Sandstein lässt sich leicht spalten. Zu Pyramiden gestapelt blickt der Sandstein an den „Stoananden Mandern“ am Möltner Kaser weit in die Runde.

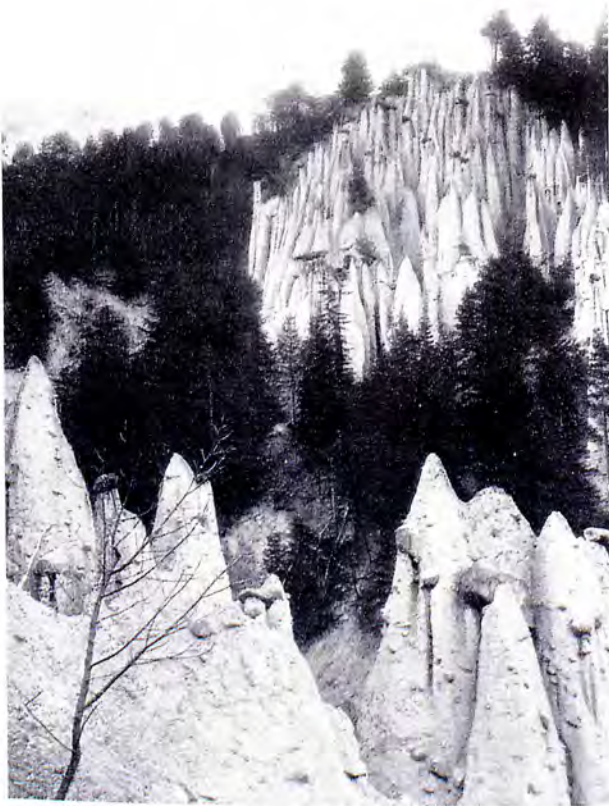
Die untersten Lagen des Grödner Sandsteins bestehen noch aus grobkörnigen Komponenten. In den höheren, feinkörnigen Bereichen sind neben vulkanischen Bestandteilen auch die Erosionsprodukte des kristallinen Grundgebirges zu finden. Versteinerte Schräg- und Kreuzschichtungen im Sandstein weisen auf Umlagerungen von Wind und Wasser hin.

Der damalige Ablagerungsraum dürfte in der Nähe des Äquators gelegen sein. In den von Sandwüsten umgebenen Oasen und Flussmäandern, am Übergang zwischen Wasser und Land, konzentrierte sich bereits üppiges Leben. Im Grödner Sandstein des Bletterbaches bei Aldein-Radein, am Kreuzjoch



oberhalb Hafling und in Sandsteinvorkommen am Möltner Joch finden sich zahlreiche Spuren inkohler Pflanzen. Floristisch und biostratigrafisch besonders ergiebig erweisen sich zwei Fundstellen oberhalb der Sattlerhütte bei Mölten. Dort konnten fossile Pflanzenreste aller sieben großen Pflanzengruppen entdeckt werden: Lycophytae (Bärlappgewächse), Equisetophytae (Schachtelhalmgewächse), Pteridospermae (farnartige Samenpflanzen), Coniferae (Nadelbäume), Cordaitospermae (Cordaitengewächse), Ginkgophytae (Ginkkogewächse) und Cycadophytae (Cycadeen). Bei diesen fossilen Pflanzenresten handelt es sich meist um Baumstämme und -äste. Der Name „Kohlstatt“ weist auf solche Funde hin. Manchmal wurden diese Kohleflözchen unter sauerstoffarmen Bedingungen zu Sammlern von Erzmineralen wie Zinkblende, Bleiglanz, Pyrit, Azurit, Malachit und in geringen Mengen auch von Uranverbindungen. Mineralfundstellen verraten sich häufig durch Verfärbungen des Gesteins.

In den permischen Wadilandschaften hinterließen reptilienartige Tiere ihre Spuren. Rund zwanzig Arten konnten Paläontologen anhand der Abdrücke in



der Bletterbachschlucht bei Aldein und bei Mölten bestimmen. Die Entfaltung und rasche Verbreitung dieser Vierfüßer führte zur Verdrängung vieler Amphibienarten. Resistente Eihüllen gestatteten diesen Tieren selbst zum Überleben in wüstenartigen Gebieten.

Sandsteine – geologisches Ziegelwerk

Von Kanonenkugeln für die Waffenlager Kaiser Maximilians bis zum Pfarrturm des Bozner Domes, von Gewölbeelementen bis zu Säulen, Stiegen, Böden und Abdeckplatten: Sandstein stellt ein ideales aber nicht unbedingt verwitterungsbeständiges Baumaterial dar. Nur dem Grödner Sandstein vom Möltnertal weist man besondere Resistenz gegen Zerfall im Freibereich nach. Die Gemeinde Mölten deckt deshalb bis heute die Nachfrage der Steinmetzen nach diesem Gestein in Südtirol ab.

Eiszeiten – kalte Reibeisen

Der Zeitraum vor ca. 1,7 Millionen Jahren bis heute wird als Eiszeit oder Quartär bezeichnet. Mindestens fünf große Vereisungsphasen sind in Europa und in den Alpen nachgewiesen. Sie tragen die Namen nach Flüssen im Alpenvorland wie Donau-, Günz-, Mindel-, Riß- und Würmvereisung. Die letzte Kälteperiode startete in den Alpen vor rund 110000 Jahren

und endete vor etwa 15000 Jahren. Mächtige Eisstromnetze füllten die Täler und nur die höchsten Gipfel der Alpen ragten aus dem Eispanzer. Moränenwälle, wie zum Beispiel das „amfiteatro di Garda“, markieren die Zungenenden der Gletscher im Alpenvorland. Der Bozner Talkessel war Sammelstation für die Etsch-, Eisack- und Sarntaler-Gletscher. Die Eismasse stand bis auf 2000 Meter Meereshöhe und überdeckte die Gebirgsrücken des Rittens noch um gute 500 Meter. Zahlreiche Spuren der Vereisung in Form von Gletscherschliffen, Moränenresten, Wannern und Findlingen aus Granit, Tonalit, ja Marmor überziehen die Landschaft am Ritten und zeichnen die Gletscherbewegungen nach.

Während die Gletscher die Täler tiefer legten, füllten die zwischen- und nacheiszeitlichen Schmelzwässer die Talsohlen mit Geröll, Sand und Lehm oder sie stauten sich zu großen Seen, was feinkörnige Seesedimente im Untergrund des Etschtals belegen. Oberflächenabflüsse von den Hängen des Rittens zogen ein fraktales Netz von Rinnen und Gräben selbst in die Härte des Porphyrs. Auch heute noch modellieren die Erosion durch Wasser und die Sprengwirkung des Frostes an den Rücken, Pässen und Hornen des Bozner Hinterlandes.

Sedimente – Spiel exogener Kräfte

Im Bodenbereich und an der Erdoberfläche begegnen sich Wasser, Luft und Gestein. Es ist jene Grenzzone in der die Vorgänge des Lebens und der Verwitterung sich treffen, aus denen sich die Sedimente bilden. Diese Ablagerungen setzen sich aus den Überresten der äußeren Gestaltungskräfte, wie Wind, Wasser, Eis und Organismen zusammen. In ihren Schichten stapeln sich die Bilder der Vergangenheit. Der Sandstein trägt, im Gegensatz zum Granit, nicht seine Eigengestalt zur Schau, sondern hält sich in den Einzelkörnern zurück. Selbstlos ordnet er sich „höheren“ Prinzipien unter. Nicht der Stoff rückt dabei in den Vordergrund, sondern die Taten des Luftigen, Flüssigen, der Schwerkraft und des Lebens geben den Ton an. In Rippelmarken zeigt sich der versteinerte Wellenschlag, in den Spurenfossilien der Schritt eines ursprünglichen Vierfüßers und in den Kohleflözen mineralisiertes Leben. Sedimentgesteine ähneln in gewisser Hinsicht Pflanzen, bei denen die Stoffeswelt ebenfalls den aufbauenden Gestaltungsprinzipien des Lebens folgt. Bei Sedimenten ist dieses Prinzip aber der Zerfall und sie stehen an der Stelle im Kreislauf der Gesteine, wo Gegenwart ständig stirbt. Im Überlagern der äußeren Schichten versinken die tieferen Zonen immer weiter in die Vergangenheit. Gewinnen im Erdinneren Druck und Temperatur die Oberhand, wird die Bildersprache in den Sedimentgesteinen durch die Metamorphose zu Umwandlungsgesteinen gänzlich getilgt.

Erdpyramiden – Totems aus Moränen

Obgleich sie eher Pfeiler- als Pyramidenform besitzen, werden jene säulenartigen Sandplastiken in den Alpen als Erdpyramiden bezeichnet. Diese Erdpfeiler entwickeln sich besonders gut in Gletschersedimenten. Das Moränenmaterial besteht aus unsortiertem, von Steinen und Blöcken durchsetztem Lehm, dessen Tongehalt den Pyramiden eine gewisse Standfestigkeit verleiht. Decksteine dienen als Regenschirme. Bei der Abtragung durch Spüldenudation werden ständig neue Decksteine entblößt, welche weitere Erdpyramiden entstehen lassen.

Wegen der Vielzahl solcher geologischer Erscheinungen wird der Ritten schlechthin als Heimat der Erdpyramiden genannt. Durch Eisenoxide rötlich gefärbte Erdpfeiler erglühen in der Abendsonne am Ruffidauner Bach und bei Lengstein. In verhaltendes Ocker bis Grau kleiden sich hingegen die Erdpyramiden von Unterinn.

Alpen – Naht zwischen Europa und Afrika

Bereits im Erdaltertum vor rund 300 Millionen Jahren begann die Geschichte der Alpen und die Geologie des Bozner Raumes. Die alten Gneise, Glimmerschiefer und Quarzphyllite des Großkontinents Pangäa finden sich ebenso in den Falten und Decken der Alpen wie die Meeressedimente des Tethysozeans

Links: Eine alte Aufnahme der sich stets verändernden Erdtürme; nur das Zusammentreffen vieler Faktoren begünstigt das Entstehen von Pyramiden. Wichtig sind vor allem die als Regendach dienenden Kopfsteine. Diese meist gerundeten Felsbrocken sind Kinder der Eiszeit und kommen oft von weit her. Sie liegen in den Moränen wie Rosinen im Kuchen und werden allmählich herausgewaschen.

Unten: Blick vom Signater Kopf (1264 m) nach Südosten in Richtung Dolomiten. Das besiedelte Schllerngebiet trägt ähnlich dem Ritten die Spuren der Gletscherströme; durch sie entstehen die weichen Hügelformen. Das Wasser aber gräbt Schluchten und bohrt in die Tiefe.



Unten: Der Wolfgrubner See wurde in Maria-Theresianischer Zeit, also vor 250 Jahren durch den Bau eines künstlichen Dammes verdoppelt. Durch das nun reichlicher vorhandene Wasser konnte in Unterinn das „Industriewasser“, also der Eschenbach für die ganze Gewerbezone genutzt werden.

Rechts: Der Wolfgrubner See - zur Hälfte natürlich durch einen Moränendamm entstanden - wurde im vorigen Jahrhundert allmählich zu einem beliebten Badesees, musste aber wegen Überlastung durch ungereinigte Zuflüsse immer wieder gesperrt werden. Der Abfluss des Sees wurde in Richtung Katzenbachtal verlegt. Von der einstigen Schleuße für den Eschenbach nach Unterinn ist nichts mehr zu sehen; geblieben ist eine unterirdische Ableitung. Das Wasser wird erst weiter unten als Bach sichtbar, hauptsächlich gespeist vom Abwasser der Haushalte.



aus dem Erdmittelalter. Mit dem Zerfall der Pangäa im Perm vor ca. 270 Millionen war eine Dehnung der Erdkruste verbunden. Der Ausbruch des Bozner Quarzporphyrs war mit diesen Prozessen gekoppelt. Mit dem neuerlichen Zusammenschluß des Urkontinentes Afrika (Apulia) mit Europa (Laurasia) während der Kreidezeit vor etwa 90 Millionen Jahren wurden die Gesteinsdecken verformt, subduziert und gestapelt.

Erwärmung und Aufschmelzung erleichterten nun die verdickte Erdkruste, so dass sie auftauchte und die Alpen mit sich hob. Der Nordschub der afrikanischen Platte hält auch heute noch an. Jährlich werden die Ostalpen ca. 1 Millimeter in die Höhe gestemmt und das Erdbeben im Friaul im Frühsommer 1976 führte uns die Kontinentaldrift deutlich vor Augen.

Wasser – Element zwischen Himmel und Erde

„Das Beste ist das Wasser...“: so beginnt der erste Vers, des ersten Gedichtes, der Siegeslieder auf Olympiasieger in Griechenland. Mit dem Zeitstrom rhythmisch verknüpft, verbindet das Wasser in Ebbe und Flut das Himmelsgeschehen mit der Erdoberfläche. Wasser hält sich selber in seiner Eigenform zurück und will im schwerelosen Raum Kugelgestalt einnehmen, füllt aber alle angebotenen Formen aus. Viele Organismen und auch der Mensch kommen gleichsam aus dem Wasser zur Erde. Ganz in den wässrigen Hüllen einer Gebärmutter schwimmend verdichtet der werdende Mensch seine Körperorgane langsam aus dem Flüssigen. Im zweiten Lebensmonat fast gänzlich aus Wasser bestehend, hat selbst ein Greis noch zu 60% Anteil an diesem Element. Das Erste und wohl meistens auch das Letzte, das ein Mensch in seinem Leben aufnimmt, ist wässrig-flüssige Nahrung. Novalis bezeichnet das Wasser als das „sensible Chaos“, welches ohne Eigengestalt Sinnesorgan für die Umwelt ist. Viele Zellen enthalten 98 oder gar 99% Wasser. Je mehr sich eine Zelle der sphärischen Tropfenform des Wassers nähert, desto lebenskräftiger und teilbarer ist diese Zelle. Die menschliche Eizelle ist kugelförmig und prall und enthält alle Lebensäußerungen; eine Nervenzelle erscheint geschrumpft, vertrocknet, aber auch differenzierter und festgelegter und damit unbeweglicher, teilungsunfähiger und den Todesprozessen näher. Thales von Milet hat nicht ganz unrecht gehabt, wenn er die Quelle des irdischen Lebens im Wasser sieht.

Mit Hilfe des Wassers pulsiert die Wärme durch die Adern des Körpers und trägt im Golfstrom Energie in höhere geografische Breiten. Als Vermittler und Ausgleicher scheidet sich Wasser häufig als Ergebnis einer chemischen Reaktion aus, verharrt als Kristallwasser in Gips, Kupfersulfat und anderen Salzen oder harmonisiert das Klima der Erde. Wasser reinigt die Luft, bindet Gase und zerbröselt im Gefrieren die Ge-



steine. Das Wesenselement des Wassers ist der Rhythmus. Rhythmisch greifen Gewässer in das Stoffwechselgeschehen der Erde ein, bauschen sich zu Wolken oder strömen in Wirbeln als Gletscher und Flüsse. Dass Bäche bei Vollmond in die Breite wühlen und bei Neumond in die Tiefe, besagen alte Flussregeln.

Gewässer des Rittens – ein Streifzug

Von allen Gewässern des Rittens gebührt die Bezeichnung „Bach“ nur dem Tanz- und Emmersbach, welche zur Talfer hin entwässern. Andere sind eher Rinnsale oder Bächlein, wie der Wangener-, der Zaggler-, der Rotwand-, der Köbl-, der Finster-, der Katzen-, der Rivelaun- und der Eschenbach. Nur nach Gewittern schwellen sie an. Auch die stehenden Gewässer verdienen, außer dem Woflsgrubner- und dem Wangener-Stausee, kaum den Titel eines „Sees“. Die Niederschläge auf dem Ritten sind im Jahreslauf dünn. Im regenreichsten Monat, dem August, fällt kaum mehr als 110 Millimeter Regen. Diese nassen Mengen sind zu gering, um Gräben und Rinnen üppig mit Wasser zu füllen. Der Porphyrt selbst ist stark zerklüftet und verwittert nur allmählich. Die schwache Verwitterungskurve kann die Feuchtigkeit nicht

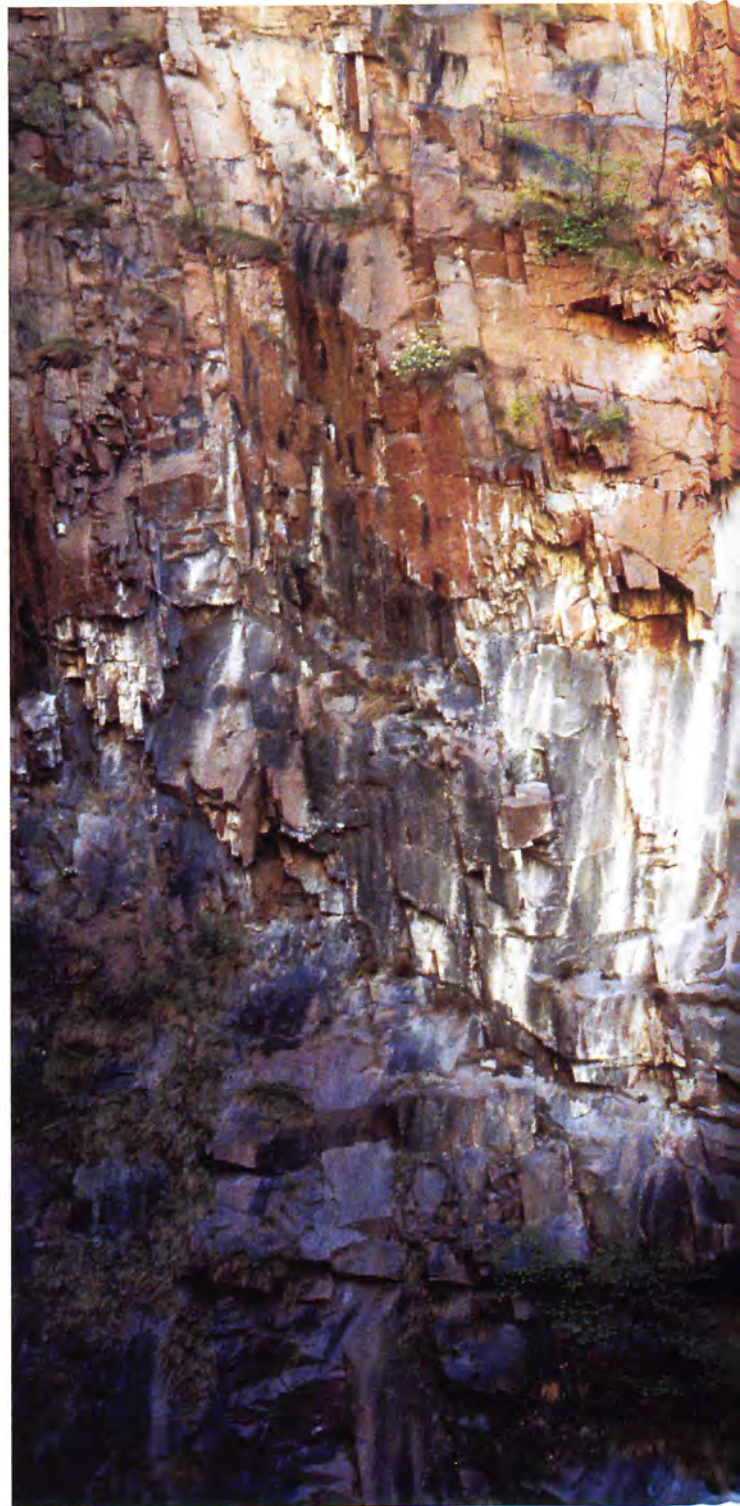
halten. Regenwasser fließt in unterirdische Speicher ab und ist für das Bozner Hochgebiet verloren. Der Ritten gehört zu den wasserärmsten Gegenden des gesamten Alpenraumes. Auch wenn die Schneedauer auf Oberbozen bis zu 90 Tagen beträgt, so fallen die Schneehöhen mit 30 Millimeter Niederschläge pro Wintermonat bescheiden aus und die Südhänge entledigen sich bei Sonnenschein rasch der weißen Pracht.

Um den Signater Kopf gruppieren sich drei größere Weiher, zwei davon sind Stauseen. Mit 250 Meter Länge und 225 Meter Breite hält der Wolfsgrubner See die Spitze. Zweimal wurde er in seiner Geschichte gestaut. Das erste Mal durch eiszeitliches Moränenmaterial, später künstlich durch Menschenhand, um den Wasserspiegel zu heben. Seine Schleusen wurden früher jede Woche für einen Tag geöffnet, um am Eschenbach bis hinab nach Unterinn die Mühlen in Schwung zu versetzen. Der Mitterstieler See, auf 1230 Meter Meereshöhe gelegen, ist wesentlich kleiner und ebenfalls künstlich gestaut. Er bildet ein Wasserreservoir für einige tiefer liegenden Höfe. Der Name der „Schwarzen Lack“ deutet auf ein Kleingewässer hin. Manchmal freundlich „verdeutscht“ ist die Lack als „Schwarzer See“ in das Kartenwerk eingraviert. Anderes Nass sprudelt als Mineralwasser aus der Quelle von Bad Süß (1430 m), reichlich beladen mit Natrium-, Kalium- und Magnesiumsalzen sowie mit Metakieselsäure.

Der Eschenbach grub sich im Oberlauf nur flach in die Hänge ein. Ab Unterinn nimmt das Gefälle des Reliefs zu. Dies führt zu einer verstärkten Tiefenerosion bei größerer Wassersammlung. Im Unterlauf sind deshalb canyonartige Vertiefungen zu entdecken. Steine, vom Porphyry bis zu den Glimmerschiefern werden zu Geröllen verschliffen und in der Tiefe dem Eisack zugeführt. In den Wiesen und Feldern des Oberlaufs säumen Eschen, Erlen und andere Gehölze den Uferbereich und verhindern, dass seine rhythmische Kraft sich zu Mäandern biegt.

Meran, 25. April 2003

Unten: Farbenspiel des Porphyrgesteins in einer Felsenschlucht des Eisacktales.







Markus Mahlknecht

ASKIZ

(germ. = Esche)

oder: Vergangenes rund um den Eschenbach

Wenn die Morgensonne über den Dolomiten aufsteigt, regt sich bewegtes Leben im Eschenbach, der auch in der Nacht vor Rascheln und Knistern kaum zur Ruhe kommt. Wasser rinnt immer noch darin, daran hat sich seit langer Zeit nichts verändert. Gespeist wird er vom Wolfsgrubner See und einigen Nebenbächlein, die manchmal rinnen, manchmal nicht. Das Leben rund um den Eschenbach hat sich eingestellt auf Flutungen, unregelmäßige Wasserstände und den Eingriff des Menschen in einen natürlichen Graben, der allein der Wasserabführung dient. Einige Hofstellen haben sich an den Eschenbach gebunden und durch Wasserzuleitungen eine Nabelschnur, von der sie nicht loskommen, gelegt. Die Namen von Hofstellen wie Ender- und Hiagrkrait, Lanznaster, Troidner (von Troi=Weg?), Pardunger, um nur einige zu nennen, lassen sich mühelos auf rät(=)-romanische Wurzeln zurückverfolgen, andere, wie Steinschmied, Oberhamm, Stiel oder Saggut lassen die Nutzung des Eschenbaches für den Antrieb von Mühlen, Sägen und den davon abhängigen Betrieben erkennen.

Auch zahlreiche Sagen spielen im Gebiet des Eschenbaches, einige Motive lassen sich in das Mittelalter und die Neuzeit stellen, während andere wiederum einen sehr alten Kern enthalten, der sich zum ersten Kontakt von „Heiden“ und frühen Christen stellen lässt. So gibt es eine „Unkatl“, die ohne Kopf und oft nur als Rauch sichtbar ist, oder Waldmenschen, die den Leuten Angst einflößen. Diese Sagenmotive wiederholen sich vielerorts, es ändern sich die Gestalten, aber nur geringfügig, ohne Kopf sind sie oft unsichtbar und furchterregend auch und sie „leben“ in einer Welt, die für sie sehr schwer zu ertragen ist, doch ihre Gelassenheit macht den „normalen“ Menschen schwer zu schaffen, wenn alles schief geht, verschwinden sie und wenn sie verschwinden, dann für immer.

Nicht so mit den archäologischen Hinterlassenschaften: sie bleiben über Jahrtausende im Boden erhalten, seien es Teile von Gefäßen aus Ton, Metalle wie Eisen oder Bronze, Steingeräte oder Knochen, die meist von Speiseresten oder Gräbern stammen. Schlecht erhalten bleiben leider die organischen Teile, wie Holz, Kleidung aus Stoff oder Wolle. Günstige Erhaltungsbedingungen finden sich hier nur in feuchten Böden, wie Mooren oder im Eis, wie der Mann aus dem Eis eindrucksvoll bewiesen hat.

Für den Ritten interessant sind die vielen Moore und Feuchtwiesen, die zum einen Reste von vergangenen Kulturen enthalten können, aber auch für die Analyse von Pollenprofilen geeignet sind. Solche Pollenprofile können für die Vegetations- und Klimageschichte sehr wertvolle Daten liefern.

Ich möchte mich im Folgenden mit den archäologischen Fundplätzen rund um den Eschenbach beschäftigen. Eine zusammenfassende Publikation zur



Links: Der Eschenbach vom Wolfsgruber See bis zu seiner Mündung in der Eisackschlucht. Rechts: Wasserfall im unteren Eschenbachgraben.



Urgeschichte des Rittens ist für den Herbst 2003 geplant, womit ich hier nicht vorgreifen möchte. Vielmehr soll hier das Bild der bewegten Geschichte des Eschenbaches bis in die dunkle Vergangenheit unserer Vorfahren abgerundet werden, eine Geschichte, die sich leider nur mehr mit Funden und Befunden (Mauern, Gruben...) erklären und fassen lässt. Wer die ansonst obligaten Fußnoten vermisst, sei getröstet, am Ende der Ausführungen soll eine Literaturliste die Möglichkeit bieten, besonders Wissensdürstige mit weiterführender Literatur zu versorgen.

Beginnen wir mit dem Pieler-Bühl, der wohl als markanteste Kuppe in Erscheinung tritt. Er befindet sich am südlichen Rand der Siedlungsfläche von Unterinn und wird an der Westseite vom Eschenbachgraben begrenzt. Er erhebt sich bis zu 30 m über dem welligen Gelände der Unterinner Terrassen und ist praktisch nicht zu übersehen. Heute stark bewaldet - wird er in der Vergangenheit wohl nicht gewesen sein, zumindest nicht so dicht. Die Hofnamen um den Pieler-Bühl „Stierl“ und „Haid“ künden von der Bedeutung dieser Gegend als Weideplatz, heute noch liegt am Nordfuß der Kuppe ein großes Futterfeld und trotz den knorrigen Apfelbäumen. Bewegt man sich im Gestrüpp des Föhrenwaldes am Pieler-Bühl, fallen einem Terrassierungen auf, alles ist verwachsen, kaum ein Stein ist zu sehen, nur an der steil abfallenden Südseite kann man den Rest eines Steinwalles erkennen. Man spricht von Funden aus der Bronzezeit und

der Eisenzeit, was nicht verwundert, denn das Umfeld des Bühls eignet sich besonders für den Anbau von Getreide und Früchten, für die Tierhaltung und die Kuppe selbst war ein idealer Siedlungsplatz. Die Versorgung mit Trinkwasser bleibt aber ungelöst, ein kleiner künstlicher Teich am Nordfuß, wie er heute noch zu sehen ist, wäre auch für die Urzeit denkbar. Nun wollen wir absteigen in die dunkle Schlucht des Eschenbaches, besser wohl Eschengraben, die Steilheit ist schlimm, immer wieder zwingt uns eine Geländestufe zu Umwegen, irgendwann steigen wir aus und gelangen über eine Fahrstraße zum Unterwieser Hof. Der Unterwieserkofl liegt nicht weit davon, ihm wurde eine besondere „Ehre“ zuteil.

Tausende von Plastikkisten belagern die Nordwestseite der Kuppe, sie erheben sich bis zu drei Meter hoch und versperren die Ansicht des Kofls, der klein aber sehr schön ist. Die Eiszeitgletscher haben ihm eine leicht nach Südwesten geneigte Felsplatte beschert, ein schwacher Humusbewuchs schützt die Platte vor weiterer Abtragung. Allerdings musste ein Teil des Kofls der Strasse weichen, die sich noch bis zum letzten Hof hinunterschlingelt.

Hier wurden zu verschiedenen Zeiten verschiedene Funde getätigt. Neben einer Klinge aus Stein (Radiolarit, Nordtirol) wurden Keramikscherben verschiedener Zeitepochen aufgelesen, allgemein werden sie in die Bronzezeit, einige auch in die Eisenzeit datiert. Die Steinklinge jedoch zeigt uns eine Begehung in

der Jungsteinzeit an, wobei nicht sicher ist, ob der Kofl auch besiedelt war. Die nordseitig anliegenden Ackerflächen wären für eine „Nahversorgung“ mit Lebensmitteln aber auch für Viehhaltung ausreichend gewesen. Mehrere Reibsteine deuten auf die Verarbeitung von Getreide und Früchten hin, allerdings fehlen die dazugehörigen Unterlagsplatten.

Der Unterwieserkofl steht etwas isoliert am Abgrund zur Eisackschlucht und bereits abseits der großen Siedlungsfläche von Unterinn, weshalb seine Bedeutung auf weiteres unklar bleibt.

Der jungsteinzeitliche Fund vom Unterwieserkofl stellt den ältesten Fund rund um den Eschenbach dar, er zeigt uns eine Begehung des Gebietes bereits vor 5000-6000 Jahren an.

Vom Unterwieser steigen wir nun etwas bergauf zum Vöraner und wagen uns wieder in den Eschenbachgraben. Vorbei an einer verlassenen Mühle steigen wir an der anderen Seite des Grabens aus, wo wir über Felder zur Hofstelle des Lanznasters gelangen. Dieser Hof liegt am Fuße des Schlossbühls von Zwingenstein, den wir als erreicht erachten, als frisch freigeschnittenes Mauerwerk auftaucht. Nun stehen wir im Herzen der urgeschichtlichen Besiedlung rund um Unterinn, rund um den Eschenbach, weiter nördlich liegt entlang der Straße St. Sebastian auf der Weit, das zusammen mit Zwingenstein den wichtigsten Fundort für Unterinn darstellt. Heute noch soll der Wiesensattel unterhalb der kümmerlichen mittelalterlichen Reste „Heiden- oder Judenacker“ heißen,

Links: Pieler-Bühl von Norden

Unten: Zwingenstein nach 700 Jahren



anhand der Funde ist erwiesen, dass hier sicherlich „Heiden“ im christlichen Sinne gelebt und gewirtschaftet haben. Das Gebiet um das Schloss war ein geschlossenes Siedlungs- und Wirtschaftsgebiet, die Menge an Funden aus der älteren und jüngeren Bronzezeit, der Eisen- und Römerzeit zeigen uns ganz klar eine kontinuierliche Nutzung des Gebietes auf. Daneben sind Reste urgeschichtlicher Befestigungen und wohl auch Reste von Hausgrundrissen Indizien für eine weilerartige Siedlungsstruktur, wobei angenommen werden kann, dass ein Großteil des Baumaterials im mittelalterlichen Schloss wiederverwendet wurde.

Angeblich wurden auch einige Keramikfragmente einer jungsteinzeitlichen Kulturgruppe gefunden, deren Vertreter die Angewohnheit hatten, Gefäße mit quadratischem Mundsäum herzustellen, ein Merkmal, das einmalig ist. Besonders schöne Funde datieren in die späte Eisenzeit, dabei handelt es sich um Gewandspangen aus Bronze, sogenannte Fibeln. Münzen aus der Römerzeit, ebenfalls aus Bronze belegen die Aufsuchung in den Jahrhunderten nach der Zeitwende.

Heute durch die Rittner Straße getrennt, liegt 500 m weiter nördlich das Pestkirchlein St. Sebastian auf der Weit. Der Bau der Rittner Straße war es auch, der 1847 ein Gräberfeld aus der Römerzeit ans Tageslicht förderte. Dabei wurden die Reste des verbrannten

Rechts unten: Einsamer Wächter beim Roarer Windspiel - Versuch einer Zähmung?

Unten: Mitterstiller See mit den obersten Höfen von Unterinn.



Leichnams zusammen mit einigen Beigaben in eine Urne gelegt und in der Erde bestattet. Die Beigaben bestehen meist aus einigen Münzen, Eisenmessern, Griffeln und manchmal kann auch wertvolles Glas dabei sein.

Die dazugehörige Siedlung, bekanntlich werden die Toten meist nicht unweit ihres Wohnortes bestattet, muss wohl auf der Weit gelegen haben oder ist im Umfeld von Zwingenstein zu suchen. Möglich wäre auch der Standort des heutigen Unterinn, von wo auch einige römische Münzfunde bekannt sind. Dies würde aber auch bedeuten, dass von dieser Siedlung durch die mittelalterliche und neuzeitliche Überbauung kaum mehr etwas erhalten sein würde, trotzdem sollte man bei Bauarbeiten mit der gebotenen Vorsicht und etwas Aufgeschlossenheit gegenüber alter Bausubstanz vorgehen.

Die Hügelgruppe um St. Sebastian birgt wahrscheinlich noch ein weiteres Geheimnis: der Fund einer eisenzeitlichen Balkenhandmühle, sowie verdächtige Gruben im Gelände, könnten auf eine eisenzeitliche Siedlung hindeuten, die zusammen mit dem Gelände um Zwingenstein eine rätische Siedlungsgemeinschaft gebildet haben könnte. Allerdings bleibt fraglich, ob die Funde von Zwingenstein nicht auch in einen kultischen Zusammenhang gestellt werden können.

Kultisch und geheimnisvoll ragt der Signater Kopf über dem Weiler Eschenbach empor, steil sind seine Felsabstürze und unerreichbar für des Menschen dünne Beine. Will man sich dieser Gegend nähern, so wandert man über den Weiler Eschenbach zum Wolfsgrubner See und von dort südwärts durch dichten Wald bis zum Mitterstieler See. Den Weg dorthin verlässt man besser nicht, zu unübersichtlich ist das Gelände und nach Einbruch der Dunkelheit kann man leicht in eine Wolfsgrube fallen. Erreicht man den fast zugewachsenen See, hat man sonderbares Mauerwerk überschritten, das scheinbar sinnlos einen See umgrenzt. Rund um den See erheben sich bewaldete Hügel, ein Wetterkreuz deutet uns die Sicht nach Unterinn an, zugleich sehen wir die Mauer, die den See staut, der trockene Ritten braucht Staumauern, damit nicht jeder Wassertropfen im rissigen Porphy ver-sickert.

Eine der Kuppen um den Signater Kopf hat einen Namen: der Collnoartl. Diese kegelförmige Kuppe ist das Ziel unseres Streifzuges, die letzten Meter sind gefährlich, mehrere Schürflöcher sollte man vorsichtig umgehen, um einen Beinbruch zu vermeiden. Sie sind es auch, die uns darauf hinweisen, dass wir das Heiligtum erreicht haben. Ein Heiligtum?

Ein heikles Thema, aber wir wollen nicht kneifen und uns die bisherigen Erkenntnisse durch den Kopf gehen lassen. Es wurde einiges geschrieben über den Collnoartl und eines ist sicher: Es handelt sich um einen Brandopferplatz der ausgehenden Bronzezeit und

darauffolgenden Eisenzeit, dem Feuer wurden Gefäße, Teile von Tieren und einzelne Schmuckgegenstände geopfert, der Ablauf der Kulthandlungen ist unbekannt, doch kennen wir Parallelen aus dem griechischen Kulturraum und immer mehr Befunde aus dem Alpenraum lassen langsam ein Bild dieser vergangenen Riten entstehen.

Dass sich Opferplätze gerne in der Nähe von Seen befinden, wir kennen Beispiele im Hochgebirge, so im Sarntal und im Vinschgau, ist ein Faktum, das sich auch am Collnoartl wiederholt. Allerdings scheint sich für den Mitterstieler See ein besonders einzigartiges Merkmal abzuzeichnen: Der See wurde mit einer Mauer eingekreist!? Leider wissen wir nicht mit Sicherheit ob dies mit dem Opferplatz in Zusammenhang steht, aber es wird nun auch in der Fachliteratur angenommen, zumal die Einfriedung einer Wasserstelle mit einer Trockenmauer wohl kaum fortifikatorische Gründe haben kann. Vielleicht lassen sich in Zukunft Wege und Mittel finden, diesem Geheimnis mittels archäologischer Untersuchungen auf den Grund zu gehen. Wir verlassen nun diesen Platz mit dem Gefühl, die Einmaligkeit und den Zauber dieses Platzes nie vergessen zu werden. Erneut durchschreiten wir den Oartlwald Richtung Wolfsgrubner See und steigen ostwärts zu einer Hügelgruppe auf. Kurz vor dem Erreichen der höchsten Erhebung versperrt uns ein mächtiger Steinblock den Weg. Verwundert bleiben wir stehen, erheben unser





*Oben: Kreuz im Dolmen - Steher auf Collnoartl, Signater Köpfl.
Unten rechts: Kultanlage aus neuester Zeit beim Sackerhof in Unterinn.*

Haupt und blicken erstaunt auf ein Steinmonument, das einmalig in Südtirol ist: ein Dolmen, sprich, ein großer Stein, der einen weiteren Stein trägt.

Solche Steindenkmäler sind in Südtirol nicht bekannt, auch hier, am Roarer Windspiel, handelt es sich nicht um einen originalen Dolmen aus der Kupferzeit, sondern um eine Wiedererrichtung aus den 80er Jahren. Allerdings wäre es durchaus möglich, dass der Dolmen in der Vergangenheit bestanden hatte, immerhin wurde es für notwendig erachtet, ein Kreuz in den Steher einzuritzen. Kann der Dolmen auch nicht bis in die Urgeschichte gestellt werden, so ist er doch ein höchst sehenswürdiger Wächter, der für großes Staunen sorgt und zum Innehalten einlädt. Einen Steinwurf weiter östlich liegt die weltabgeschiedene Wallburg Roarer Windspiel, auch Roarer Ort genannt. Von dieser Stelle sind Funde bekannt, die in die Kupferzeit (also doch ein Dolmen?), die mittlere und späte Bronzezeit und in die späte Eisenzeit datieren.

Die Wallburg selbst ist ein mehr oder weniger gegliederter Steinhaufen, der an der höchsten Stelle des Hügels liegt, keine Strukturen mehr erkennen lässt und keine Interpretation zulässt. Am ehesten können wir wieder an einen Kultplatz, ähnlich dem vom Collnoartl denken. Die Funde aus drei verschiedenen Epochen zeigen uns immerhin eine häufige Begehung dieses Platzes auf. Südöstlich darunter dehnt sich der Pirnwold aus, allerdings sind keine Birnenbäume zu sehen, die Herkunft dieses Namens bleibt ein weiteres Geheimnis.

Seien wir doch froh! Es gibt sie noch ,die Geheimnisse, denen man nicht auf die Spur kommen kann. Unsere technologisierte Welt kennt wenige ungelüf-

tete Geheimnisse, zu schnelllebig ist die Zeit, um Rätsel auf Dauer zu bewahren, wir brauchen die Geduld, damit uns die Zeit nicht davonläuft, damit wir am Ball bleiben, der Zug nicht abfährt.

Auch Geschichten sind Geheimnisse, für sie ist heute am wenigsten Platz, zu viele "Storys" werden uns mittels verschiedenster Medien vermittelt. Wir kennen alle nur möglichen Geschichten, Mythen und Märchen aus allen Teilen der Erde, aber unsere Eigenen vergessen wir. Dabei gibt es so viele davon, vieles ist auch niedergeschrieben, aber wichtiger wäre, dass sie weiter erzählt werden. Landschaftsmerkmale wie Bäume, Steine, Täler, Hügel, Bäche und Seen erhielten im Laufe der Geschichte gewisse Bedeutungen, um die dann Geschichten entstanden sind. Diese kurzen, unscheinbar erscheinenden Überlieferungen gehören mit zum Reichtum einer Kulturlandschaft und leben fort in der mündlichen Weitererzählung, sie wachsen durch Übertreibungen, Verwechslungen und Tücken des menschlichen Gedächtnisses.

Die älteren Menschen kennen die meisten dieser Geschichten, pflanzen sie fort, wenn die Nachkommen zuhören und haben die nötige Gelassenheit, dieser geistigen Arbeit einen fruchtbaren Boden zu bereiten. Die Archäologie vermittelt auch einen Anschein dieser unsichtbaren Geheimnisse, versucht mit Fakten ein lebendiges Bild der Welt unserer Vorfahren zu entwerfen, scheitert dann aber bald an den Fesseln der eigenen Methoden. Trotzdem füllt sie eine Lücke – die Faszination von Fundstellen und Funden selbst auf den Laien ist immer wieder beeindruckend, aber sie kann die alte Erzählkultur, die gefährdeter ist als man glaubt, nicht ersetzen.

Auch dieser Beitrag erhebt keineswegs den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, er soll nur einen Versuch darstellen, die scharfen Grenzen zwischen Wissenschaft und Erzählung etwas aufzuweichen, dem Leser einen Anstoß geben, dass Landschaft nicht nur erwandert werden kann, sondern auch zum Zuhören und Zusehen einlädt, einst wohl unbewusste Vorgänge im Leben von Bauern, heute immer mehr der Kommerzialisierung und Vermarktung ausgesetzt. Dabei brauchen wir nur die Ohren zu spitzen, den Blick zu schärfen und schon kann es passieren, dass Askiz, der Geist des Eschenbaches mit neuen Geschichten erscheint, die in uns jenes Gefühl entstehen lassen, das wir nicht beschreiben können.

Weiterführende Literatur:

Demetz, Stefan. Der Collnoartl und der Mitterstieler See ein mehrgliedriges Naturheiligtum am Ritten, in: Zemmer-Plank, Liselotte (Hrsg.), Kult der Vorzeit in den Alpen, Bozen 2002, S. 525 ff.

Egger, Adrian. Prähistorische und römische Siedlungen in Rienz- und Eisacktale, Brixen 1943.

Innerebner, Georg. Die Wallburgen Südtirols, Bd. 3, Eisacktal, Bozner Becken und Unterland, Bozen 1976.

Kaufmann, Günther. Roarer Windspiel, in Vorbereitung.

Kaufmann, Günther. Unterwieser-Kofl, in Vorbereitung.

Oberrauch, Luis. Schriften zur Urgeschichte Südtirols, Arch.-hist. Forsch. Tirol 3, Calliano 1978.

Schubert, Eckehart. Die vor- und frühgeschichtlichen Wallburgen Südtirols, Berichte der röm.germ. Kommission, Mainz 1984.





Hans Wielander

Fernsehen

Berührt man den Bildschirm des Fernseher, springen Funken auf die Finger. Alles knistert. Auch hier, auf dem Ritten, denn es wird bald ein Gewitter geben. Büschelförmiges Leuchten am Gipfelkreuz, an den Felskanten. Blaues, zischendes Licht. Es wird immer stärker. Die Haare sträuben sich. Es ist das Elmsfeuer, auch Eliasfeuer genannt, weil der Prophet Elias in einem Feuerwagen in den Himmel entrückt wurde. Damals, lange vor Christi Geburt, als Elias den einen Gott gepredigt hatte, haben die Menschen auf dem Ritten noch zu Göttern gebetet. Brandopfer haben sie dargebracht, die jungen Menschen sind über das Feuer gesprungen und haben sich geliebt. Nachtfeste wurden gefeiert, auf Rittner Kuppen und auf dem Schlern, der aussieht wie ein mächtiges, ruhendes Rind mit breitem Rücken, der weite Almwiesen trägt, dann aber steil abfällt. Die Santner- und die Euringerspitze sind die Hörner, Dolomitentürme, deren Schatten den Leuten von Kastelruth, Seis und Völs als Sonnenuhr gedient haben. An der Stelle, auf die der Schatten des Santners bei Frühlingsbeginn fällt, steht eine kleine Kirche. Ein Ort heidnischer Sonnenverehrung, er wurde zum christlichen Heiligtum. Riesig ist diese Sonnenuhr, und die Brandopferplätze vom Burgstall und dem Roterdhang auf dem Schlern gehören mit denen auf dem Ritten zu den





höchstgelegenen Kultplätzen im ganzen Alpenraum. Also welches Programm soll eingeschaltet werden? Wollen wir die vielfarbigen Gesteinsschichten der Dolomiten, den Grödner Sandstein oder den vulkanischen Porphyrt des Rittens untersuchen? Sie führen uns noch viel weiter in die Vergangenheit zurück. Millionen von Jahren sind hier ganz selbstverständlich. Und sie selbst, diese Schichten, waren einst Bestandteil anderer Gebirgsstöcke, wurden abgetragen und landeten auf dem Meeresboden, den riesige Kräfte wieder gehoben haben. Versteinerte Muscheln schwimmen noch heute im gelbgrauen Gestein, als wären sie überrascht worden und hätten nicht mehr fliehen können. Der griechische Philosoph Aristoteles glaubte, diese Fossilien seien nicht ganz ausgereifte Tiere, also Lebewesen, die nicht zu ihrem Formziel gelangt sind. Aristoteles dachte noch nicht an die Entwicklung in Jahr-millionen.

Aber schalten wir um in die Gegenwart: Bozen. Dort hängt oft eine graubraune Smoglocke über dem ganzen Talkessel. Man kann kaum etwas erkennen. Bildstörung. Ganz unwirklich schwimmt die Pfarrkirche im Dunstmeer. Die Türmchen des gotischen Turmhelms gleichen den Erdpyramiden auf dem Ritten, deren Schlusssteine wie Kreuzblumen aufsitzen. Vielleicht hat der Erbauer des Bozner Turmes hier einen Zusammenklang versucht. Gotik contra Smog - das ist Bozen aus der Ferne.

Der Ritten ist eine gewellte Hochfläche mit Mulden und Kuppen, geformt von den hier zusammensto-

ßenden Gletscherströmen aus der Eiszeit. Die Dörfer und die Höfe liegen hier nicht in Tälern und an Bergflanken. Alles wölbt sich in den Himmel. Auf dem Ritten gab es früher viele Hexen: von hier aus ritten sie auf ihren Besen bis zum Schlern. Es wird auch von einem Prozeß berichtet, der eine Umkehrung des Gewohnten war: Dabei mußte sich nämlich die Hexe nicht gegen Anschuldigungen verteidigen, nein, sie wollte die Anerkennung erzwingen, daß sie auf ihrem Besen über die Eisack-schlucht fliegen kann.

Jetzt brausen endlose Autokolonnen über die Brenner-Autobahn, in beide Richtungen. Da kommen aus der überlegenen Rittner Distanz die merkwürdigsten Gedanken herangeflogen: Die Summe des Verkehrs, also der hin- und zurückfahrenden Fahrzeuge, ist gleich Null. Wenn alle an ihrem Ausgangsort blieben, wäre das Resultat dasselbe. An einem Beispiel wird das besonders deutlich: Ein Frächter mußte Kartoffeln von München nach Bologna führen. Als Rückfracht hat er aus Bologna Kartoffeln nach München transportiert. Und man sieht auch Züge, vollgeladen mit Autos...von Italien nach Deutschland, von Deutschland nach Italien...

Kreuz und Liebe

Der heilige Nepomuk hält ein Kreuzifix in Händen. Seine Statue steht meist in der Nähe eines gefährlichen Baches. Der Heilige soll gegen Wasser-gefahren schützen. Da der heilige Nepomuk das Beichtge-

Vorhergehende Seiten: Lichtsäule aus roten und weißen Sandsteinquadern; am hohen Pyramidendach kluge Jungfrau, schöne Steinmetzarbeit, entstanden um 1400 (links).

Blick auf die Kirche von Siffian und auf das Schlernegebiet.

Links: Blick über die Dächer der Bozner Altstadt zum Turm der Pfarrkirche, der aus Rittner Sandstein erbaut wurde.

Rechts: Wasserspeier und gotisches Maßwerk am Bozner Dom mit dem filigran durchbrochenen Turmhelm und dem alles beherrschenden Kreuz auf der „Weltkugel“.



heimnis nicht verraten wollte, wurde er in die Moldau gestürzt und so zum Wasserheiligen. Er gilt als besonders treuer Diener der Kirche. Deshalb wird er auch immer im Priesterkleid dargestellt mit einem Kruzifix in der Hand.

Dieses Kruzifix hat ein kleines Kind zu der Äußerung veranlaßt: "Gell Papa, der Heilige schaut so traurig auf das Kreuz, weil der Mann ein bisserl geschlachtet wurde?"

Ein wenig geschlachtet - das Kind kennt nämlich das Leben auf dem Bauernhof, wenngleich die Eltern „unten“ in der Stadt arbeiten. Und es beobachtet alles Geschehen auf dem Hof, eben auch das Schlachten. Deshalb ist die Anwendung des Gesehenen und Erlebten auf den Gekreuzigten ganz natürlich.

Was aber passiert wirklich in der Seele eines Kindes, wenn es diese Darstellungen sieht? Wegkreuze, Kruzifixe ganz allgemein, sind in Tirol auffallend häufig. Protestantische Geister sehen - oder sahen früher - darin eine Abscheulichkeit, eine typisch katholische Übertreibung. Und eine Provokation ist es auch wirklich, zumindest für Außenstehende. Heute denkt man darüber anders, mehr volkskundlich und schätzt die Ausdruckskraft, wie an einem Kunstwerk. Warum stehen Wegkreuze an bestimmten Orten? Fragt man jemand danach, erhält man zur Antwort: „Da war schon immer ein Kreuz!“ Manchmal weiß man sogar, wer es geschnitzt hat. Mancher Christuskopf trägt die Züge eines ganz bestimmten Menschen. Vielleicht jene des Hirten, der ihn geschnitzt hat.

Kreuze hängen natürlich auch in den Stuben der Höfe, im Herrgottswinkel, flankiert von Heiligentafeln und Maiskolben. Bei einem sehr gläubigen Bauern, der in allen Dingen des kirchlichen Lebens auf strengste Einhaltung aller Gebote achtete, baumelte vom Kopf des Gekreuzigten eine merkwürdige Schnur, feingliedrig und hell. Es war nicht der übliche Rosenkranz sondern das Rückgrat einer Schlange, auf das Kreuz?" versuchte ich zu fragen. "Das ist so!" Damit war die Diskussion zu Ende. Über Dinge des Glaubens pflegen Bauern nicht zu reden. Die werden widerspruchslos ausgeführt, überliefert, bewahrt.

Früher hatte man ein völlig anderes Verhältnis zur Natur, auch zu Tieren. Schlangen waren heilig, sie galten als gute Zeichen, als Beschützerinnen des Hofes. Wann früher? Nun, man kann das in volkskundlichen Büchern lesen, in denen diese Symbole untersucht werden. Die Bauern sprechen nicht gerne davon. Irgendwie fühlen sie sich verspottet, weil von Aberglauben die Rede ist. Sie wollen den rechten Glauben haben, so wie ihn der Pfarrer von der Kanzel predigt.

Einer aus der Nachbarschaft oder aus dem eigenen Haus ist Pfarrer geworden, hat studiert, kennt sich in solchen Dingen aus. Und dieser geistliche Herr, auch wenn er kein Bauer ist und anders redet, eben wie ein Studierter, der kennt seine Leute, kennt ihre Gedanken und Ängste. Er zeigt ihnen den richtigen Weg.



Und wenn er auch die Dinge des Aberglaubens nicht völlig verdrängen will und kann, er weiß so viel von leuchtenden Beispielen der Heiligen und der Schrift. Und die Bauern folgen, gehorchen und glauben. Aber Bauern sind vor allem praktische Menschen. Religion ist gut, aber sie muß auch etwas nützen. Wenn schon Christus für uns am Kreuz gestorben ist, wenn schon Gott, der Allmächtige, sich in seinem Sohn geopfert hat, dann wird eben dieser Christus an jenen gefährlichen Stellen aufgestellt, wo sich die Allmacht Gottes wirklich zeigen kann. Zum Beispiel in der Nähe von gefährlichen Muren, Lawinhängen, an unheimlichen Orten.

Aber Wegkreuze stehen auch an Kreuzungen, sollen die Vorbeigehenden mahnen und weisen, zum Verweilen auffordern, zum Gebet. Und so hat jede Zeit ihren besonderen Ausdruck gefunden. Im Barockzeitalter, also vor etwa dreihundert Jahren und noch viel später, hat man Christus als den blutüberströmten Gekreuzigten dargestellt. Jede Wunde sollte den Menschen an das Opfer erinnern, daran, dass der Mensch auf dieser Welt alle Gewalt und alles Unrecht als sein Kreuz auf sich nehmen soll.

Oder hat sich der Bergmensch, der Bergbauer, im Gekreuzigten selbst dargestellt? Als einen, der an den Berg genagelt ist, wie Christus an das Kreuz, schicksalhaft, unentrinnbar?

Zahlreich sind die Bezüge, die der gläubige Mensch zum Kreuz herstellen kann. Trotzdem: welchen Eindruck macht der Gekreuzigte auf Kinder? Wie entwickelt sich ein junger Mensch, also ein Kind, das niemals mit Gewalt konfrontiert wird? Wie wird sich ein Kind verhalten, das ständig das Bild des Gekreuzigten vor sich hat, ständig auch das Schlachten von Tieren, Blut?

Wir stehen alle wie Kinder vor diesem Skandalon, als welches das Kreuz schon immer gegolten hat, wir sind verwirrt, betroffen. Es beleidigt die Seele des Aufgeklärten. Das soll man nicht zeigen, das erzieht zur Grausamkeit. Und tatsächlich entspringen manche Darstellungen einer unverständlichen Sensationslust: Prahlen mit Wunden, mit Schmerz. Masochismus und Sadismus würden die Psychologen sagen. Und dann folgt all die Belehrung eben dieser neuen Prediger, der Psychologen, die sich schon längst für unsere Seele zuständig fühlen.

Der Begründer der Tiefenpsychologie, Sigmund Freud, machte hier auf dem Ritten im Sommer 1911 Urlaub, im Posthotel - heute „Bemelmans“ - in Klo-

benstein. Im Tiroler Urlaub empfing er viele Anregungen für seine völkerkundlichen Betrachtungen zu „Totem und Tabu“ und angeblich auch für die Deutung des berühmten „Ödipus-Komplexes“. Er beobachtete nämlich das Verhalten der Rittner Mütter. Sie zeigten auf den Gekreuzigten und sagten zu den Kindern: „Schau, der Himmeltata!“ Der jüdische Intellektuelle, Arzt und Forscher wunderte sich über diese theologische Ungenauigkeit. Der „Himmeltata“, das ist doch der himmlische Vater? Gekreuzigt aber wurde der Sohn. Der Tiefenpsychologe witterte hier eine Tiroler Urform des - unbewussten - Vatermordes.

Interessant aber ist auch die Beobachtung eines indischen Kunsthistorikers, der sich ebenfalls über die zahlreichen Kreuzigungen und anderen Märtyrerdarstellungen gewundert hat. Warum, fragt er, betont man im Abendland, im christlichen Westen, so ausschließlich nur diese Seite der Sinnlichkeit, nämlich den Sadismus und Masochismus? Eine harte Frage. Er, der Inder, ist es gewohnt, daß auf den Tempeldarstellungen alle Formen der Liebesspiele mit ganz ungebrochener Natürlichkeit dargestellt werden, als Teil religiöser Haltung, ja als Höhepunkt; er, der Inder, der alle Freuden dieser Welt auszukosten gewohnt ist, beschuldigt die Christen, wirft ihnen eine verklemmte, quälerische Sexualität vor.

Aber gehen wir weiter. Auf unserem Weg von Hof zu Hof. Dann begegnet uns auch ein anderes Kreuz, ein völlig in sich gekehrter, verklärter Christus, der nicht das schreiende Leiden, sondern die Überwindung des Leidens darstellt.

Kreuz und Liebe. Wenn man schon als Kind an diese Darstellung gewöhnt wird, passiert etwas Ähnliches wie den Künstlern. Einen nackten Frauen- oder Männerkörper zu beobachten, genau zu zeichnen oder zu malen, wird zum tiefen Erlebnis, für viele zum Höhepunkt künstlerischen Schaffens.

Auch in Unterinn steht ein riesiges Kreuz, mit Brettern eingeschalt, zum Schutz gegen Wind und Wetter. Rechts von Christus die Mutter Maria oder Magdalena, zu seiner Linken Johannes. Sie schauen nicht auf die Wunden, nicht auf den Leichnam ihres Herrn. Es ist der Freund, der Sohn, ein Mensch, den sie lieben. Und nichts kann sie von dieser Liebe abbringen. Und Kinder spielen in der Nähe dieses Kreuzes, auch Bauernkinder. Sie laufen und vergnügen sich, ganz so wie Stadtkinder in einem Spielpark. Als es hier noch Heu gab, als sich die ganze Sorge um diesen wichtigen



Oben: Gepflasterter Hauseingang des Hofes „Mair im Dorf“ in Unterinn.

Links oben: Eingang zum Bühler in Unterinn mit beschützendem Madonnenbild über dem Haustor.

Stoff drehte, diente es auch als christliches Symbol: Das Gras wird geschnitten, wird aufgehängt oder ausgebreitet. Es muß sterben, trocknen, um aufbewahrt werden zu können. Es muß das Vieh des Hofes den Winter über ernähren und dazu beitragen, daß das Leben weiter geht.

So oder ähnlich versteht das Kind auch das Sterben am Kreuz. Und wenn die Menschen auf dem Hof dann schlafen, wacht draußen, zwischen Stadel und Hof, der mächtige Christus. Wenn nach Wolkenbrüchen das Bächlein zum Wildbach anwächst, dann beginnt das Beten. Dann hängt man die Hoffnung ans Kreuz. Ist die Gefahr vorüber - wenn Männer und Frauen wieder aufatmen und die Kinder merken, daß sie nun wieder spielen dürfen -, dann werden frische Blumen ins Kreuz gestellt.

Ihre Kinder, so erklärte eine Bäuerin, brauchen bis zum Alter von vierzehn Jahren nicht zu wissen, dass es zwei Geschlechter gibt. Sie erzählte auch davon, daß sie ihren Fernseher weggeben mußte, weil die ganze Familie durcheinander kam. Die Erwachsenen hätten keine Zeit zum Fernsehen, oder wenn sie sich die Zeit nehmen, brächte es sie um den so notwendigen Schlaf.



Pasta und Sauerkraut

Italiener besuchen gerne das Land als Sommerfrischler, besonders die waldreichen Gegenden, legen Wert auf gutes Essen und auf geselliges Leben. Sie werden als Gäste geschätzt, weil sie großzügig sind, nicht unbedingt nach Billigstunterkünften Ausschau halten. Sie kommen auch im Winter zur Skisaison, werden in ihrer Sprache bedient, auch mit ihrer gewohnten Küche, deren Einfluß bis in den abgelegenen, Berghof zu spüren ist.

Durch die Italiener kam ein breites Spektrum von Gemüsen, auch die Pasta asciutta natürlich. Und die Leute wurden gesünder, wie ein erfahrener Gemeindevarzt mit Anerkennung feststellte.

Die Bergbauern essen grünen Salat als Vorspeise. Er ist selbst auf den höchsten Höfen selbstverständlich und wird, wenn nötig, unter Glasschutz gezogen. Er schmeckt ganz ausgezeichnet, wie auch die Erdäpfel und alles andere, solange nicht künstlich nachgeholfen wird. Aber die Begegnung mit dem Kunstdünger bleibt weder dem Berghof noch selbst den Almern erspart.

Seitdem schauen die Kühe nicht mehr so glücklich drein. Früher mußten die Speisen lange aufbewahrt werden. Auch durch bewährte Techniken konnte nicht vermieden werden, daß die Lebensmittel verderben.

Da sie trotzdem gegessen wurden, erkrankten und starben viele Leute. Aus älteren Bevölkerungsstatistiken kann dieser Zusammenhang abgeleitet werden. Ganz wichtig war und ist als Vitaminträger das Kraut, das in Fässer eingemacht wird und das ganze Jahr über zur Verfügung steht. Auf das oben offene Krautfaß wird ein runder Stein gelegt, der das frische Kraut anschwert und den Saft langsam herauspreßt. Die ganze Familie verschwindet von Zeit zu Zeit im Keller, um den Krautsaft zu trinken, der vor allem gesund ist.

Wegkreuz in Unterinn mit schiefe INRI - Schriftband, Brandwunden durch die Sonne, aber gepflegt mit „Brennender Liebe“.

Die armen Seelen

Daß ein Krautstein nicht nur dazu dienen muß, den Saft aus dem Kraut zu pressen, sondern auch höheren Zwecken dienen kann, verrät eine Begebenheit, die von Grabsteinen handelt.

Bergfriedhöfe waren früher sehr schlicht. Nur die reicheren Bauernfamilien leisteten sich ein schmiedeeisernes Kreuz. Marmorsteine waren den Herrschaften vorbehalten, zu denen auch die Geistlichen gehörten. Heute bemüht man sich wieder, die Bergfriedhöfe in diesem Sinn zu gestalten und auf Marmorsteine zu verzichten. Das gefällt nicht allen, und niemand will sich auf diesem Gebiet dreinreden lassen. Es gibt Streit, Gemeinderat und Friedhofskommission werden bemüht, Kunstgutachten eingeholt, Musterfriedhöfe gezeigt. Die Auseinandersetzung ist jedoch nicht neu; schon vor Jahrzehnten hat man sich darüber den Kopf zerbrochen. Früher hat's g'heißen: A Kreuz aufs Grob und in der Kirch' a große Feierlichkeit für die arme Seel'! Jetzt heißt's: Schwaart's ihn lei gut obi mit an großen Stoan wie's neie Kraut, dass er nimmer außer kann, nacher g' langt a Messl aa!"

Es wird hier also angedeutet, dass der Tote, mit einem Marmorstein angeschwert, nicht mehr so leicht wiederkommt. Der Bauer beklagt aber gleichzeitig, daß man es sich damit leichter machen und nicht mehr für die Verstorbenen beten will.

Die Verstorbenen schwinden aber nicht aus der Gemeinschaft der Gläubigen. Sie leben weiter. Und wenn irgendwo öfter ein Lichtlein gesehen wird, dann weiß man, daß sich hier eine arme Seele anmeldet und die Lebenden anfleht, etwas für sie zu tun. Die "armen Seelen" darf man nie vergessen. Wer dies missachtet, kann sich auf die unangenehmsten Begegnungen gefasst machen. Das Gebet für sie ist selbstverständlich, gehört zum Zentrum bäuerlicher Religiosität.



Die Erdtürme des Rittens sind Lebewesen besonderer Art, verletzlich, erstaunlich, Zeugen der Vergänglichkeit und Schönheit.

Erinnerungen



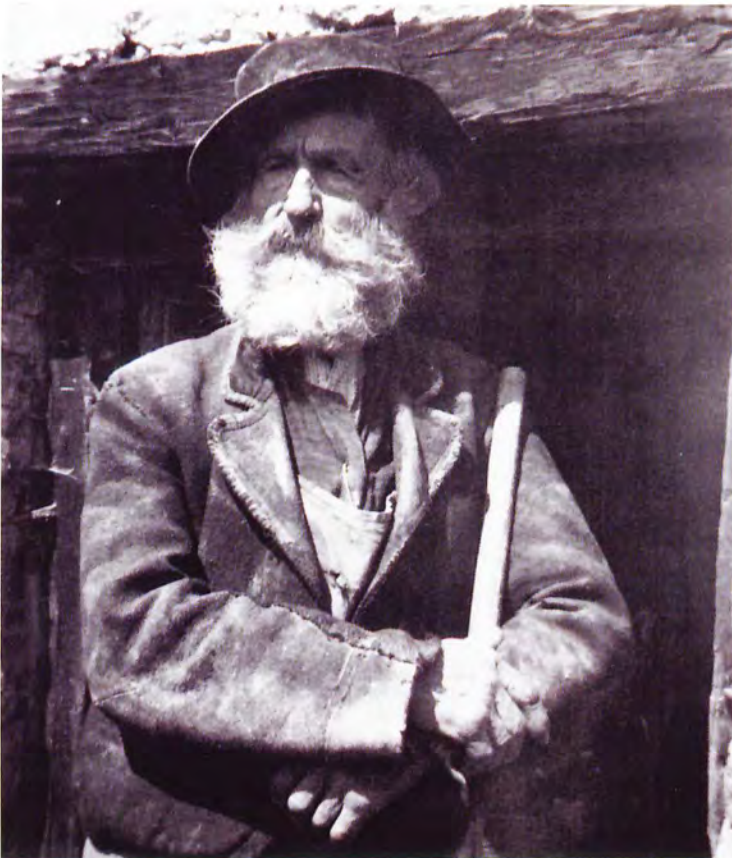
Links: Die Frau in der Mitte mit dem Hund ist die Großmutter der Martha vom Egarterwirt in Mittelberg. Links von ihr Frau Kröss, die Hebamme, im Vordergrund die Nachbarskinder vom Hinteren Egartner Katharina und Johann, barfuß, in früheren Zeit eine Selbstverständlichkeit.

Rechts: Dieses Bild machte der Familienfreund Gerald Mair - noch immer Oberinnehmer/Wolfsgrubner Sommerfrischler. Das Bild zeigt die Großeltern Niederstätter und die Enkelinnen Christine und Maria. Der Gerald, der Fotograf dieses Bildes, erinnert sich, die noch kleine Maria auf dem Arm getragen zu haben.

Links unten: "Pfarrer am Stein" oder „Der Steinpfarer-Müller“ in Eschenbach, Aufnahme von Hugo Atzwanger aus dem Jahre 1941.

Unten Mitte: Schafschur in Unterinn, Aufnahme von Gerald Mair, ungefähr 1970.

Unten rechts: Der alte Fasegger in Gasters, hier als Kastanienhändler. Als fast Neunzig-jähriger wurde er gefragt, wie es mit den Frauen wäre. "Ja wenn i a junge hätt, tät i's schon probieren!" Aufnahme von Gerald Mair, ungefähr 1970.







Moidi Maria Paregger-Risé

Sagen und Geschichten von der “Eschenwercher” Halde in Unterinn¹

In der Zeit, als die Menschen noch Ehrfurcht empfanden vor den Kräften der Natur, stand auf der Weit in Unterinn, da, wo jetzt das Stephanskirchlein steht, vorzeiten eine Lärche, höher als die gewöhnlichen, unten bloss mit zwei Ästen, die sich kreuzförmig auseinanderstreckten, oben aber mit lauter Kränzen um den Stamm herum. Das Volk hielt den Baum für “unheimlich”.²

Auch oben im “Kaseracker” bei Wolfsgruben stand eine uralte Lärche³, die von den Bauern als heiliger Baum verehrt wurde. Sie hatte unten keine Äste mehr, weiter oben lauter buschige Kränze um den Stamm. Der Baum stand oft im Feuer, und doch brannte er nicht. Wenn er ächzte, hörte man Stimmen aus ihm.⁴ Diese zwei heiligen Bäume sind ein Teil eines viel umfangreicheren Mythos der Eschenbacher Halde, bei dem neben den Sagen von den wilden Frauen und Männern, die Erlösungssagen eine zentrale Stelle einnehmen. Geschichtlichen Wert haben die Sagen, die von den Heiden und ihrem Kampf mit dem Christentum erzählen, das laut Sage mit Hilfe eines Vogels und zwei Stieren, den Sieg auch über die Pest erringt. So erzählen die Leute in Eschenbach, dass in den



Waldgründen ober dem Steinpfarrerhof auf der Eschenbacher Halde, die "seligen Leut" wohnen. Es sind dies die Wilden Frauen, die von den Kräften der Natur wissen, den Bauern gute Ratschläge geben, für ein gutes Gedeihen in Stall und Feld sorgen, und sich mit ihnen auch ehelich verbinden, solange ihr Name oder ihre Herkunft geheim bleiben. Wird das Tabu gebrochen, kehren sie für immer in die Wildnis zurück. Über dieses Geheimnis des Namens,⁵ wusste Katharina Paregger, meine Grossmutter, ihrer Tochter Elfriede Paregger sogar ein Sprüchlein zu erzählen:

"Wille, Wille, weiss,
der Numen preiss,
über Bäch und über Länd,
wo mi niemand kennt."⁶

So erzählt man, dass eine selige Dirn sich auf dem Pfarrer in Stein verdingte⁷, und ihn immer mahnte, wens an der Zeit war zu säen, oder, dass die Saligen dort oben oft von den benachbarten Bauersleuten Lebensmittel liehen und sie voll Unrath wieder zurückstellten. Auf die Frage nach dem Grunde sagten sie, dass der Unrath den die Bauersleute bei der Arbeit nach dem Feierabend machten, in ihre Nahrungsmittel falle.⁸

Auf die Erhaltung des Waldbestandes achtete auch der wilde Mann. Ein alter Bauer auf der Sulz bei Unterinn ging einmal "Hasen luegen". Er streute Blätter und steckte Zweige auf, als auf einmal ein wilder Waldmensch, zottig wie ein Bär, mit drohender Gebärde auf ihn zuging und ihn anbrüllte, was er da ma-

che. Auf die Antwort des Sulzners, dass er Hasen luege, entfernte sich der Wilde mit den Worten: "Wenn du etwas anderes geluegt hättest, würde ich dich in Stücke zerreißen."⁹

Vor uralten Zeiten hauste in der Girstenmühle eine Bäuerin, welche von einen wilden Mann und einer jungen Sennerin abstammte. Grossgeworden heiratete sie den Girstner, der sie trotz Behaarung und Wildheit der Dirne beehrte. Sie wurde zwar ein braves Bauernweib, allein stärker als andere zog es sie zeit lebens zum Walde hin.¹⁰

Neben diesen Sagen über Baum - und Waldkultus, sammelte, der wohl grösste Sagensammler Tirols, vom Ritten, und besonders von Eschenbach, auch tiefgründige Erlösungssagen¹¹.

So darf man keine Furcht haben, und nicht einen fussbreit von der Stelle weichen, wenn man die Spinnerin von Eschenbach erlösen will, die bis heute noch einen in den Eschenbacher Erdengrund vergrabenen Schatz behüten muss. Um dessen Erlösung bemühte sich einst der Messner von St. Sebastian, der an einem herrlichen Spätsommerabend nach dem Betläuten ein eisgraues Weiblein mit einem Spinnrocken auf der Steinbank vor dem Kirchlein sitzen sah, sie anredete und fragte, warum sie in der kühlen Abendluft da spinne. Da sie auf Erlösung harrete, versprach der Messner sie zu erlösen und dass er die Prüfung willig über sich ergehen lassen würde.

Da wurde es auf einmal finster und unheimlich.¹² Die Erde zitterte und tat sich auseinander, und gespenstige Reiter entstiegen dem Boden. Mit wildem Geschrei sprengten sie, ihre Schwerter zu grimmigen





*Vorhergehende Seiten: links Wald bei Collnoartl.
Rechts „Salige“ Rittnerinnen.*

*Unten links und rechts:
Prozessionen zur Sebastiankirche in Eschenbach*

Streichen ausholend, wie die Teufel auf den armen Messner los. Aber der hielt stand, und ihr Wüten war vergeblich. Kaum waren sie vorüber, da schienen die Berge zu wanken, in den Schluchten heulte der Sturm, vom "Collnoartl" rollten Felsmassen, und Wasserbäche schoben sie vor sich her. Der Messner stand inmitten der Fluten, die von oben herabschossen, und trotzte den steinernen Ungethümen. Aber als es stärker zu strömen begann und den Messner in rasendem Wirbel mit forttriss, und wie nun gar ein riesiger Felsblock sich aus dem Boden hob und ihn zu zermalmen drohte, da entsank ihm der Muth, er rannte aus dem Getümmel und klammerte sich an das nahe stehende Bildstöcklein, das ober dem Kropalterhof steht. Jetzt hörte das Toben auf, der Sturm legte sich. Wo das Weiblein gesponnen hatte, stand aber eine Jungfrau in strahlender Schönheit, und weinte und klagte. "O weh", ruft sie, "du hast mich nicht erlöst; der Schatz ist verloren, nun muss ich wieder hundert Jahre leiden." Darauf verschwand sie in der Tiefe.¹³ Auch ein beim Lanznaster bedienstetes Hirtenmädchen konnte eine dreifache Probe mit drei Würmern, die ihr von einer wunderschönen Frau aus dem Zwingensteinschlosshügel aufgetragen wurde, nicht bestehen. "Erschrick nicht", hatte die schöne Frau gesagt, "denn keiner der Würmer darf dir ein Leid antun". Als sich ihr aber im unterirdischen Gang die dritte Schlange um den Hals legte, ward sie vom Schrecken erfasst, und obwohl im Hintergrunde, in einem weiten, wunderbar erleuchteten Gemache die schöne Frau sich zeigte und ihr zuwinkte, kehrte die Hirtin doch um und lief den Gang wieder hinaus und



den Hügel hinab zum Lanznaster. Einige Tage darauf, als das Mädchen noch einmal die Schafe gegen die Burg hinauf hütete, kam die Frau aus dem Berge hervor, und Tränen perlten über ihre Wangen. „Du hast mir übel gelohnt“, sagte sie, nun muss ich wieder 100 Jahre im Berge wohnen. „Bleib gut und fromm“, sprach sie weiter, „und gedenke mein! Denn nur ein Mann aus deinem Stamme kann mich nunmehr erlösen. Sieh diesen Stein“, - dabei setzte sie sich auf einen grossen Felsblock - aus dem wird ein Baum hervorwachsen. Ist er gross genug, so soll man ihn herausziehen, doch darf man ihn beileibe nicht umhauen. Aus seinem Holz wird eine Wiege gezimmert werden für jenes Kind, das, zum Manne herangewachsen, mich erlösen wird.“ Nach diesen Worten verschwand die Frau und ließ sich nie mehr sehen.¹⁴ Von geschenkten Schätzen erzählt folgende Sage. Als einmal zwei Schwestern von Platten her, ins „Lichttale“ gelangten, wo mans in Eschenbach heisst, und wo es von alters her nicht recht geheuer ist, lagen da auf dem Boden glühende Kohlen in grosser Zahl, reihenweise gelegt, die eine hinter der anderen. Weil aber die Kohlen so wunderschön funkelten, fasste sich die eine ein Herz und griff die Hinterste an, und sie brannte nicht. Da las sie etliche von den glänzenden Stücken auf, und steckte sie in den Sack, wo der geweihte Rosenkranz lag. Die andere getraute sich keine anzurühren. Die Kohlen im Sack wurden unterwegs immer schwerer. Daheim angekommen, ent-



rollten dem Sack lauter Goldklumpen, dass es nur so funkelte:¹⁵ Grosszügig wie die Natur, sind auch die Lichtelfen im Eschenbachtal, wenn ein guter Mensch ihr Geschenk annimmt.¹⁶

Ganz anderer Herkunft ist der Schatz, der noch jetzt in den unterirdischen Gängen, die vom Sulzneracke bis zum Weitner Schloss führten und in denen die wilden Männer hausten.¹⁷

Dieser Schatz stammt noch vom letzten Heidenfürst, der mit seinen wilden Männern auf Zwingenstein lebte. Er war ein überaus gewaltiger Mann, riesengross und von übermenschlicher Körperkraft und stand mit übernatürlichen Kräften im Bunde und hatte die Wölfe und Drachen auf dem Collnoartl sich dienstbar gemacht. Nebst einem Geier, der ihm alles herschaffte, was er wünschte, hatte dieser Heidenfürst auch einen Raben, der menschlichen Verstand besass und auch die menschliche Sprache redete. Ihm war aus der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft alles kund. Ihm öffnete sich jedes Schloss und jede Truhe. Alles Gold und Silber das er „raubte“, fiel dem Heiden zu.

Nun hatten auch die Christen einen gewaltigen Herzog, aus Riesengeschlecht, der hatte den Sitz oben an der alten Strasse aufgeschlagen, wo es heute noch „in der Sulz heisst“, weswegen er noch heute als der „alte Sulzner“ benannt wird. Die Angriffe der Christen gegen die Heiden war sehr heftig, und die Weitner Bühel tranken das Blut zahlreicher erschlagener Heiden, weshalb die Umgebung des Weitner Kirchleins noch gegenwärtig der Heidenfreithof, und der Hügel der Heidenbühel heisst. Die letzten Heiden flohen durch einen unterirdischen Gang hinauf bis zum jetzigen Steinpfarrerhof und setzten sich auf dem Collnoartl, wie auch in den unzugänglichen Felswänden an dessen Abhang wieder fest.

Einmal schauten zwei Wilde beim Lanznaster zum Fenster hinein und baten um etliche Kiachln, weil solche gerade gebacken wurden. Die hartherzige Bäuerin aber reichte den Krapfen mit dem heissen Küchelspieß zum Fenster hinaus und verbrannte sie. Davon ergrimmt, schrien die wilden Männer auf sieben mal sieben Menschenalter Fluch und Wehe über das Haus, und so kam es auch.¹⁸

Wilder Grimm hatte damals den Heidenfürst erfasst. Wer nach dem Betläuten aus dem Haus ging, kehrte sicher nicht mehr zurück, wenn „der Wilde“ in der Nähe war. Er lebte mit einem gewaltigen Wurm in den völlig unnahbaren Felsklüften der Partschuner Wände ober der Weit. Von dort riss er Bäume aus und warf sie den Berg hinab, den Bauern trug er die Hausdächer fort.

Das unschuldige Völklein der seligen Frauen war genötigt, die Gegend zu verlassen, denn diese fing der Jäger lebendig und schleppte sie dem Wurm zum Frasse ins Felsenloch.

Eine solche Dirn wurde vom wilden Mann in zwei Hälften zerrissen. Die eine Hälfte nahm der Jäger mit sich, die andere Hälfte nagelte er an die Tür des Hauses, wo sie in Dienst gewesen, denn das kecke aber wohl unreife Büblein des Bauern hatte durch das Fenster hinaus dem wilden Jäger zugerufen: „mir a mei Stuck!“

Es war wieder der alte Sulzner, der dem Drachen den Kopf abschlug, und dem Wilden den scharfen Pfeil mitten durchs Herz schoss.

Ein Blutstrom rann den Berg hinab, allein der Heide lehnte sich an die Steinwand, und nur halb in die Knie gesunken, schloss er seine Augen. In späterer Zeit sah der alte Sulzner abends noch einen schwar-

zen Stier draussen herumspringen und “billeln”, als ob er die anderen Stiere aus dem Stalle locken wollte. Er sei dann wieder in den unterirdischen Gängen verschwunden.

Der Trogerin erschien er als vornehmer Ritter auf schneeweißem Ross, der vom Weg ab nur so über Stock und Block und durchs Gestreu auf dem Weitner Hügel sprang und dort wieder zu einem Licht wurde, das langsam langsam erlosch.¹⁹

Andere Leute sahen ihn als baumlangen Mann, der auf einem Rosse reitete, das Feuer schnappte, dass aus den Nüstern die hellen Funken stiebten. Er reite gewöhnlich oben über die Schien herüber und sodann bergab, und verschwinde dann wieder.²⁰



Links: Die Schönheit der Lilien hat es bereits den Ägyptern angetan, im Christentum wird sie zum Symbol der Reinheit und Unschuld und der Jungfräulichkeit. Deshalb trägt der Engel Gabriel, der Maria die Empfängnis ankündigt, einen Lilienstengel. In der Bergpredigt wird auf die Lilien des Feldes hingewiesen, die nicht arbeiten und nicht spinnen und trotzdem so schön sind.

Rechts: Frauenfigur aus einer barocken Kreuzesgruppe beim Bühlerhof in Unterinn. Linderung der Qualen des Gekreuzigten mit einem feuchten Tuch.



Auf eben dem Weitner Hügel steht jetzt noch das Sebastiankirchlein, und das kam so: als die Unterinner gegen die "Pfeile Gottes"²¹ - so nannte man damals auch die Pest - das Pestkirchlein St. Sebastian nach dem Maurerhof auf der Weit bauen wollten, wo das Wässerlein aufsprudelt, da wollte es ihn nicht gelingen: das Beil drang in ihr Fleisch, statt in den Baum. Da kam ein fremdartig buntfarbened Vöglein, fasste mit dem Schnabel die blutigen Holzspäne, und trug sie auf den Weitner Hügel. Als auch die zwei Stiere, die noch kein Joch getragen hatten, das vorhandene Gebälk von allein dorthinzogen, wussten die Werkleute, wo der Heilige sein Kirchlein wollte, und die Pest machte auch beim Steinpfarrerhof oben halt.²²

Das sind einige der Geschichten, die man früher auf der Eschenbacher Halde erzählte - der Mythos dieser Gegend. Über die Zukunft der Eschenbacher Halde prophezeite ein weissagendes Weiblein, das früher zu Unterinn lebte und das man die Fiegl Barbl nannte. Sie sagte damals voraus, dass eine Zeit kommen werde, in welcher man in dieser Gegend ohne Ross fährt und von den Bäumen die Wipfel abhaut, und dafür neue einsetzt.²³

Und einige Menschen fragen sich, wo man heute die Kobolde, Unkateln, und Gespenster vom Dornacher, Pfarrer im Stein und anderen Höfen²⁴ noch wahrnehmen kann. Wo hört man sie noch rumpeln und poltern? In Haus und Stadel? In unseren Träumen? In unserer Seele?

Links: St. Sebastian in Eschenbach, bereits 1080 bezeugt. Die um 1300 erbaute Kirche auf dem glazial geschliffenen Felshügel zeigt eine interessante Übergangsform zwischen romanischer und gotischer Bauweise.

Rechts: „Salige“ Frauen aus unserer Zeit auf dem Collnoartl hoch über dem Dorf Unterinn. Es ist ein Aussichtsberg, ein Ort der Kraft, der Erkenntnis und - biblisch gesprochen - ein Ort der Verklärung.

1 Paregger-Complojer Elfriede, Dorfbuch von Unterinn, Bd.1, S.99, einsichtbar bei Rudolf Maria Complojer in Unterinn

2 Wer den Begriff "unheimlich" in den heidnischen Religionen vertiefen will, schaue bei: Otto Rudolf, Das Heilige, Kap.4: Mysterium Tremendum, S.13-39, München 1987

3 Heyl Adolf, Volkssagen aus Tirol, Heilige Bäume, Nr.66 S. 248, Bozen 1989

4 Mannhardt Wilhelm, Baum- und Feldkulte, Die Baumseele: Baum als Sitz der Seele, Wohnsitz von Elfen und Schutzgeistern, Kap1, S.5, Darmstadt 1963

5 Wer über das Namensgeheimnis und den Mythos der "Saligen" mehr erfahren möchte, schaue bei: Rise' Claudio, Paregger Moidi, Donne Selvatiche, forza e mistero del femminile, Milano 2002

6 Eine historische Interpretation erfragte Elfriede Paregger Complojer, und zwar, dass am Ritten zwei sich feindlich gegenüberstehende Stämme wohnten. Der Finsterbach zwischen Mittelberg und Lengmoos bildete die Grenze. Auf "unserer" Seite lebten wilde, bartige Männer, die aber als gute Schmiede und Kohlebrenner bekannt waren, von denen die letzten am Oartl gelebt haben sollen. Mädchen, die vom östlichen Stamm heimlich "geholt" und geheiratet wurden, rannten auf und davon, und liessen Mann und Kinder zurück, wenn Namen und Herkunft ans Tageslicht kamen, denn sonst wäre es ihnen nicht gut ergangen. Dorfbuch von Unterinn, Bd.2,S. 4

7 "Pfarrer" bedeutet einen eingezeunten Grund, wo das Vieh weidet: Paregger-Complojer Elfriede, Dorfbuch von Unterinn, Bd. 1,S. 119

8 Heyl A., Die seligen Leute Nr. 88, S. 273

9 Heyl A., Der wilde Mann zu Sulz, Nr. 49 S. 235

10 Heyl.A., Die wilde Bäuerin in der Gerstenmühle, Nr. 48,S.235

11 Eine psychoanalytische Interpretation über die Erlösungssage gibt uns Isler Gotthilf, in: Die Erlösung des Weiblichen in Alpensagen, eine psychologische Skizze, Terra plana 44/1982 (Verlag Terra plana 8887 Mels

12 Siehe Note 2

13 Heyl A., Die Spinnerin von Eschenbach, Nr.70,S.255

14 Nach Ignaz Zingerle deutet diese spinnende Frau auf die "Berchta", in Anmerkung zur Sage 45 und 46, S.596, Sagen aus Tirol, Innsbruck 1891. Sie ist eine altgermanische Göttin, die auch in den Volkssagen auftritt. (laut einigen Leuten auch auf Eschenbach) Die hässliche und schöne, gute und böse Herrin der Spinnerinnen, die am Berchtatag, den 5. Januar mit der wilden Jagd vorbeirauscht, und wehe der Spinnerin die an diesen Tag spinnt.

15 Heyl A., Vom Schatz auf Zwingenstein, Nr.68,S.249: In den Anmerkungen auf Seite 723 schreibt Heyl, dass, wie die altgermanische Goettin Holda in den Berg gebannt ist, so sind es in den Sagen weisse und schöne Frauen, halbgöttliche Wesen, die den Sterblichen noch zu Zeiten sichtbar wurden.

16 Heyl A.,Die Goldkohlen,Nr.71,S.256

17 Mannhardt Wilhelm,Baum-und Feldkulte,Bd.2,S.205,Kap.3,Die wilden Leute der antiken Sage,Darmstadt 1963

18 Heyl A. Der Schatz im Sulzneracker,Nr.73,S.258

19 Atti del convegno di Belluno(27 ottobre 2001)La montagna e l'ospitalita',Claudio Rise' e Moidi Paregger:montagna,ospitalita',dono nelle saghe alpine della Donna Selvatica,Casalecchio 2003

20 A. Heyl erinnert hier an Wotan, den gespenstigen Reiter und wütenden Sturmgott. Der starke Sulzner, selbst ein Bauer, sei dem Blitz-und Donnergott Thor, Gott der Fruchtbarkeit ähnlich:in Anmerkungen Nr.52,S. 721, Volkssagen aus Tirol, Bozen 1989...Das Bild vom Licht, das langsam ausgeht stellt wohl den Geist Wotans dar, der in der christlichen Zeit erlöscht.

21 Heyl Adolf, Von den letzten Heiden und wilden Männern auf dem Ritten, Nr.52,S.236

22 Hanns Bächtold Stäubli,Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens,Bd.9,S.399,Berlin 2000

23 Heyl Adolf, Volkssagen aus Tirol, Das Pestkirchlein St.Sebastian auf der Weit,Nr.1,S.196

24 Heyl Adolf,Die Prophetin,Nr.86,S.272

25 Heyl Adolf, Von den Unkateln in Dornach,Nr.36,S.225, Der Kobold ohne Kopf,Nr.228,S.228.





Für die Herstellung von Rädern eignete sich am besten lang gelagertes Nussholz. Aber gerade an dieser Holzsorte mangelte es manchmal, denn Nussholz war auch für andere Arbeiten sehr begehrt, so dass für das Rad oft Steinbuch, Kirsche, Ulme, Birke und andere Holzarten Verwendung fanden.



So mancher Roderer hatte es sich genauestens ausgetüftelt, welche Holzart für welchen Teil des Rades Verwendung finden musste; andere Rädermacher vermieden es tunlichst, verschiedene Holzarten für das Rad zu verwenden.

Ganz abgesehen von der Holzart war es in vergangener Zeit nicht unwichtig, ob das zur Verarbeitung verwendete Holz an einem "Schwendtag" gefällt worden war oder nicht. Ebenso galt es zumindest als leichtsinnig, bei der Schlägerung Mondlicht, Sternbild und "Schwendstunden" missachtet zu haben, was allerdings nur selten oder versehentlich vorkam.



Als "Schwendtage" galten vor allem alle Dienstage und Donnerstage, aber auch ganz bestimmte Tage und sogar Stunden im Verlauf des Jahres. An solchen Tagen sollte man besser viele Arbeiten gar nicht verrichten, denn es würde nichts Gutes daraus.

(Nach Hans Glaser: "Hölzerne Fahrzeuge auf holprigen Wegen")

Alois Niederstätter der „Roderer“

Im Frühjahr 2001 war Alois Niederstätter, gelernter Wagenbauer und Rädermacher aus Unterinn, in Vorbereitung einer Ausstellung seines Handwerkes, die im Rahmen der "Rittner Essen und Kultur - Wochen" im Restaurant "Am Wolfgrubnersee" geplant war. Seine Tochter Christine und deren Mann Giovanni Disegna beauftragten mich, den fotografischen Teil dafür zu übernehmen.

Einmal sollte ich die Atmosphäre im Dachboden der Werkstatt einfangen, die bisher als Magazin für die alten Wägen und Werkstücke diente.

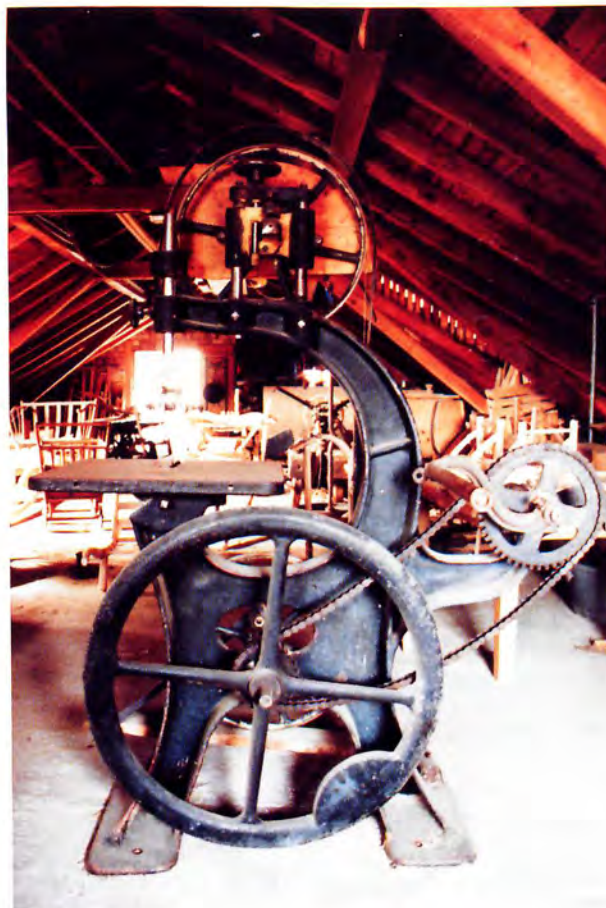
Sie sollten nach Fertigstellung des in Bau befindlichen Ausstellungsraumes der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden .

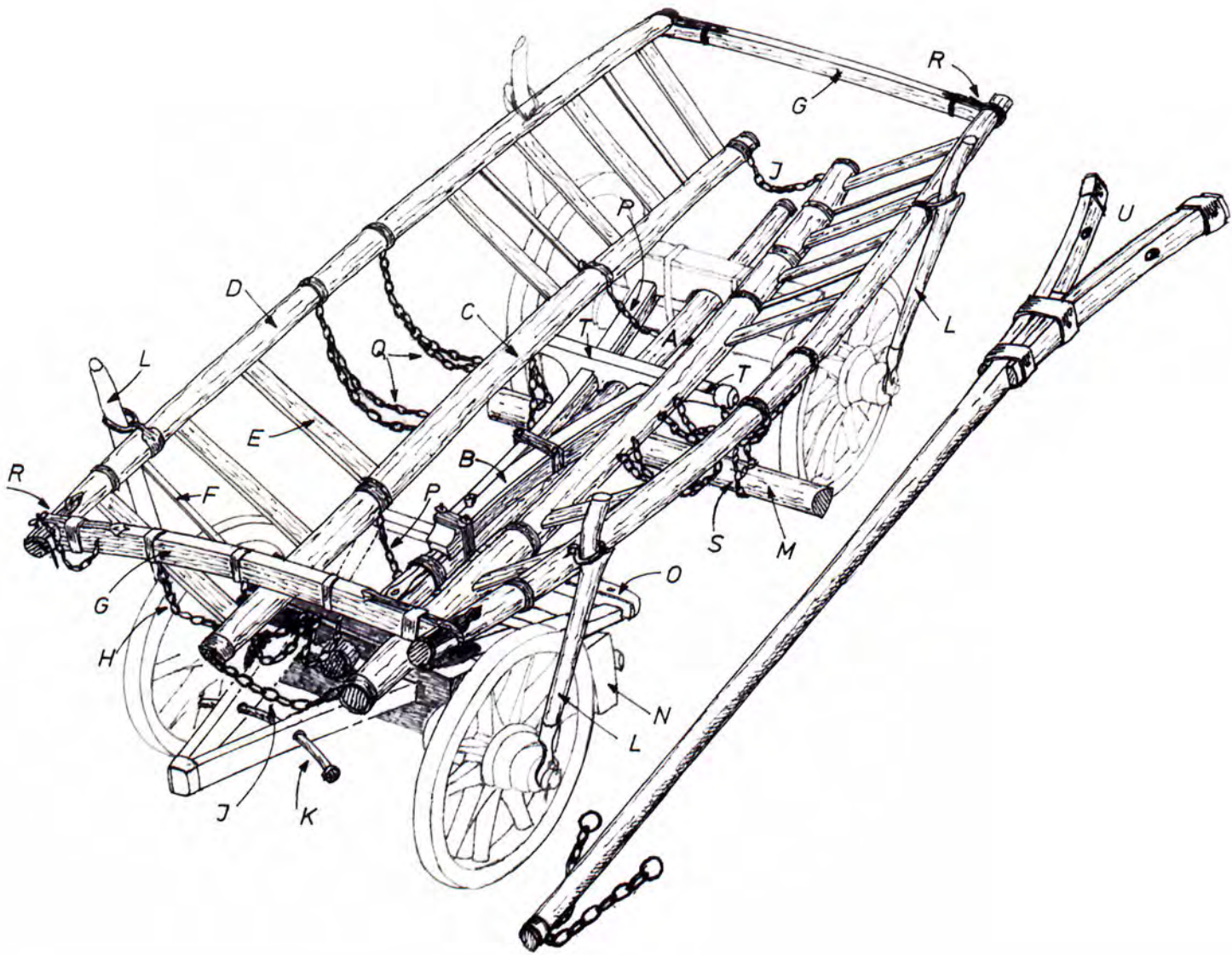
Weiters sollte ich den Arbeitsvorgang bei der Produktion eines Wagens dokumentieren, den Herr Niederstätter eigens für die Ausstellung anfertigte und, wie seine Frau bemerkte, "ohne Zeichnungen, Pläne oder sonstige Unterlagen ausführte, obwohl er seit 40 Jahren dieses inzwischen ausgestorbene Handwerk nicht mehr praktizierte ", da die motorisierten Fahrzeuge immer mehr die Wägen aus Holz verdrängt haben.

Nur mitunter tritt noch jemand mit der Bitte an Herrn Niederstätter heran, einen alten Wagen zu reparieren, "so lange er noch lebe" (denn Herr Niederstätter wurde im Mai 2001 achtzig), wie ein Bekannter meinte, der während meiner Fotoarbeit in der Werkstatt vorbeischaute.

Die folgenden Fotografien entstanden im Laufe mehrerer Treffen mit Herrn Niederstätter von März bis April 2001 in seiner Werkstatt beim Girst unterhalb des Wolfgrubnersees und wurden zusammen mit Werkstücken des Wagnermeisters vom 17. Juni bis 6. Juli 2001 im Restaurant "Am Wolfgrubner See" ausgestellt. Seit Sommer 2001 sind sie im Ausstellungsraum im Erdgeschoss der Wagnerwerkstätte der Öffentlichkeit zugänglich.

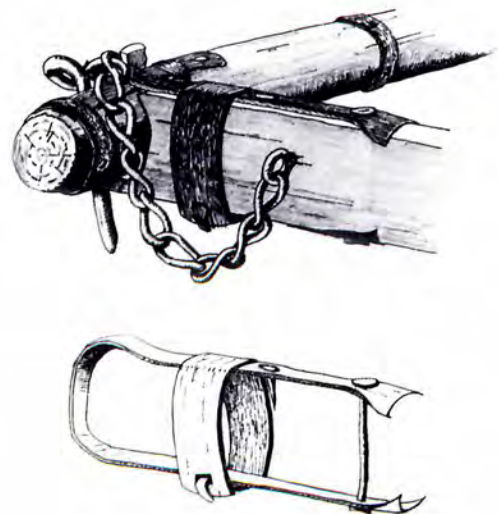
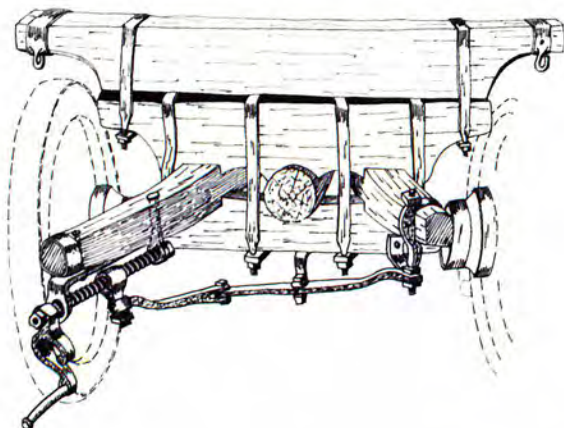
Andrea Maria Trompedeller





Unten: Hintere Bremsvorrichtung eines schweren Fuhrwerks

Oben: "Loaterwagen" aus Tramin



Hans Glaser

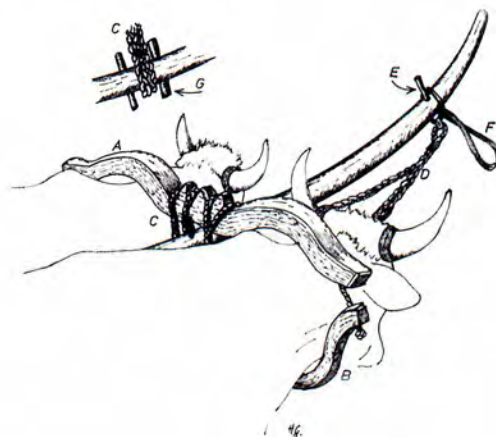
„Loaterwagn“ (Leiterwagen)

- A „Wiedbam“. „Langwied“, „Lankwied“
 - B - hintere "Hachl" auf dem "Langwied" fixiert
 - C - unterer "Loaterbam" ("Loaterbam")
 - D - oberer "Loaterbam"
 - E - "Schwingen" in Holz
 - F - "Schwingen in Flacheisen
 - G - "Spraus", "Reiche"
 - H - "Sprauskettn"
 - i - "Loaterkettn"
 - K - Deichselloch durch die vordere "Hachl"
 - L - "Luixn"
 - M - "Schrepferprügl", "Schrepferbam"
 - N - "Schrepferklotz"
 - O - "Steg", "Reibscheit"
 - p - "Kompkettn"
 - Q - "Bauchkettn"
 - R - "Sprausbschlog" (-Beschlag)
 - S - "Schrepferkettn"
 - T - "Schrepfertroger"
 - U - "Stoaß" mit den Löchern für den
Deichselnogl und Deichsel für zwei
Zugtiere
- Die Bestandteile C,D,E,F,G,H,J,L,P,Q und R ergeben das sogenannte "Loaterg`stell" oder auch "Loaterg`schirr".

*Technische Zeichnungen und Erklärungen:
Geometer Hans Glaser, Bozen.*

*Unten links: „Stoaŋpeg“, schwere „radlpeg“ zum
Nahtransport von Steinen oder anderem Baumaterial*

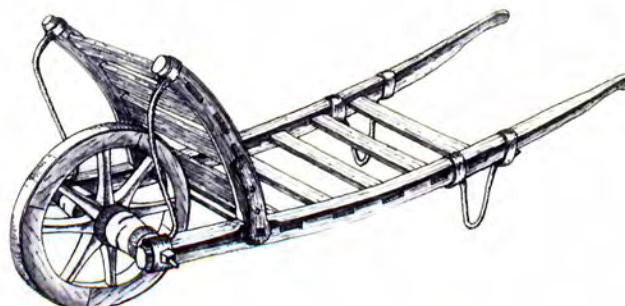
*Unten rechts: „Radlpeg“ (auch „Graspeg“ genannt)
aus dem Sarntal.*



Oben: Ochsengespann

- A - Ochsensjoch
- B - „Kropfschoat“, „Kompn“
- C - „Unplatze“, „Anplatze“
- D - „Tschungglsoal“, „Tschunggl“
- E - „Tschunglnogl“
- F - Zugschlinge
- G - „Setznogl“

*Unten: „Praschlet“ Fuhre aus St. Magdalena
Alte Aufnahmen von Franz Mayr, Bozen-
Rentsch*





Eschen und Mühlen

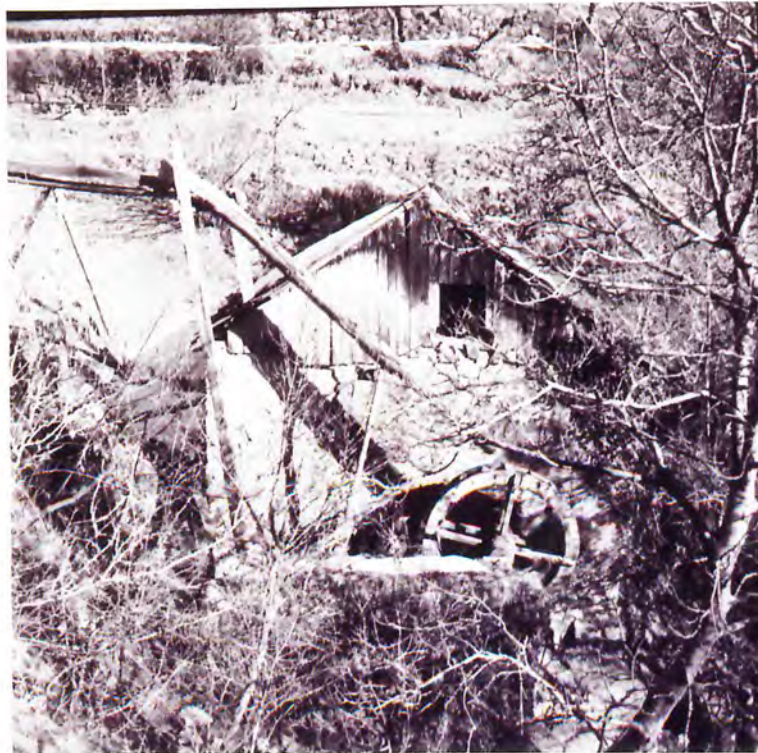
“Was ist das für ein Holz?” Der Messner Heindl vom Rielingerhof sitzt in der Stube und führt seine Gäste zu einem Tisch im Herrgottswinkel. Die große Holzplatte ist hell, hart, waagrecht “geflammt”. “Was ist das für ein Holz?”

Niemand erkannte diese Holzart, nur ein Förster gab die richtige Antwort. Und der Otto, der Grödner, der Schnitzer. Dieses Holz wurde verwendet für Skier, für Schlittenkufen, Turngeräte, Räder.

Die Esche ist ein Tiefwurzler, erklärt der Heindl weiter. Sie hält rutschendes Gelände fest, deshalb darf man sie nicht schlägern, sonst kommt die Lahn! Das gilt ganz besonders für die Moränenböden hier am Ritten, in Unterinn und im Eschenbachgraben.

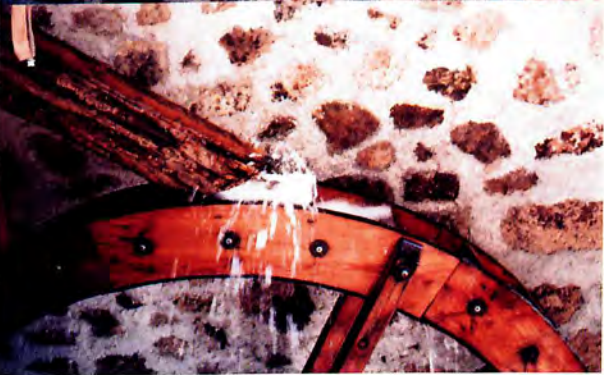
Wurden Eschen dort künstlich angepflanzt, um den Boden zu halten?

Aber auch das Laub spielte eine große Rolle und zwar als Futter für die Milchkühe. Wurde mit Eschenlaub gefüttert, gab es eine feste Butter, die nicht so schnell



Oben: Mühle in Eschenbach - Unterinn, Aufnahme von Franz Mayr aus dem Jahre 1961.

Links: Das Mühlthal von Unterinn, durchflossen vom Eschenbach. Insgesamt waren es 25 „Mühlen“, also wassergetriebene Anlagen, die vom aufgestauten Wasser des Wolfsgrubener Sees gespeist wurden und zwar nach einer genau geordneten, sparsamen Verteilung.



*Oben: „Innkearn“, der wasserführende Kandl wird mit einem Hebel von der Mühle aus gesteuert. Das Wasser spritzt über das noch unbewegte Rad. Jetzt greift es in die Schaufeln - das Rad beginnt sich zu drehen. Das Rad dreht sich nun in vollem Schwung und kann das Mühlwerk, das sich im Inneren der Mühle befindet, antreiben.
Unten: Volles Wasser auf das neue Mühlrad.
Unten: Eine „oberschlächtige“ und eine „unterschlächtige“ Mühle (rechts): das Wasser treibt das Rad von unten.*



zerrann, was besonders im Sommer wichtig war. Dies alles erzählt der Rielinger, dessen Hof ebenfalls auf steilem Gelände liegt, auf dem Weg zwischen Siffian und Unterinn, in der Nähe der Ruine Stein.

Die Esche war unseren Vorfahren besonders heilig. Sie breitet ihre Laubkrone über das ganze Weltgebäude. Drei riesige Wurzeln halten den Baum aufrecht, von denen die erste zu den Menschen, die andere zu den Riesen und die dritte in die Unterwelt führt. Dieser heilige Baum hieß bei den Germanen Yggdrasils Ask, Weltenesche.

„Der Steinhauser hat eine Weile im ebenerdigen Keller die Mühle gehabt. Da ist ihm einmal eine Kuh hineingekommen, wenn niemand herumgewesen ist, und hat aus der Mehltruhe gefressen, frisches Mehl, bis sie derschöllt und hin gewesen ist“.

Diese Geschichte steht in Harald Hallers grundlegender Arbeit über „Die Getreidemühlen in Passeier“ (1992 in St. Martin in Passeier erschienene Buch) darin beschreibt er die verschiedensten Gesichtspunkte - wirtschaftliche, handwerkliche, technische, soziale, religiöse usw. - dieser „Welt von gestern“.

Diese Welt soll aber nicht ganz versinken. Deshalb gibt es neuerdings Bestrebungen, die Gebäude und die Geräte zu bewahren und nach Möglichkeit wieder zu beleben, auch die Fülle der Fachausdrücke als Teil unserer Sprache. In diesem Sinne ist die Wiederherstellung der Obergirster Mühle und der alten „Venezianer“ Sägemühle zu verstehen; auch für das fast vergessene Wagnerhandwerk wird ein Schauraum eingerichtet.

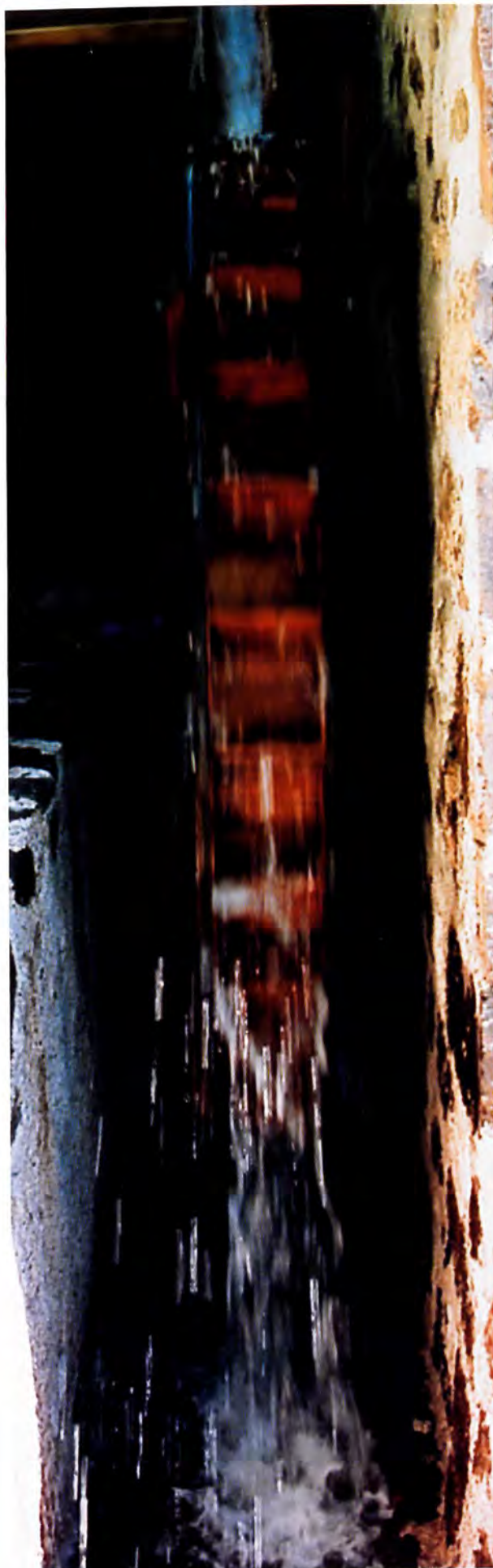
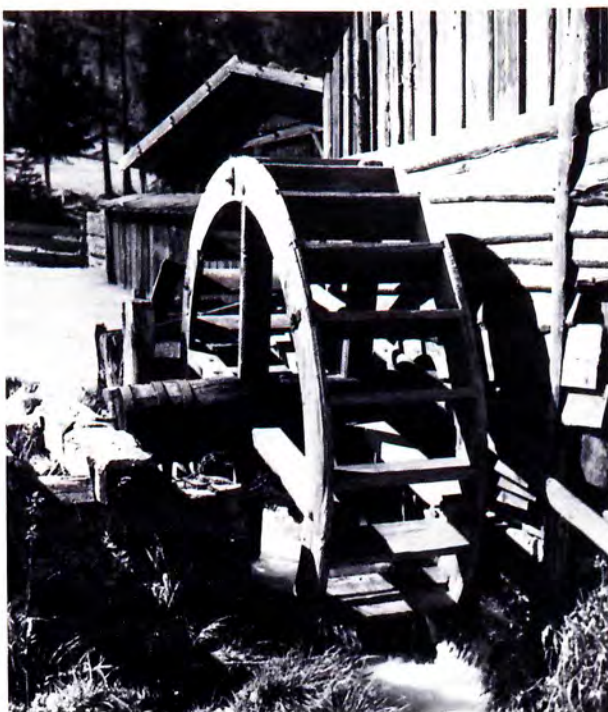
Treibende Kraft für diese Idee ist ein alter Handwerker, Alois Niederstätter, Wagnermeister aber auch Müller. Die Wagnererei, so erzählt er, hat sich erst spä-



ter ergeben als notwendige Ergänzung zur Schmiede. Die bachaufwärts gelegene „Schmiede am Stein“ ist uralt, zumindest in der Anlage und ist - sofern die Einschätzung von Frau Elfriede Complojer stimmt - schon als uralter Knotenpunkt des Rittner Verkehrs zu verstehen, wahrscheinlich bereits in rätischer Zeit, Vor dem „Roderer“, dem Wagner oder Rädermacher war hier ein Müller, wobei zu beachten ist, dass auch „Sägemühlen“ zu den Mühlen zählen.

Das Besondere am „Eschenbach“ in Unterinn: hier befand sich eine ungewöhnliche Fülle an wassergetriebenen „Mühlen“. Ein regelrechter Industriebach, 25 „Mühlen“ vom Wolfsgrubber See bis hinunter zur Eisackschlucht! Das waren nicht nur Mehlmühlen, auch die Gersttendl und die Lodenstampf wurden mit Wasser angetrieben. Schmiedehämmer, Stampfen und Sägemühlen... eine derartige Fülle an arbeitssparenden Einrichtungen gab es nur im Bereich eines Klosters, Schlosses oder einer großen Siedlung. Die Mühlen ermöglichten mehr Zeit zum Gebet, galten doch Klöster in gewisser Weise als irdische Versuche, das himmlische Paradies - so weit das Menschen möglich war - nachzugestalten.

Ein „gelernter“ Müllermeister ist der Kurtatscher Hermann Scartezzini, ausgebildet in den Fachschulen von Wels und Braunschweig. Er ist als Müller und Mühlenfachmann zuständig auch für neuere Geräte, so etwa für die Elevatormühle, die im Naturparkhaus Trudner Horn unter seiner Anleitung in Betrieb gesetzt wird. Im Gespräch mit ihm kann man erfahren, wie „heikel“ die verschiedensten Getreidesorten behandelt sein wollen...das Mahlen ist tatsächlich eine Kunst. Roggen und Weizen kann man mit der gleichen Mühle mahlen, Hartweizen aber



nicht. Er hat einen glasigen Kern; unser Weizen aber hat einen mehligem Kern. Hartweizen gedeiht nur in sehr warmen Gegenden und kommt in Italien vor allem aus Foggia; der Großteil des Hartweizens aber kommt aus USA und Kanada. Er ist nur ein entfernter Verwandter unseres Weizens und ist - wie viele andere Kostbarkeiten - ein Geschenk Amerikas.

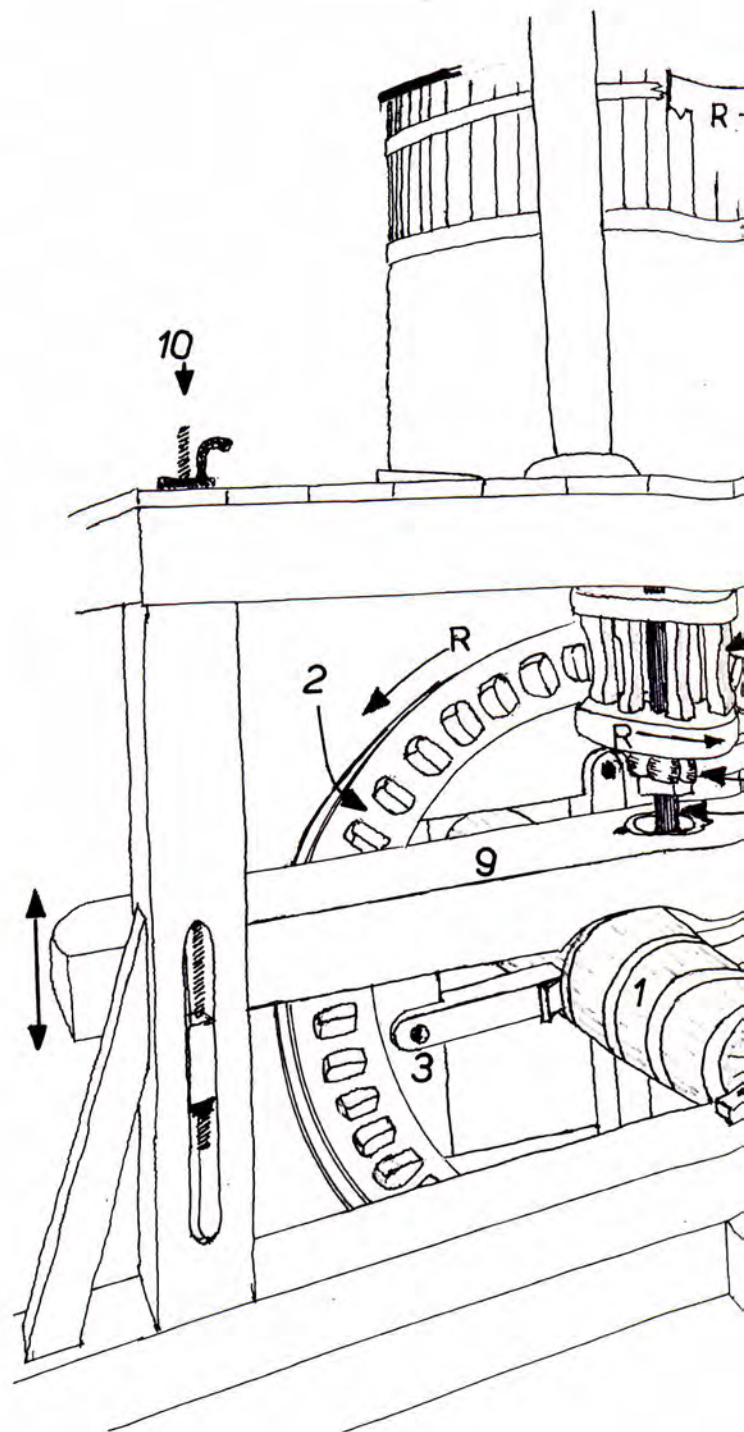
Unterinn, der Eschenbach, ein irdisches Paradies... aber nun zur Technik der Mühle. Johannes Schmiedl, ein weitgereister Mühlenfachmann aus Osttirol, schreibt über das durch den Nockenring entstehende „Klappern“ der Mühle: „Nocken - für den Laien sehen sie ähnlich aus wie ein Zahnrad - ermöglichen die Umformung der gleichmäßigen Drehbewegung des Mühlrades in eine Auf-und-ab-Bewegung, die auf vielfältigste Weise genutzt werden kann“.

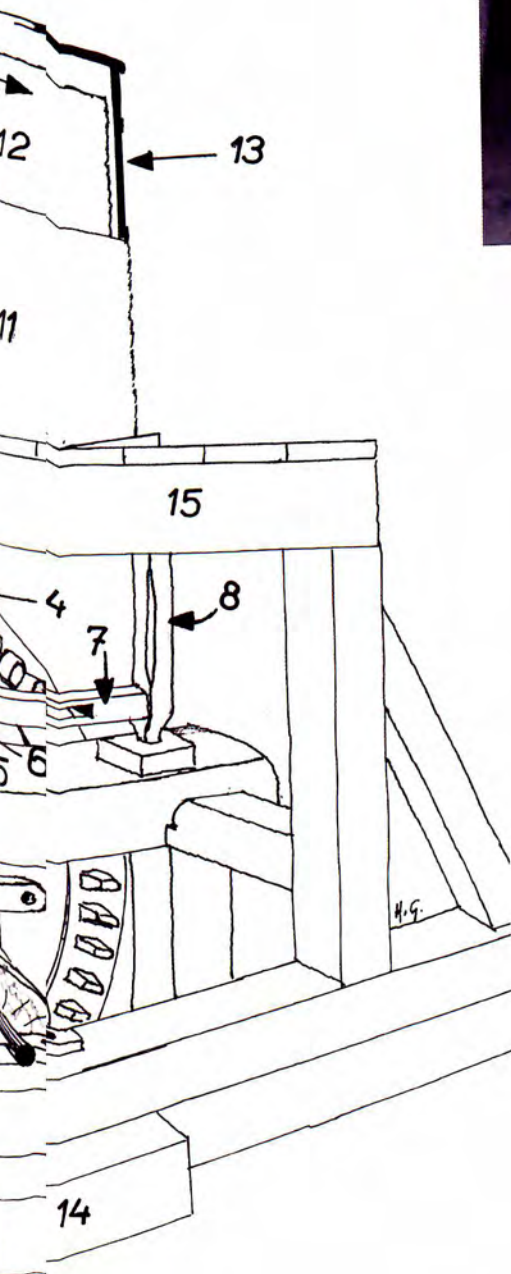
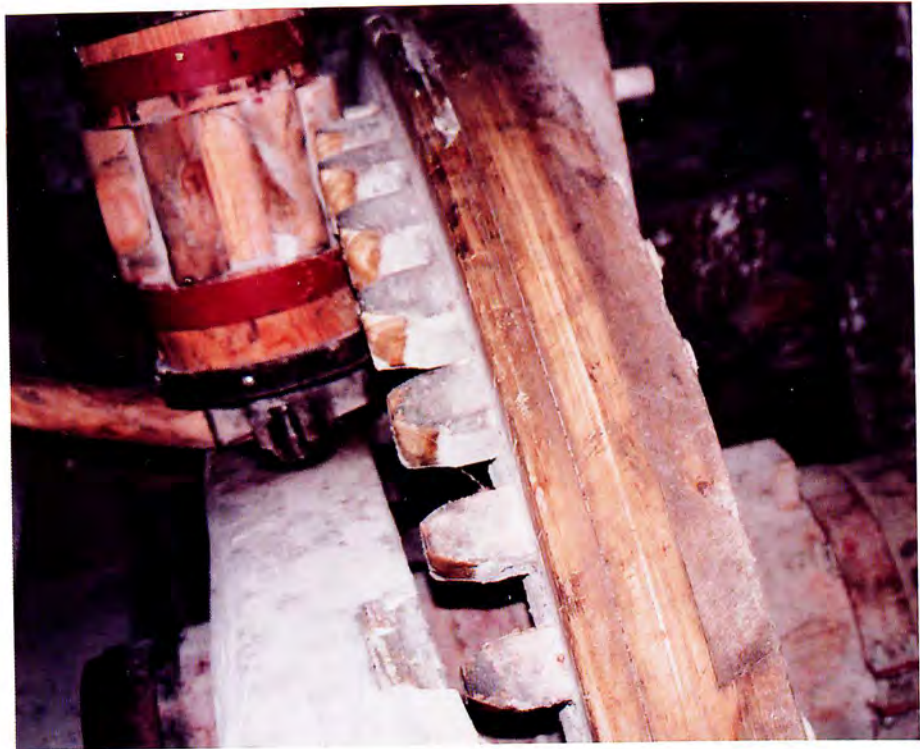
Die Mühle bedeutet den Beginn des technischen Zeitalters. Die Seiser - die Nachbarn auf der anderen Tal-seite - haben das verstanden und die Malengermühle wieder hergestellt. Es ist das Werk eines Privaten. Aber der Verkehrsverein würdigte dieses Unternehmen mit einem schönen Bericht im Schlern-Boten des Sommers 1995: „Es mutet unwahrscheinlich an, wenn man hört, dass diese Mühle seit bald 500 Jahren besteht und dass sie sich seit ihren Anfängen im fernen Mittelalter so gut wie gar nicht verändert

hat...Das neue Rad wurde von einem Seiser Zimmermann - das alte Gewerbe der 'Roderer' ist so gut wie ausgestorben - nach der Vorlage des alten geschaffen, aus Lärchenholz, des wasserbeständigsten der heimischen Holzarten. Ein Mühlrad lebt selten mehr als 50 Jahre.“

Da haben es die Unterinner besser getroffen...hier gibt es noch einen echten „Roderer“, den Alois Niederstätter. Und er hat auch die neuen Räder selbst gemacht!

Unten: Einblättrige „Venezianer“ Säge





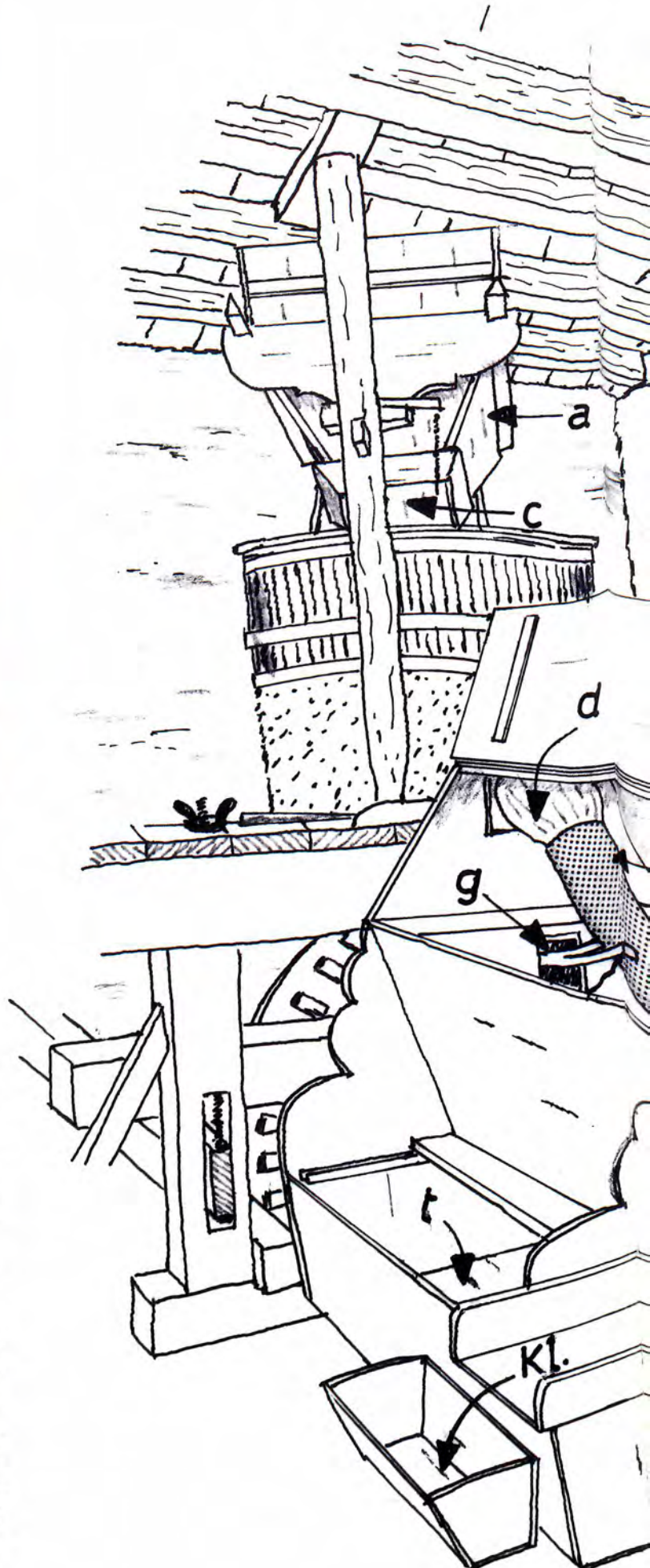
BESCHREIBUNG EINZELNER BESTANDTEILE DER GETREIDEMÜHLE

- 1) = "Wellpaam": Wasserrad und Kammrad sind auf derselben Radachse montiert
- 2) = "Kammrad": überträgt die Drehbewegung auf die "Spindel"(4)
- 3) = "Kammrad-Kreuz" mit den Speichen im Wellpaam verkeilt
- 4) = "Spindel" "Trieb" übernimmt die Drehbewegung vom Kammrad
- 5) = "Langeisen": überträgt die Drehbewegung auf den Läuferstein
- 6) = "Triangl", "Schloog": bewirkt verschiedene Schüttelbewegungen
- 7) = "Anschlag": überträgt die Schüttelbewegungen an "Rittler und Siebe"
- 8) = "Mandl": Drehlager
- 9) = "Steegpaam": ermöglicht die Feineinstellung der Mahlsteine
- 10) = "Höhenstellschraube": Siehe (9)
- 11) = "Legerstein": der liegende Mahlstein
- 12) = "Lafer", Läuferstein: der sich drehende Mahlstein
- 13) = "Zargg": Umhüllung des Läufersteines
- 14) = "Anschlag" für Mehltruhe
- R) = Angabe der Drehrichtung



VOM GETREIDE ZUM MEHL: DER WEG DES KORNS DURCH DIE MÜHLE

Nachdem das Korn in die Gosse "aufgeschüttet" und das Wasser eingeleitet ist, beginnt der Mahlgang. Der "Läufer" dreht sich mit einer Tourenzahl die von verschiedenen Faktoren abhängig ist; z.B.: das Größenverhältnis zwischen Wasserrad und Kommprad, weiters von der Anzahl der am "Kamprad" angebrachten Zähne (Kammpen) und das Verhältnis zu der Anzahl der "Spindeln" des "Triebes". Neben diesen, von der Konstruktion der Mühle bedingten Faktoren, stellen sich auch solche wie die Menge des zur Verfügung stehenden Wassers und Wassergefälles. Der "Rüttelsteckn" überträgt die gewünschten Erschütterungen auf "Gosse" und "Holderer", so daß das Korn nach und nach durch das "Holderloch" auf die Mahlfläche zwischen beide Mühlsteine gelangt. Durch das "Kandele" fällt das Gemahlene in den "Peitlsock", der in seinem Mittelstück aus einem Seidengeflecht besteht. Von solchen hat der Müller einige von verschiedener Feinheit auf Lager. Was von dem gemahlene Produkt trotz der heftigen Schüttel-



arbeit der "Peitlgabel" nicht durch diese Seidegaze in die Mehltruhe fällt, fließt durch das "Kopfkastl" in den "Rittler", ein Schüttelsieb mit verschiedenen, auswechselbaren Drahtsiebeinsätzen. Hier wird Kleie, Gries und Gfraas getrennt ausgesondert.

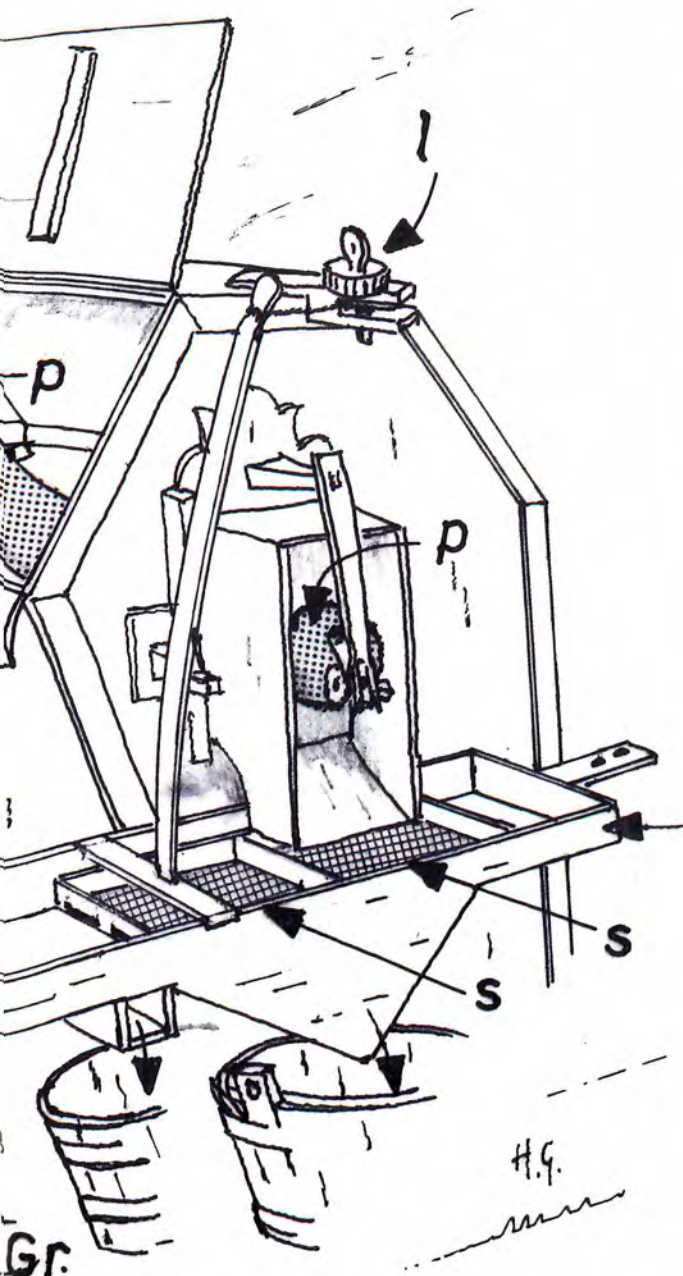
- a - Gosse
- c - Holderer
- d - Auswurf
- p - Peitl, Mehlpeitl
- g - Peitlgobl
- l - Spinner wird überall eingesetzt wo Spannung nötig ist
- t - Mehltruhe
- r - Riggler, Rittler, Schüttelsieb
- s - Siebe (verschiedener Feinheit)
- Gr - Auswurf von Grieß, Grießmehl
- Kl - Auswurf der "Grischen", Kleie in die Griscentruhe

*Technische Zeichnung und Erklärungen:
Hans Glaser*

Links oben: Die Mühle vom Gasthof Tschötscherhof in St. Oswald, Teil einer liebevoll zusammen getragenen Sammlung von bäuerlichen Geräten.

Mitte: Erklärende Skizze, ausgearbeitet von Hans Glaser mit Angabe der wichtigsten Teile einer alten Mühle.

Unten: Alois Niederstätter in seiner Mühle; mehrere Teile mussten erneuert werden, wobei auf die Bewahrung der alten Form geachtet wurde.





Oben: Die Templermühle am Eschenbach in Unterinn, heute fast verfallen und völlig verdeckt durch Laubbäum. Foto Hugo Atzwanger, 1942

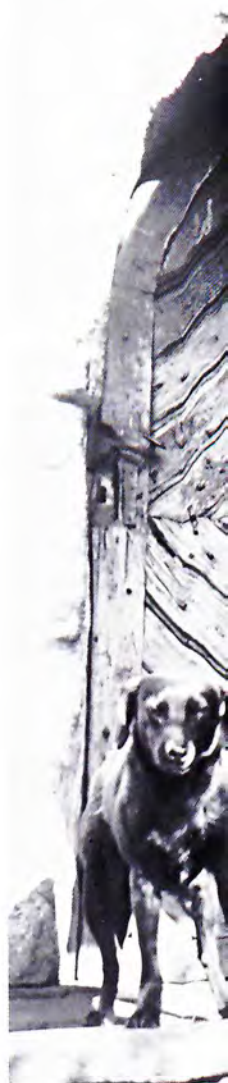
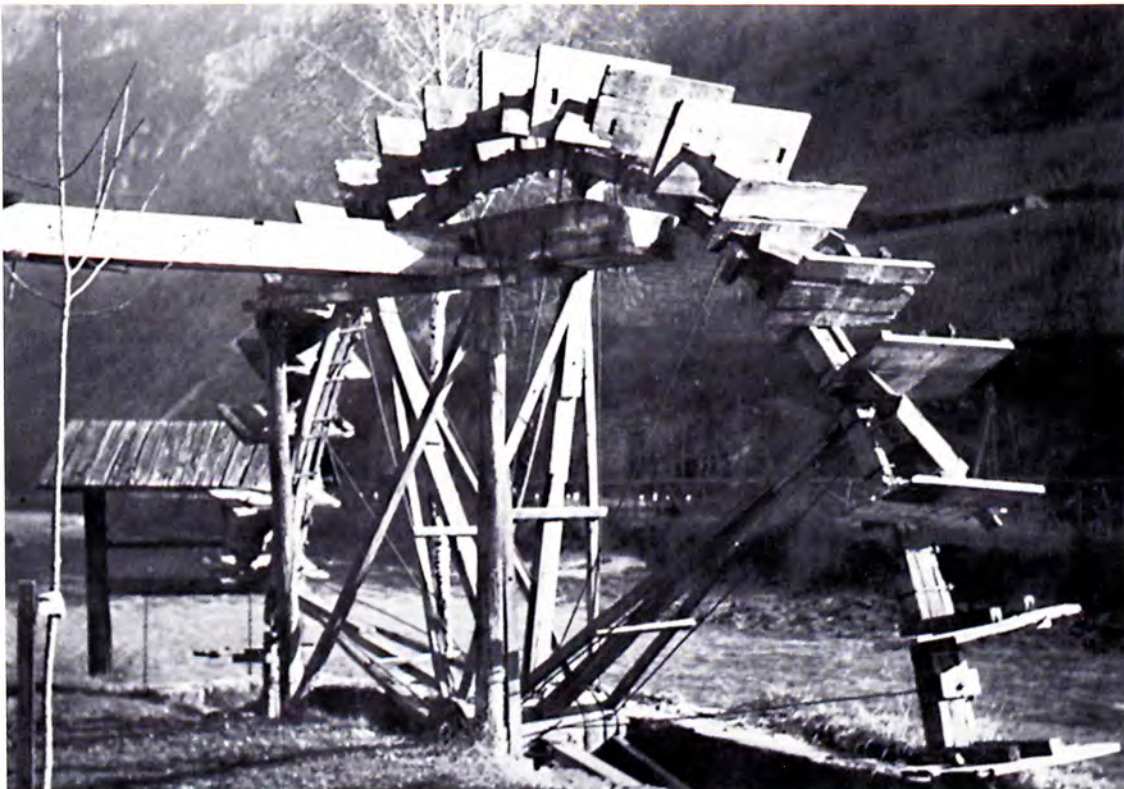
Unten: Ehemaliges Wasserschöpfrad am Bozner Boden, Foto von Hugo Atzwanger.

Die Bilder rechts machte Franz Mair, Bozen/Rentsch: Oben das noch unverbaute Unterinn aus dem Jahre 1975.

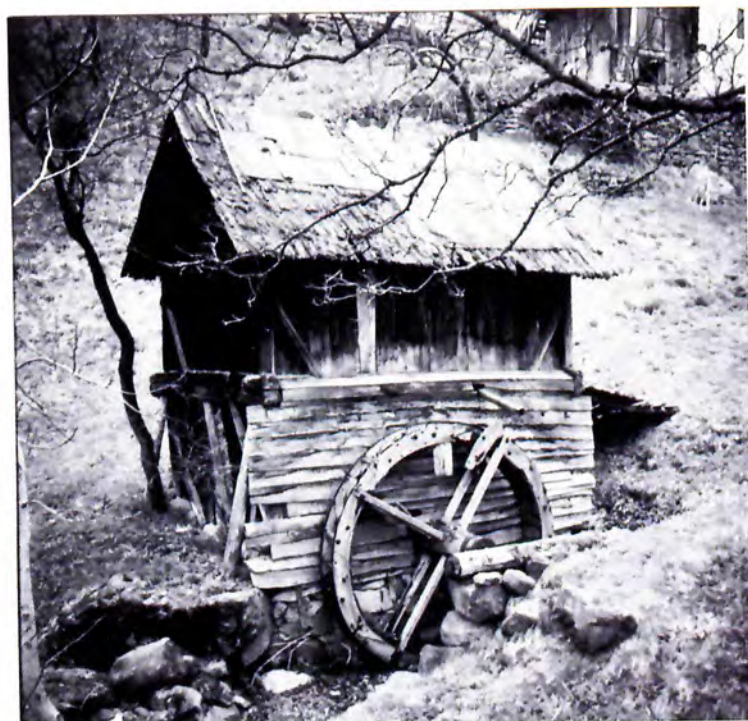
Obere Ecke rechts: Die Matzlmühle befindet sich im Wohnhaus an dem knapp die neue Straße vorbeiführt; sie ist eine der 25 Mühlen am Eschenbach.

Der grosse Mann mit Hund lebte auf dem Frommer Hof abseits am Weg von Blumau nach Unterinn.

Wasser Mühlen und Zeit



„KOHLE SI“



MAL * vom Frommerloof 1960



Mein Vater, der letzte Schmied am Stein

Der große Platz vor der Schmiede liegt still in der morgendlichen Sonne da. So still war es nicht immer. Ich gehe zu meinem Auto, um in die Schule zu fahren. Alte Erinnerungen werden wach.

Es ist Montag. Geschäftiges Treiben vor und in der Schmiede. Zwei Pferde hängen beim Eingang zur Schmiede und warten darauf beschlagen zu werden. Großvater arbeitet fieberhaft am Amboss. Die Hufeisen sind zwar schon alle vorgearbeitet, sie müssen aber noch den jeweiligen Hufen angepasst werden. Schnell muss es gehen. Vater ist dabei, die alten Ei-



sen von den Hufen zu lösen und die Hufe zu putzen. Das Werkzeugkistchen steht auf dem Boden neben ihm. Dann werden die Eisen probeweise aufgebrannt. Noch passen sie nicht. Zurück in die Esse, erhitzen, schmieden und wieder anprobieren. Wie ein Schuh muss das Hufeisen sitzen. Der Geruch von verbrannten Hufen liegt in der Luft und erfüllt die ganze Umgebung. An solchen Tagen riecht Vater nach Pferdebeschlagen. An anderen Tagen verbreitet er mehr den Duft von Eisen, wenn er lange an der Bohrmaschine gestanden ist und die Eisenspäne noch an seiner Schürze kleben. Auch die Schweißarbeit kann ich riechen. Ich merke immer am Geruch, welche Arbeit Vater in der Werkstatt gerade macht, obwohl ich mich eigentlich kaum dafür interessiere. Die Pferde schlagen aus. Sie lassen sich die heißen Eisen nur ungern

anpassen, vor allem die jungen Tiere nicht, sie haben Angst. Nicht jeder Bauer kommt selbst, manch einer schickt einen unerfahrenen Knecht oder den Sohn. Darüber ist Vater immer besonders aufgebracht. Die Arbeit ist für ihn nämlich nicht ganz ungefährlich, kniet er doch direkt hinter dem Pferd. Öfters saust der Beschlaghammer auf das unruhige Tier nieder, was die Sache höchstens erschwert und lediglich den eigenen Unmut abbaut. Die Bauern sind mit ihren Tieren schon seit Stunden unterwegs. Oft dauert das Beschlagen bis Mittag, manchmal wird es Nachmittag. Nicht jeder hat damit gerechnet und eine Brotzeit eingepackt. Vater lädt dann den einen oder anderen Bauern zu einem Halbmittag ein oder zum Mittagessen. Zu Halbmittag gibt es heiße Kartoffeln, Kaminwurzeln, Speck und selbst gebackenes Brot, in der Winterzeit Blutwürste mit Sauerkraut. Die harte Arbeit erfordert kräftige Mahlzeiten. An Essen fehlt es bei uns nie. Zu Mittag kommen Knödel auf den Tisch. Knödel kocht Mutter besonders gut. Dazu trinken die Männer „Leps“ und Apfelwein. Apfelwein ist Vaters Spezialität. Die Apfelbäume hinter dem Haus tragen viele, aber meist kleine Äpfel. Für besonders gute Freunde hält Vater in der Nähe der Esse auf einem hohen Regal stets eine Schnapsflasche bereit. Die Bauern kommen meist zu mehreren zugleich. Ob gewollt oder zufällig, weiß ich nicht. Wahrscheinlich sucht jeder so ganz nebenbei eine Unterhaltung. In den vielen Stunden des Wartens werden sämtliche Neuigkeiten ausgetauscht, wird geplant, besprochen und organisiert. Mein Vater und mein Großvater sind immer über alles gut unterrichtet. Ich wundere mich oft, woher sie das alles wissen. Lesen sehe ich sie immer nur die Dolomiten.

Zugleich mit den Pferden kommen auch Ochsen zum Beschlagen. Immer paarweise. Die Bauern melden sich meistens am Sonntag nach der Messe an. Sie kommen von weit her, von Oberbozen, Signat und

Unterinn und haben, wenn sie bei uns ankommen, oft schon einen ein- bis zweistündigen Marsch hinter sich. Die Ochsen sind am Nussbaum drüben beim Weg angebunden und zerren und reißen an den Ketten. Zum Beschlagen wird einer nach dem anderen in den Beschlagstall geführt. Dort wird er mit zwei breiten Ledergurten um den Bauch mittels Treibstöcken vom Boden emporgetrieben und an allen vier Beinen an Pfosten festgebunden. Die Tiere können sich nur mehr schwer bewegen, sie wälzen sich in den Gurten, versuchen auszuschlagen und sich von den engen Bindungen zu befreien. Hilft alles nichts. Ermüdet geben sie auf, nicht ohne vorher noch alles mit Kot zu verschmutzen. Der Bauer, der den Fuß des Ochsen hält und Vater, der sich daran zu schaffen macht, sind über und über voller Dreck. Am Samstag heißt es für uns Frauen den Platz aufräumen. Jeden Samstag. Da ist Vater streng. Zwei Ochsen beschlagen dauert einen ganzen Vormittag. Der Ochse ist ein Paarhufer, also müssen auf jeden Fuß zwei Eisen angepasst werden. Im Frühjahr und im Herbst säumen Ochsen und Pferde den Platz. Rechtzeitig vor den schweren Arbeiten bekommen sie neue Eisen aufgeschlagen. Im Herbst, wenn die Tiere in den Stall kommen, werden sie ihnen wieder abgenommen.

Es ist Donnerstag. Heute geht der Mühlbach. Großvater und Vater begeben sich sehr früh in die Werkstatt. Sie nutzen die Wasserkraft, den großen Hammer in Gang zu setzen. Wir Kinder liegen noch im Bett. Donnerstag ist schulfrei. Das ganze Haus bebzt unter den wuchtigen Schlägen des Hammers. Die dicken Mauern halten seit Jahrhunderten stand. Großvater dirigiert den Hammer. Auf einem drehbaren Stuhl kreist er im Halbkreis um den Hammer herum, einmal schnell, dann langsamer, bleibt stehen, eilt wieder halb sitzend halb gehend – den ganzen Tag lang. In der Hand hält er eine Riesenzange. Damit wendet er flink und geschickt die kleineren und größeren Ei-



senbrocken, nur selten entgleitet ihm ein Stück. Wir Kinder schauen dem Treiben gerne zu. Es ist der fahrbare Stuhl, für uns eine Art Schaukel, die uns weilen lässt. Heute dürfen wir nicht schaukeln. Vater steht an der Esse und erhitzt ein Eisen nach dem anderen, bringt es zu Großvater, der es seinerseits mit dem Hammer bearbeitet, holt es in die Esse zurück und bringt es auf dem Amboss in die gewünschte Form. Der Amboss klingt, einmal höher, einmal tiefer. Es ist ein vertrauter Klang, ein schöner Ton. Wenn der Hammer nach jedem kräftigen Schlag noch einen leichten Zwischenschlag macht und auf dem Amboss tänzelt, klingt er wie ein Glöckchen. Vor der Esse steht ein hölzerner Bottich mit Wasser. Wenn das glühende Eisen ins Wasser stößt, zischt und dampft es gewaltig.

Hinter dem großen Hammer steht ein Sandschleifstein. Der muss am Donnerstag auch ausgenutzt werden. Davor sitzt Vater mit einem Wasserkübel und taucht die zu schleifenden Objekte - Messer, Sichel, Sensen und anderes mehr - hinein. Seine blaue Schürze ist ganz nass und dreckig, als hätte er gemauert. Großvater muss vor diesem Schleifstein eine ähnliche Abneigung gehabt haben wie ich, ich sehe ihn so gut wie nie schleifen. Apropos Schürze. Großvater trägt immer schon einen Lederschurz. Dann bekommt Vater auch einen. Es ist schon dunkel, es muss Herbst sein. Da klopft es an die Haustür.

Der Stricker Franz kommt und bringt Vater einen neuen Lederschurz. Fachmännisch wird er begutachtet, anprobiert, auf den Händen gewogen. Mir erscheint er riesig und schwer. Vater aber ist zufrieden damit.

Mein Blick fällt zufällig auf seine Schuhe. Er trägt Holzschuhe, Knospen, die er sich vom Schuster machen lässt. Die alte Werkstatt hat keinen Boden. Vater steht auf der feuchten Erde. Die Knospen bieten einen gewissen Schutz. Die Kälte in der Werkstatt

Photoserie mit Schwarzweißbildern von Dr. Gerald Mair, 1980.



rührt nicht nur vom Boden her. Öffnungen zum Keller und zum Bach hin und die großen Kamine der zwei Essen lassen die Wärme entschwinden. Wärme spendet nur ein Eisenofen, der in der Mitte der Werkstatt steht. In besonders kalten Wintern gehen Großvater und Vater zwischendurch in die Küche, um sich am Herd aufzuwärmen.

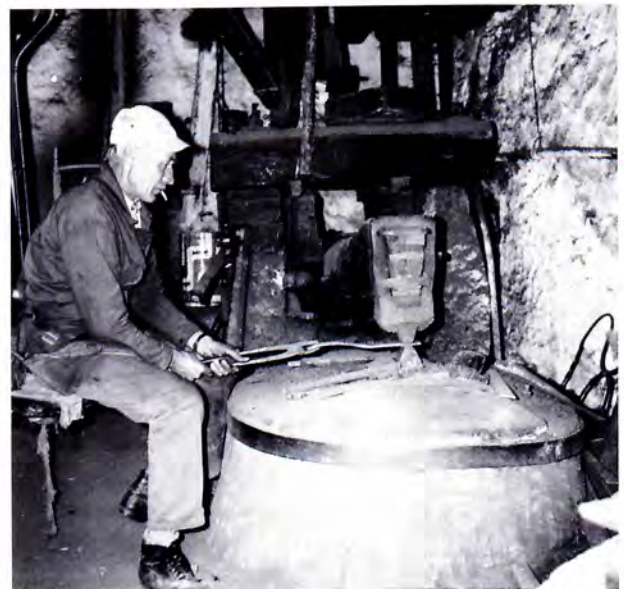
Es ist Samstag. Vater fährt mit der Rittnerbahn nach Bozen. Bis zur Haltestelle in Wolfsgruben geht er zwanzig Minuten zu Fuß. Er hat es gut. Großvater machte den gesamten Weg nach Bozen noch zu Fuß. In Bozen kauft Vater Nägel, Schrauben, Muttern und viele andere kleinere Bestandteile, die er im Rucksack nach Hause trägt. Die Eisenstangen und Kohlen, die er ebenfalls kauft, kommen mit der Bahn, und Vater muss das Material in Wolfsgruben abholen. Großvater hat die Kohlen noch selbst im Wald gebrannt, wie er uns öfters erzählt. Ein Steinhaufen in der „Bodenlack“ zeugt heute noch davon. Die Eisenstangen kommen in die „Eisenhütte“, einem geräumigen Platz neben dem Stall. Die Kohlen schüttet Vater in die „Kohlenhütte“, die auf der anderen Seite vom Stall ist. Als Frächter auf der neuen Rittner Straße Fuhrdienste übernehmen, bringen Lastwagen die Kohlen und das Eisen.

Das Frühjahr ist für den Schmied eine arbeitsintensive Zeit. Jetzt müssen sämtliche Arbeitsgeräte, Pflüge und Wägen gemacht werden. Pickel und Bergeisen bringen die Wegmacher und Bauern haufenweise. An

manchen Tagen spitzen Vater und Großvater den ganzen Tag nur solche Eisen. Eine monotone Arbeit. Vater schiebt sie gerne auf oder überlässt sie Großvater. Da ist ein Heuwagen machen schon etwas anderes, irgendwie schöpferischer und abwechslungsreicher. An den Wägen arbeiten die Schmiede tagelang. Die vielen Eisenteile werden auf Maß gemacht. Ich sehe Vater am Boden unter einem halbfertigen Heuwagen liegen. Die Zigarette fällt zu Boden. Ich weiß nicht, ob man die Menge, die Vater raucht, als groß bezeichnen kann. Eine Zigarette hat er immer im Mund, meist ist es aber ein kalter Stummel. Er „wuzelt“ die Zigaretten selbst. Das sind die besten! Wenn möglich, nimmt er sich dafür viel Zeit, Zigaretten machen kostet er aus wie das Rauchen selbst.

Die Zeit drängt. Die Heuarbeiten stehen schon an. Das Wetter passt auch. Doch der Wagen ist noch nicht fertig. Der Girst, das ist unser Nachbar, ist Wagner und macht mit dem Schmied die Fuhrwerke in Gemeinschaftsarbeit. Da schiebt der eine dem anderen die Schuld zu, dass der neue Lader nicht fertig ist. Die Eisenteile müssen noch gestrichen werden. Auch so eine Arbeit, die die Männer nicht mögen. Sobald ich in der Lage bin, übernehme ich öfters diese Arbeit. Ich streiche gerne. Der Lack riecht wie Nagellack.

Im Sommer haben Vater und Großvater in der Werkstatt weniger zu tun. Großvater gönnt sich vierzehn Tage Urlaub in Mittenwald im Ultental. Er stammt



aus St. Pankraz. Wir haben die Heuarbeit. Wir halten zwei bis drei Kühe, zwei Schweine und mehrere Ferkel, meist ein Schaf oder eine Ziege, mehrere Hühner und Katzen und einen Hund. Der liegt vor der Werkstatt und folgt Vater auf Schritt und Tritt. Mir gehorcht er nicht, so sehr ich mich um ihn bemühe. Vater mag die Tiere, und die Tiere mögen ihn. Im Innersten ist Vater ein Bauer. Er ist auf dem Kohlhof in Unterinn aufgewachsen. Als Großvater stirbt, verliert mein Vater mehr und mehr die Freude am Schmiedberuf. Öfters höre ich ihn sagen: „Bin nur mehr allein in der Werkstatt.“ Er entdeckt wieder die Liebe zur Bauernarbeit, ganz zu unserem Leidwesen. Er pachtet Wiesen, mäht alle „Roaner“ in der Nachbarschaft, vergrößert die Anzahl der Kühe und stellt uns an zu helfen. Mutter verweigert ihm die Hilfe und setzt sich erfolgreich durch. Meine Schwester geht schon früh von zu Hause weg. Also trifft mich die Bauernarbeit. Vater versteht nicht, dass wir seine Liebe zur Landwirtschaft nicht teilen. Eines Tages verkündet er voller Stolz, eine größere Wiese kaufen zu wollen. Da mache ich nicht mehr mit und bekomme sogar Unterstützung von Großvater. Der ahnt freilich noch nicht, dass ich studieren möchte. Ich habe keinen Bruder und habe eine Schwester, die noch weniger von der Landwirtschaft wissen will als ich. Ich sehe mich als Bäuerin. Bäuerin? Ich wehre mich dagegen. Vater kauft die Wiese nicht. Er selbst lässt von der Landwirtschaft nicht ab, auch dann nicht, als er sich nach

einer Hüftoperation zunehmend schwerer tut. Nach einem Herzinfarkt muss Vater mit der Arbeit aber zurückstecken. Er leidet darunter. Ich sehe ihn noch wehmütig der Kuh nachschauen, die sein Pate aus dem Stall führt.

Die Schmiedearbeit hat sich mittlerweile so nach und nach verändert. Zuerst kommen die Gummi-räder. Darauf brauchen keine Eisenschienen mehr aufgezogen werden. Bald sind es die Traktoren, die Vater mehr abverlangen, als er leisten kann. Er müsste Mechaniker werden oder Kunstschmied, um mit der Zeit gehen zu können. Das Kunstschmiedehandwerk interessiert Vater sehr. Öfters überrascht er uns mit Stücken, die er nach eigenen Entwürfen herstellt. Vater hätte das Zeug zum Kunstschmied. Aber jetzt noch umsteigen? Vater tüfelt und bastelt gerne und kriegt alles hin. Nach seinem Tod höre ich öfters sagen: „Wer wird uns jetzt noch etwas flicken?“ Reparieren tut Vater alles, und er macht es aus Überzeugung. Was irgendwie noch brauchbar scheint, wird in der „äußeren Werkstatt“ aufbewahrt. Irgendwann braucht er es wieder. Die „äußere Werkstatt“ liegt im Nebengebäude, einem Zubau, der das Feuerhaus mit Stall und Stadel verbindet. Unter welchem Gesichtspunkt Vater das Eisen auswählt, das er den Zigeunern mitgibt, die öfters Alteisen abholen, weiß ich nicht. Wenn die Zigeuner kommen, eilt Vater immer ins Haus und trägt Mutter auf, sofort die Türen zu schließen. Bei uns stehen immer alle Türen offen. Erst wenn Vater

Die folgenden Farbbilder zeigen die „Schmiede am Stein“ in ihrem jetzigen, ursprünglich belassenen Zustand.



als letzter zu Bett geht, schließt er die schwere Haustür. Die Zigeuner lassen ihre Autos meist auf der Hauptstraße oben stehen und kommen zu Fuß. Immer sind zwei Frauen mit, die sofort zu Mutter ins Haus gehen. Bestohlen werden wir nie. Irgendwann beginnen wir dann aber doch, die Haustür auch untertags zu schließen.

Der Herbst zieht ins Land. Vom Keller herauf duften der süße Wein, die Äpfel, das Kraut und die Kartoffeln. Wir versorgen uns vielfach selbst durch den landwirtschaftlichen Nebenerwerb. Unsere Familie sitzt in der geräumigen Küche um den großen Tisch herum. Großvater liest, Mutter ist noch mit dem Haushalt beschäftigt, meine Schwester und ich machen die Hausaufgabe und Vater zeichnet Skizzen oder macht in einem Raiffeisenwochenkalender Notizen über die geleisteten Arbeiten. Schreiben ist nicht seine Stärke. Das gibt er unumwunden zu und vergisst nicht selten, erledigte Arbeiten aufzuschreiben. Manche Kunden sind ehrlich und erinnern ihn daran, andere nicht. Die Rechnungen schreibt Großvater in der Vorweihnachtszeit. Wie ein Beamter sitzt er stundenlang in der warmen Stube über dem Notizblock, den großen Rechnungsbüchern und den kleineren Rechnungsblöcken. Großvater schreibt noch in gotischer Schrift. Die jüngeren Kunden können diese Schrift nicht lesen und Großvater muss ihnen die Rechnung vorlesen. Nach dem Tod von Großvater übernehme ich das Schreiben der Rechnungen. Es ist Brauch, dass die Leute nur einmal im Jahr bezahlen. Am heiligen Dreikönigstag machen sich Großvater und Vater zu ihren Kunden auf, um die Schulden einzutreiben. Da kommen sie immer spät, aber gut gelaunt nach Hause.

Vater ist gerne in Gesellschaft, er ist humorvoll, er redet mit jedem, sagt frei heraus, was er denkt. Er schreckt vor höher gestellten Personen keineswegs zurück, was ihm von manch einem Respekt einbringt. Vater ist sehr direkt, das mag nicht jeder, was Vater nicht im Geringsten stört. Schmeichler kann er ohnedies nicht ausstehen.

Er schätzt kritische, offene Menschen und erachtet Kritik an seiner eigenen Person nicht etwa als beleidigend, eher als eine Art Herausforderung, der er sich gerne stellt. Das erfahre ich in seiner Erziehung immer wieder. Vater ist ein guter Pädagoge, feinfühlig und verständnisvoll, nur nach außen rau und hart. Seine lederartigen Handinnenflächen werden nach etlichen Feiertagen immer ganz weich. Die Nachbarskinder und die Kinder der „Sommerfrischler“ der ganzen Umgebung kennen alle die Werkstatt und den Schmied. Vor allem die Buben. Vater gibt sich gerne mit ihnen ab und unterhält sich dabei prächtig. Irgendwie bringt er sie auch dazu, ihm bei kleineren Arbeiten und vor allem bei der Heuarbeit an die Hand zu gehen. Dabei spart er nicht mit Lob, und sie tun es gerne.

Karten spielen habe ich schon früh gelernt. Vater macht nach der Sonntagsmesse gerne einen „Parlagger“. Wir spielen viel, im Winter oft jeden Tag. Unsere Untermieter teilen diese Leidenschaft mit uns. Das trifft sich gut. Nicht selten suchen der Nachbar oder Kunden den Vater. Es hat sich längst herumgesprochen, dass er noch beim Kaffee ist. Ein Nickerchen nach dem Essen und die anschließende Kaffeepause sind alles, was Vater sich an Ruhe gönnt. Selbst wenn er fiebrig ist, bleibt er nicht im Bett. Auf seine Gesundheit achtet Vater wenig. Obwohl er ein großer und starker Mann ist, mutet er sich zu viel zu. Er stirbt 1986 im Alter von 67 Jahren. Seither ist die Werkstatt geschlossen und der Platz davor irgendwie leer. Es ist kurz vor acht Uhr. Zeit, der eigenen Arbeit nachzugehen.

Marianne Mur



Das Konzert

„Pass auf, gleich kommt's!“ Die Stimme meiner Mutter klang erwartungsvoll aufgeregter. Gebannt schaute ich aus dem Fenster und meine Augen suchten den vorbeiziehenden Horizont ab. „Da, das könnt' ein Tal werden! Schau genau hin! Unten im Taleinschnitt, da steht's!“ hörte ich sie wieder sagen. Ich fixierte den Horizont, der sich nun tatsächlich senkte und ein Tal formte. Man sah bis tief in den Einschnitt, dann zog er sich wieder hoch. Wieder nichts. Enttäuscht schaute ich zur Mutter. Aber sie munterte mich auf: „Wenn man es sieht, hat man Glück!“

Ich war mit meiner Mutter auf dem Weg nach Brixen. Sie wollte mich dort für das Wissenschaftliche Lyzeum anmelden. Und sie wusste um ein kleines Kirchlein mitten in einem Taleinschnitt, das man auf der Strecke von Bozen nach Brixen vom Zug aus sehen konnte. Aber nur eine Sekunde lang. Das mit dem Glück dabei, hat mir gefallen. Dass der Satz „Wenn man es sieht, hat man Glück“ aber bedeuten kann „Es bringt Glück, wenn man es sieht“ genauso wie „Wenn man Glück hat, kann man es sehen“, habe ich nicht bedacht. Solch semantische Betrachtungsweisen waren mir damals noch fremd. Ich überlegte nur, woher ich die hundert Lire nehmen sollte, um am darauf folgenden Samstag Totocalcio spielen zu können.

„Jetzt kommt wieder so ein Tal“ unterbrach die Mutter das monotone Rattern des Zuges. Meine Augen wanderten gespannt mit dem Horizont mit. Tatsächlich senkte er sich wieder. Immer schneller. Immer weiter runter. „Ja!!!“, und weg war es. Der Horizont stieg wieder an.

Ich war geschockt und aufgewühlt. Geschockt über die Kürze mit der dieses seit bald einer halben Stunde ersehnte und erhoffte Ereignis zu sehen war: Ich schätzte auf eine knappe halbe Sekunde. Aufgewühlt, weil es sich beinahe wie eine Erscheinung präsentierte: im Taleinschnitt ein kleiner Hügel und darauf ein kleines Kirchlein. Und dieses Kirchlein existierte in diesem Augenblick nur für mich. War nur für mich da. Na ja, auch für meine Mutter. Jedenfalls hatte ich es noch lange danach klar und deutlich vor Augen.

Ich bin die Strecke dann später oft gefahren und habe das Kirchlein auch meistens wieder gesehen. Glück wollte es mir nie bringen: Egal ob ich gleich danach im Totocalcio setzte oder eine Lateinarbeit schreiben musste: kein Dreizehner, kein Neuner. Dann zog ich weg aus Südtirol und fuhr nicht mehr mit dem Zug durch das Eisacktal. Und als ich sehr

viel später doch wieder mal mit dem Zug fuhr, hatte sich die Trasse geändert. Der Zug fuhr an der betreffenden Stelle durch einen langen Tunnel. Vor kurzem kehrte ich wieder nach Südtirol zurück. Und ich hatte nun mehr Zeit. Zeit Erinnerungen aufzufrischen, Zeit zum „Nostalgieren“. Dabei kam mir auch das Kirchlein in den Sinn, dieses Glücksgefühl, das mich jedes Mal überkam, wenn ich es sah. Dieses kleine Kirchlein auf dem kleinen Hügel im tiefen Taleinschnitt hatte wohl einen ziemlich großen Stellenwert in meinem Gedächtnis.

Vom Zug aus war es nicht mehr zu sehen. Wie aber konnte ich es dann wieder finden? Ich fragte danach. Niemand wusste eine Antwort. Also machte ich mich daran, es selbst zu suchen.

Es war klar, dass mir die Suche nur vom alten Bahndamm aus möglich war. Ich fuhr also die Landstraße nach Brixen entlang. In Steg ließ ich mein Auto stehen. Ging durch die alte Holzbrücke auf die andere Seite des Eisack und dann dem alten Bahndamm entlang, Richtung Atzwang. Es dauerte nicht lange, da musste ich durch einen kleinen Tunnel. Ich erinnerte mich: Das Kirchlein sah man von einer Stelle aus, an der sich viele kleine Tunnels und Galerien ablösten. Ich war wohl auf dem richtigen Weg. Ich zwängte mich nun durch schönes mannhohes Unkraut durch. Drüben, auf der gegenüberliegenden Seite des Eisacktales begleitete mich die etwas höher gelegene Autobahn. Wieder ein kleiner Tunnel und dann ein halbzerfallenes, überwuchertes Bahnwärterhäuschen. Auf der anderen Talseite machte sich ein Einschnitt bemerkbar. Kommt jetzt gleich das Kirchlein? Nichts. Die Autobahn verschwand im Berg. Und auch ich musste durch einen längeren Tunnel. Es wurde finster. Langsam tastete ich mich vorwärts. Da hörte ich Schritte. War da noch jemand im Tunnel? Noch jemand auf der Suche nach einem Kirchlein? Ich lauschte. Nichts. Und ging weiter. Jetzt hörte ich es: Das Echo meiner tapsenden Schritte. Dann wurde es heller und der Tunnel wandelte sich um in eine Galerie.

Gegenüber sah ich einen Bergrücken, hinter dem sich ein Tal vermuten ließ. Aber erst verdeckte mir ein weiteres Bahnwärterhäuschen und dann eine kürzere Galerie die Sicht.

Ja, damals, als ich noch in Brixen „studierte“, da kannte ich die genaue Reihenfolge von Galerien und Tunnels, nach der ich jedes Mal mit traumwandlersicherer Sicherheit das Kirchlein fand. Der Bergrücken auf der anderen Talseite schien sich jetzt tatsächlich

zu wandeln. Die Autobahn kam wieder aus dem Berg. Und der Horizont senkte sich zu einem Tal. Meine Schritte wurden schneller. Ja, ich hab's! Kurz bevor ich in die nächste Galerie eintreten wollte, entdeckte ich es zwischen den wuchernden Erlen. Ein paar Schritte über die zerfallene Bahndammmauer und ich sah es deutlich. So wie früher: „mein“ kleines Kirchlein. Anhand der Landkarte, die ich extra für diesen Zweck dabei hatte, versuchte ich es zu lokalisieren. Es müsste die Kirche von Siffian sein. Ja. Ganz sicher. War es Zufall? Keinen Monat später wollte ich mich mit meinem alten Schulfreund Hans treffen. Sein Terminkalender war aber voll. Doch er meinte, wir könnten uns vielleicht am Ritten treffen. Da hätte er ein bisschen Zeit. Er erzählte mir etwas von einem Konzert in der Siffianer Kirche. Und ob ich auch dahin kommen wollte.

Ein Konzert in „meinem“ Kirchlein? Das darf doch nicht wahr sein! Ich fieberte dem Termin entgegen. Drei Stunden vorher schon fuhr ich auf den Ritten, durch Unterinn und dann schräg nach rechts ab nach Siffian.

Im verstreuten Ort ließ ich mein Auto stehen und schaute mich um. Ich wollte noch nicht in die Kirche sondern erst ihre Umgebung in mir aufnehmen. Ehrfürchtig ließ ich die grandiose Natur-Kulisse auf mich einwirken. Niemals hätte ich es mir träumen lassen, dass mein Kirchlein so majestätisch gelegen war zwischen Himmel und Wiesen, zwischen Schlern und Eisack, zwischen Wald und Bauernhöfen.

Aufkommende Windböen zerstreuten meine überschwänglichen Betrachtungen und die tief hängenden Wolken wurden immer finsterer. Ein merkliches Grollen ließ mich den Weg Richtung Kirche einschlagen. Blitze zuckten schon hinten von Wolfsgruben her und bald klatschten die ersten Regentropfen auf den warmen Boden. Ich rannte in die offene Kirche. Und setzte mich in eine Bankreihe direkt unter der Kanzel.

Ich saß da und dachte an nichts. Die Läden der beiden Fenster neben der Kirchentür schlugen bei jedem Windstoß auf und zu. Es war finster in der Kirche - nur das Licht der Blitze ließ ein klein wenig von der barocken Pracht des Inneren ahnen. Drei der hohen Kirchenfenster waren mit großen langen Tüchern verhangen und bei jedem Windstoß flatterten sie wild durch das Kirchlein.

Schließlich löste das Prasseln des Regens das Donnerkrachen ab. Ich saß da. Die Füße auf dem Kniebrett. Den Handrücken gegen mein Kinn gestützt.

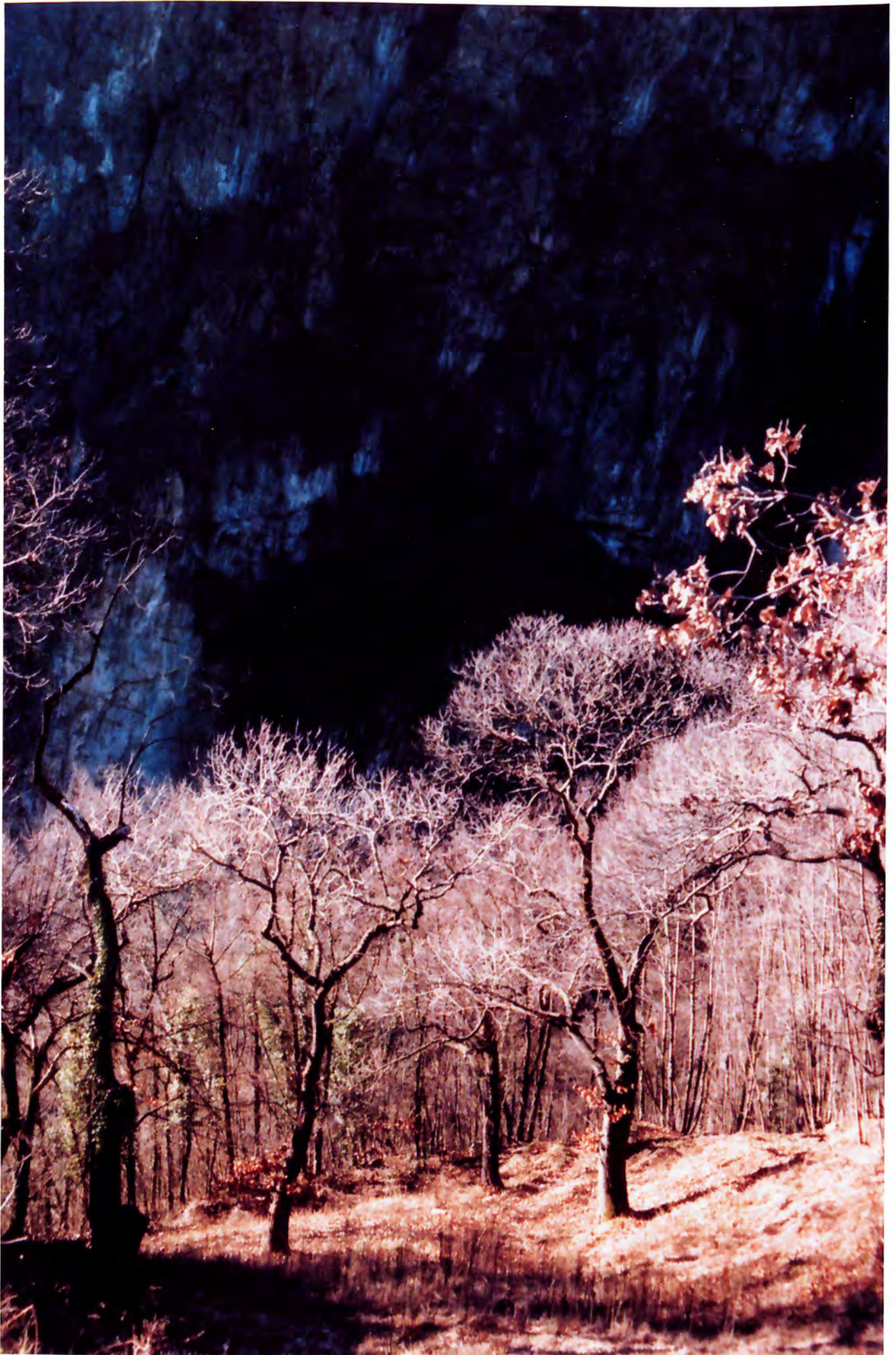
Und fing an nachzudenken. Nachzudenken über die Welt, über das Leben und über das Siffianer Kirchlein. Ich hatte wohl ziemlich viel Glück in meinem Leben: Schließlich lebe ich immer noch - jetzt schon ein halbes Jahrhundert plus Schulzeit. Gesund und ohne eigentliche Sorgen. Sogar mein Kirchlein habe ich wiedergefunden. Und überhaupt: Wie viele Menschen auf der Welt haben schon das Glück, soviel Zeit und Muse investieren zu können um über so Unwichtiges nachzudenken, so kindlich nebensächlichen Erinnerungen nachzugehen und über so Unsinniges zu reflektieren. Plötzlich kamen drei dunkel gekleidete Gestalten in die Kirche gerannt. Über sich noch Jacken und Tücher haltend, mit denen sie sich draußen vorm Regenguss geschützt hatten.

Nachdem sich die Drei ein bisschen umgesehen hatten, holte der erste, der hereinstürmte, ein junger Mann, aus seiner schwarzen Kiste einen Bass hervor. Die Frau stellte Ständer für die Notenblätter auf und der ältere Herr holte die Kerzen vom Altar um die Notenblätter, die die Frau aufgestellt hatte, etwas zu erhellen. Nachdem ein neuerlicher Windstoß die Notenblätter durch die Kirche wirbelte, eilte der ältere Herr die Fensterläden und die Kirchentür zu verriegeln. Nun blieb das Wetter draußen und der Bassist fing an sich einzuspielen. Tiefe melodische Töne mal zart verspielt mal donnernd dem dreisten Gewitter trotzend kreisten durch den finsternen Raum und verloren sich in der Kuppel der Kirche. Ich wagte kaum zu atmen.

Plötzlich stürmte ein weiterer dunkel Gekleideter in die Kirche und verkündete, dass das Konzert nicht hier sondern im Gemeindesaal von Unterinn stattfinden sollte. Alles wurde abgebaut und die Kerzen an ihren ursprünglichen Ort gebracht und kurz darauf war ich wieder allein.

Dann öffnete sich die Kirchentür erneut und die Mesnerin trat herein. Sie erzählte mir von dem zerstörerisch wütenden Sturm am Vortag. Und dass er Ziegel vom Kirchendach trug, Fensterscheiben einschlug und die Kirche mit Scherben verwüstete. Und weil es ja an diesem Tag auch so wettete, wollte man aus Sicherheitsgründen nicht in der Kirche konzertieren sondern im Gemeindesaal von Unterinn. Und sie beschrieb mir den Weg dorthin.

Ich bin nicht mehr hingegangen.





Ein Anfang

Zwischen Franzensfeste und Mittewald liegt im Eissack ein schöner Mühlstein. Er wurde einfach weggeworfen, was den Müllermeister Hermann Scartezini sehr schmerzt. „Könnte man ihn nicht heraufholen, den schönen Mühlstein“, überlegt er. „Vielleicht die Feuerwehr oder ein Bauunternehmen?“

Gespräche über die Mühlen, über die schönen Steine, die überall in unserem Land einfach so herumliegen; auch die Kunst hat sich mit ihnen beschäftigt, die Religion, besonders die Bibel.

Die Schutzpatronin der Müller aber ist die Christina von Bolsena, Festtag am 24. Juni. Sie wurde wegen ihres christlichen Gaubens um 304 in Bolsena mit einem Mühlstein im See versenkt.

Überall regt sich der Wille, dieses wichtige Gewerbe durch anschauliche Anlagen in seiner historischen Bedeutung zu würdigen.

„Junge“ Bauern bauen wiederum die alten Getreidesorten an und wollen in der eigenen Mühle mahlen. So zu verstehen ist auch der Wiederaufbau der Mühlen des Eschenbaches.

Oben rechts: Darstellung der Christina von Bolsena im Brixner Kreuzgang, Fresko von 1410, der Künstler ist Hans von Brunneck, Foto Karl Gruber.

Links: Schlucht des Eschenbaches unterhalb des Sackerhofes.



Mühlen am Eschenbach

25 Mühlen, Sägen und Schmieden am Mühlbach
zwischen dem Wolfsgrubner See und der Eisackschlucht



Oben: Oberst-Müller, kleine Mühle unterhalb des Wolfsgrubnersees, Foto Hugo Atzwanger 1941.

Unten: Die Untergirst-Mühle im jetzigen Zustand.



Oben: Die Untergirstmühle.

Unten links: Die Wentermühle im unteren Abschnitt der Eschbachschlucht, Foto Markus Mahlknecht.

Unten Mitte: Zarter Schneefall auf der neu errichteten Girstmühle am oberen Ende; die Sackermühle (unten rechts) liegt am unteren Ende des Eschenbaches.

Auch diese Mühle soll demnächst wieder in Stand gesetzt werden.

- 1 Rohrsäge
- 2 Oberstmüller Säge
- 3 Zietmüller
- 4 Steinmüller
- 5 Rendl (Gerstenrolle)
- 6 Steinschmied (Werkstätte im Wohnhaus)
- 7 Wagnerwerkstätte mit Wasserrad
- 8 Obergirst Mühle
- 9 Untergirst Mühle
- 10 Steinfarrer Mühle
- 11 Oberhammer Mühle
- 12 Kohl Mühle
- 13 Unterstieler Mühle im Wohnhaus
- 14 Soger (Sägewerk)
- 15 Templer Mühle im Wohnhaus
- 16 Oberstieler Mühle
- 17 Moar Mühle im Wohnhaus
- 18 Matzl Mühle im Wohnhaus
- 19 Schellenschmied Werkstätte im Wohnhaus
- 20 Thalmühle
- 21 Truidnermühle
- 22 Kaiffmühle
- 23 Wentermühle
- 24 Vorhauser Mühle
- 25 Sacker Mühle

Rechts: Flugaufnahme des Eschenbachtals. Die eingezeichneten Zahlen finden (auf dem Foto) im oberen, flacheren Bereich des Baches kaum Platz.





INHALT

<i>Hans Gamper</i>	MIT GANZER KRAFT FÜR DIE GEMEINSCHAFT DER WAGNERMEISTER ALOIS NIEDERSTÄTTER	Seite 5
<i>Elfriede Complojer</i>	DIE „SCHMITTEN“ AM RITTEN UND DIE „ALTE SCHMIEDE AM STEIN“	9
<i>Hans Wielander</i>	UNDA UND DIE WELT, RITTNER KOSTBARKEITEN	14
<i>Marianne Mur</i>	DIE SEEMÜLLER	25
<i>Josef Nössing</i>	HANDWERK UND GEWERBE AUF DEM RITTEN	39
<i>Inga Hosp</i>	EMERGENZ UND SOCKENSTOPFEN. ÜBER DEN VORTL.	49
<i>Ferdinand Rottensteiner</i>	DIE STRASSE ÜBER DEN RITTEN	59
<i>Thomas Hainz</i>	DIE RÖMERSTRASSE	66
<i>Hans Wielander</i>	WINTERFARBEN - SOMMERFARBEN	68
<i>Hans Glaser</i>	AUF GEFAHRVOLLEN WEGEN	72
<i>Bruno Mahlknecht</i>	STREIT UMS „KEIFE“ RITTNER KORN	74
<i>Gerald Mair</i>	DIE LANGEN SOMMER DER KINDHEIT	78
<i>Volker Oberegger</i>	UNTERINNER SOMMERFRISCHE	80
<i>Jagdgeschichte</i>	WOLFSGRUBEN	82
<i>Helmut Moser</i>	ESCHENBACH - RITTEN	87
<i>Markus Mahlknecht</i>	ASKIZ ODER VERGANGENES RUND UM DEN ESCHENBACH . . .	103
<i>Hans Wielander</i>	FERNSEHEN	111
<i>Fotoserie</i>	ERINNERUNGEN	118
<i>Moidi Maria Paregger - Rise'</i>	SAGEN VON DER „ESCHENWERCHER“ HALDE IN UNTERINN . .	121
<i>Andrea Maria Trompedeller</i>	ALOIS NIEDERSTÄTTER - DER „RODERER“	129
<i>Hans Glaser</i>	„LOATERWAGN“	131
<i>Fotoserie</i>	ESCHEN UND MÜHLEN	133
<i>Mariann Mur</i>	MEIN VATER, DER LETZTE SCHMIED AM STEIN	143
<i>Erhard Ladurner</i>	DAS KONZERT	150
<i>Fotoserie und Gesamtansicht</i>	EIN ANFANG	153
<i>Panorama</i>	MÜHLEN AM ESCHENBACH	154

Bildnachweis

Hugo Atzwanger

Seite 120 unten, 142 zwei Bilder

Giovanni Disegna

25, 28, 37x2

Hans Glaser, Zeichnungen

132, 133, 138, 140

Karl Gruber

24, 100, 108, 153

Markus Mahlknecht

105, 106, 109, 110

Gerald Mair

8, 9, 60, 78, 79, 84, 98, 120, 121 zwei Bilder, 60, 144 - 149

Franz Mayr

39, 67, 72 oben, 133, 135, 136, 137, 143 vier Bilder

Helmut Moser

94, 94, 99, 10

Theobald Obkircher

23, 123

Josef Prast

22, 122

Tappeiner foto grafic edition

45, Vorsatzblatt

Andrea Maria Trompedeller

16, 77, 130 x 3, 131 oben

Hans Wielander

alle übrigen Bilder

Gestaltung:
Hans und Ulrich Wielander

ARUNDA 62
Der Eschenbach in Unterinn
Wasserkraft aus dem Wolfsgrubner See
Mühlen und altes Handwerk auf dem Ritten

ISBN 3-7066-2364-1

Buchhandelpreis 25,00 Euro

ARUNDA
Kulturzeitschrift
1-39028 Schlanders, Hauptstraße 10
Tel. & Fax 0473-730103 (vom Ausland 0039-473-730103) e-mail: info@arunda.it
homepage: www.arunda.it

Redaktion:
Dr. Hans Wielander, Gianni Bodini,
Gerhard Mumelter, Paul Preims
Verantwortlich: Dr. Volker Oberegger

LIEFERBARE TITEL DER ARUNDA

Anton Frühauf, Meran •• Brot im südlichen Tirol •• Das Kreuz mit der Identität •
Franz Tumlner •• Musik in Südtirol •• Elemente • Kinder •• Begegnung Engelsburg •
Verknüpfungen •• Hutterer • Peter Fellin •• Die Arche • Das Unterdach des Abendlandes •
Alois Kuperion •• Dauerbrenner Südtirol •• Unter schwarzbrauner Diktatur •
Heu und Stroh •• Sand und Schnee • Gottfried Marsoner •
Kastanien im südlichen Tirol •• Et in arcadia ego •• Riveselchu • Post ••
Musica alpina III / IV ••• Der Schweif des Kometen • Milch •
Natur bin ich •• Pennarias •• Requiem für die Welt •
Ulten •• Steine / Sassi •• Largo • Vinschgau abstrakt ••• Der Eschenbach ••

• Einfachnummer 10 •• Doppelnummer 20 ••• Dreifachnummer 30

Das Jahresabonnement kostet 40 und umfasst 4 Verrechnungspunkte
Abonnentenbetreuung durch die ARUNDA Redaktion in Schlanders

Günstige Bezahlung aus dem Ausland mit Euroscheck oder mit
Postüberweisung, Post-Kontokorrent Nr. 12413399 - Arunda Schlanders

Bankverbindungen:

BANKKOORDINATEN - COORDINATE BANCARIE (IBAN)				
CIN-EU	CIN	ABI	CAB	Konto-Nr. - no conto
IT	21 L	08244	58920	000300205681

Raiffeisenkasse Schlanders Arunda - Konto 20568/1 ABI 08244 CAB 58920

Südtiroler Sparkasse Schlanders Arunda - Konto 100100 ABI 06045 CAB 58920

Südtiroler Volksbank Schlanders Arunda - Konto 1200/8 ABI 05856 CAB 58920

Vertrieb im Buchhandel
loewenzahn in der StudienVerlag Gem.m.b.H., Amraser Straße 118
A-6020 Innsbruck; Fax 0043-512-395045-15
e-mail: order@studienverlag.at
oder
Studienverlag Bozen, Pillhof 25, I-39100 Bozen;
e-mail: studienverlag@tin.it
homepage: www.loewenzahn.at

Förderer:
Südtiroler Landesregierung, Amt für Kultur
Bundesministerium für Unterricht und Kunst, Wien
Investitionsbank Trentino/Südtirol, Bozen







Die Esche, baum- oder strauchartiges Ölbaumgewächs, wird bis zu 30 m hoch; das stark wuchernde Wurzelwerk wirkt bodenfestigend. Das Holz eignet sich für Gerätebau, für Wagner und Drechsler. In Hofnähe werden die Äste gestutzt, das Laub wird an die "Goas" verfüttert oder auch an Milchkühe, wie der Heindl Messner vom Rielingerhof sich erinnert, "damit die Butter fest wurde".

Wein und Korn

"Rittner Korn" war einst berühmt und der vom Sack-
erhof (506 m Meereshöhe) bis zum Silbergüt (967m)
reichende Weinbau gilt als Unterrinner Kostbarkeit.
In manchen Südtiroler Orten bringen Saltner die
Urbansstatue am 25. Mai in die Keller der Weinbau-
ern, damit der Heilige den Fässern seinen Sagen-
spende.



Prozension in Unterinn: Der heilige Urban
Foto Josef Prast

